AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN

Moritz Gottlieb Saphir




DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.



M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe

in zehn Bänden.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Neunte Auflage.

Erster Band.

Brünn und Wien.

Verlag von Fr. Karafiat.

1876.



Die zwei Carnevals-Nächte.

Wien.

„Immer ist's Sonntag, immer dreht
sich am Herde der Spieß."
Schiller.

Fröhlich ist man aber auch nirgends, als da, wo sich der Spieß immer am Herde dreht, in Wien! Die Grundseligkeit dreht sich am Ende doch immer um den Braten, der sich um den Spieß dreht. Wenn sich an jedem Herde in der Welt täglich ein Spieß drehte, um den sich ein Braten dreht, es wäre Vieles weniger verdreht in der Welt. Je mehr Braten gedreht werden, je weniger Nasen werden gedreht.

Was ist denn am Ende die ganze liebe große Erde anders, als ein Braten, der sich um die eigene Spießachse dreht, sich an der Sonne braten läßt und mit Menschenschweiß und mit Menschenthränen begossen wird?

Ach, ich habe lange dort gelebt in der Stadt, wo sich die Braten um den Spieß, die Frauen um den Braten und die Männer um die Frauen drehen, und habe lange in andern großen Städten gelebt, wo man sich um den

Herd der Hyperbildung und Völkerbeglückung dreht, und ich ziehe am Ende jenen Spieß vor; es ist mir doch lieber, wenn sich die Menschen um den sichern Braten, um den sichern Herd drehen, als wenn sich der unsichere Herd um den unsichern Braten dreht!

Es war Mittwoch am 24. Januar. Ich sah zu meinem Fenster, im Müller'schen Gebäude, hinaus. Durch das Rothethurm-Thor zog die rollende Wagenburg über die sogenannte Niederlbrücke durch die Leopoldstadt in den Prater. In einem Jantschky, diesem juste-milieu zwischen Fiakern und eigenen Equipagen, nahten sich langsam im Wagenzuge zwei Damen. Ein blendend weißer Atlashut sendete zwei große Maraboutsfedern aus dem eleganten Schwimmer heraus, als wollten sie das Auffinden ihrer Gebieterin federleicht machen. Ein grüner Sammtpelz verhüllte neidisch das Vorgebirge der guten Hoffnung. Da erhob sich plötzlich der Atlashut, und zwei Vergißmeinnicht-blauangelaufene Augen sahen schnurstraks zum Fenster im Müller'schen Gebäude, zu meinem Fenster hinauf. Neben meinem Fenster war keines mehr, keine lebende Seele ringsum, der Blick mußte mir gelten Noch einmal drehte sich der Hut, und noch ein Blick flog wie eine Brieftaube zu mir zurück, und in diesem Blick schien ein Etwas zu liegen, das wie ein Wink, wie ein Wunsch und wie eine Bitte zugleich aussah.

Ich schlug die Augen nieder, die Fenster zu, den Mantel um und stürzte hinter dem Jantschky her. Es kostete nicht wenig Mühe, diesen herauszufinden. Ich sah

in alle Wagen und suchte den Atlashut und den grünen Pelz; ich stieß mit meinen Ellbogen mir Bahn durch die wühlende Menge; erhielt auch mehrere gutbeschlagene Rippenstöße Wegzehrung; allein was macht sich ein Poet, der einen Atlashut sucht, aus einigen Rippenstößen? Ich stöberte immer vorwärts durch die Menge, da gewahrte ich meinen Jantschky in der Jägerzeile links vor einem Hause still halten; ich darauf los, aber in dem Wagen war keine Dame mehr. Leer stand er da wie die Muschel, aus der eben Amphitrite gestiegen. Ich sah das Haus an, es war ein Maskenhändler zur ebenen Erde. Gewiß sind sie da hinein, dachte ich, um Masken für die heutige Redoute zu wählen. Ich beschloß dasselbe zu thun. Ich stieg einige Stufen hinauf und befand mich in Mitten eines Salons voll von bunten Gewändern und Kleidern. Der Saal war abgetheilt, auf der einen Seite eine Abtheilung für Damenmasken und auf der andern eine zweite für Herrenmasken.

Meine Schöne aus dem Jantschky stand wie eine Zauberin unter bunten, absonderlichen Gewändern und Hüllen. Sie erblickte mich und stieß ihre Begleiterin leise an, um sie auf mich aufmerksam zu machen.

Es war eine echte Wiener Schönheit, einladend mit Verschämung, zuvorkommend mit Reservation, lebhaft mit Bescheidenheit, und unternehmend mit Schüchternheit. Der Widerspruch des Karakters, der sich in den schwarzen Locken und blauen Augen aussprach, gab schon ihrem ersten Anblicke etwas ungemein Pikantes. Schwarzes Haar

ist Autokratie, blondes Haar constitutionelle Regierung; ich möchte sagen, schwarze Haare wollen Leibeigenschaft, blonde Haare Seeleneigenschaft. Schwarze Augen wollen geliebt sein, blaue Augen wollen lieben; aus schwarzen Augen fahren Blitze, aus blauen thauen süße Strahlen. Eva hat gewiß blaue Augen gehabt; wenn sie schwarze gehabt hätte, würde sich Adam nicht haben verführen lassen, und wir wären noch im Paradiese; allein was wäre ein Paradies ohne blaue Augen? Ein schwarzes Auge ist eine schöne Sache; manches schwarze Auge hat mich blau anlaufen lassen, und es wäre schwarzer Undank, nicht zu bekennen, daß schwarze Augen auch himmlische Augen sind; allein sie sind nicht zärtlich! Was ist alle Liebe, alle Lust, alle Seligkeit, ja aller Genuß ohne Zärtlichkeit? Zärtlichkeit ist das Salz in dem Meere der Liebe; Zärtlichkeit ist das Beglaubigungsschreiben der Liebe, ihr Certificat und Götterausweis. Liebe ohne Zärtlichkeit ist eine Taubstumme, sie hört meine Liebe nicht und ihre Liebe spricht nicht! Schwarze Augen sind nicht zärtlich, aber blaue! Ein blaues Auge ist die Wiege der Zärtlichkeit. Man versuche es nur und sehe recht lange und recht tief in ein großes, schwarzes Auge, da werden alle Gefühle nach und nach in uns aufstehen und großen Lärm machen, und unsere fünf Sinne werden Alles über den Haufen werfen und hinauswollen aus ihrer eigenen Haft, aber das Gemüth bleibt ruhig in uns, so zu sagen, hinter dem Herzensofen hocken und rührt sich nicht; aber man schaue einmal so

recht innig und recht tief in ein großes, blaues Auge, in diesen thaufeuchten Himmel, und in uns wird ein leises Regen und Schaffen fühlbar, wie wenn der Frühling zum Erstenmale die Erde küßt, und der Himmel sein großes, blaues Auge aufschließt für die erwachende Schöpfung; und unser Gemüth wird so leicht und beweglich und wohlig und warm, und es schaut aus unserem Herzen zu allen Fenstern heraus und füllt behaglich und elastisch unser ganzes Wesen aus. Es war also ein sonderbarer Contrast in dieser Schönheit. Aus dem Ebenholzrahmen der schwarzen, dichten, herabfallenden Locken blickten zwei tief-blaue Augen, gemüthsinnig und schmachtend, heraus. Die Wangen waren sowohl von dem Karmin der Natur als von der Kälte etwas höher geröthet, und ein unaussprechliches Stumpfnäschen schien freudig und erschrocken vor dem üppigen und schwellenden Trotz der scharlachrothen, fülligen Lippen in die Höhe zurück zu fahren.

Ich betrachtete sie lange, es lag in dem ganzen Gesichte eine Mischung von Welschthum und Deutschheit. Die schwarzen Lockenschlangen waren Italiener, Carbonaris mit gekrümmten Pfeilen, und die zwei Augen waren ehrliche Deutsche. Ehrlich? das will ich nun gerade nicht sagen; aber es waren gemüthliche, alte Deutsche, voll Sinnigkeit und Herzensthum. Und dennoch hatten diese deutschen Augen einen italienischen Schnitt. Die Augen der Italienerinnen unterscheiden sich wesentlich von denen der deutschen Frauen durch die Form der Augenwinkel.

Man betrachte die Augen aller Italienerinnen und man wird bemerken, daß sich bei ihnen die inneren Augenwinkel in einer sanften Biegung abwärts senken. Durch diese Senkung erhält der ganze Bau des Auges einen eigenthümlichen, wohlthuenden Karakter; dadurch erhält das obere Augenlid eine wellenförmige Schwingung, die Wölbung wird bogenartiger und malerischer; auch das untere Augenlid biegt sich in einer verschwebenden Wellenlinie und das längliche Oval des ganzen Auges gewinnt an vollendeter Schönheit und Symmetrie. Die Augenwinkel der deutschen Frauenzimmer hingegen laufen alle spitzig und gerade aus, und sie würden, wenn sie durch die Nasenwurzel nicht gehindert würden, geradezu in einander zusammenlaufen. Dieses gibt den Augen etwas Pedantisches, Steifes.

Wie ein Gedanke des Lichts fuhr es mir durch den Kopf, daß sie gewiß da ein Maskenkleid für die nächste Redoute nehme, und ich beschloß es abzuwarten und mir das Kleid genau zu merken, um sie daran zu erkennen. Ich that, als ob ich ganz mit dem Aussuchen meiner Maske beschäftigt wäre, verlor aber kein Auge von der schönen Unbekannten. Sie und ihre Begleiterin hatten endlich unter den Maskenkleidern gewählt; die Wahl fiel auf zwei einfache Fledermäuse, graue Seide, mit blauem Gürtel und blauer Kappe. Der Maskenhändler legte ihnen die Kleider bei Seite. Während dieses geschah, und ich, ohne sie aus den Augen zu verlieren, auch ein Maskenkleid aussuchte, stürmte mein Freund herein, um sich ebenfalls ein Redoutengewand zu bestellen. Er fiel

gleich über mich her, nannte es eine Fügung, mich hier zu finden, nicht nur eine Fügung, sondern eine Vorausbestimmung, die es so haben wollte, daß wir die nächste Redoute zusammen besuchen sollten. Ich kannte Roderich; wenn er einmal etwas wollte, war nichts dagegen zu thun; ich willigte ein, wir wählten zwei Kleider, ich einen Rosa-Domino mit blauem Kragen und er einen Türken. Wir ließen die Kleider bei Seite legen; unterdessen waren die beiden Damen schon fort; Roderich hing sich an meinen Arm und zog mich vollends hinab in den Prater.

Wir durchströmten alle Alleen, die große Reifrock-Allee, die Seitengänge, das Lusthaus, nirgends war eine Spur meiner Unbekannten. Endlich schieden wir und verabredeten uns, am Abend bei mir im Müller'schen Gebäude zusammen zu kommen und von da in die Redoute zu fahren.

Freund Roderich gehörte zu denjenigen Menschen, die keinen eigenen Geschmack zu verzehren haben, und die sich blos bei fremdem Geschmack zu Tische laden. Es gibt viel solche Geschmacksschmarotzer, die keinen Kreuzer Geschmack besitzen und doch für geschmackreich gelten, weil sie Geschmack zu leihen und zu schenken nehmen. Roderich hatte es in seinem Leben noch nie gewagt, zu sagen:

„Das ist schön! das ist häßlich! das ist gut! das ist langweilig!“ Er wartete immer ab, bis ein Anderer sagte: „Das ist schön!“ u. s. w., dann war er mit dabei. Er war z. B. ein leidenschaftlicher Freund von Westen, er hatte eine Westensammlung wie ein Anderer eine Schmetterlingssammlung hat; allein, nie wagte er es, auf seinen eigenen Geschmack sich Zeug zu einer Weste zu kaufen, immer mußte ein Freund oder eine Dame erst darüber consultirt werden. Man sagt: „Der Mensch, das ist sein Styl,“ bei Roderich konnte man sagen: „Der Mensch, das ist seine Weste!“

Er hatte beinahe so viele Westen als Tage im Jahre sind; wenn er in Gesellschaft war und Jemand ging vorüber und fixirte seine Weste, gerieth er in Unruhe; es war genug, wenn man ihm sagte: „Ihre Weste gefällt mir gar nicht!“ um ihn für den ganzen Abend zu aller Fröhlichkeit untauglich zu machen; dagegen war man sicher, ihn in den besten Humor zu bringen, wenn man ihm sagte: „Ach, was für ein niedliches, reizendes Westchen haben Sie da!“

Mit den Frauenzimmern ging es ihm wie mit den Westen; er wählte nie eine aus eigenem Geschmacke, er liebte immer nur die, von welcher eben Jemand sagte: „Das ist eine himmlische Person!“ da war er gleich rasend verliebt; kam nach zwei Tagen Jemand und sagte wie ganz zufällig: „Ich finde doch gar nichts Hübsches an ihr, sie ist ganz alltäglich!“ da zog sein Herz sie sogleich aus, als ob sie eine Weste wäre.

Roderich hörte und sah, daß ich in dem Maskenmagazin von jener Unbekannten ganz entzückt war, und er war es folglich auch; er merkte sich eben so gut wie ich ihre Maske und war fest entschlossen, ihre nähere Bekanntschaft auf der Redoute zu machen.

Im Saale wogte die Menge auf und nieder. Die Musik ertönte und rings herum näselte, zirpte und miaute das Maskenvölklein.

Ehedem waren die Redouten das erste, höchste und eleganteste Vergnügen der Wiener Welt. Jetzt hatte das sehr abgenommen. Karaktermasken sah man wenige und noch viel weniger Masken von Karakter. Die vornehme Welt schwamm blos einige Mal auf und ab; die jungen alten Herren und die alten jungen Herren renovirten sich hier, und alte Bekanntschaften, und eine große Anzahl der weiblichen Masken ging blos maskirt, damit man sie um so leichter erkenne. Besonders zeichnete sich fast in jeder Redoute ein vierblätteriges Kleeblatt aus, das dem Finder eben nicht, wie sonst ein vierblätteriger Klee blos Segen und Glück brachte, wenn man unter Segen nämlich nicht blos Kindersegen und unter Glück nicht blos das väterliche versteht. Es waren die geistreichsten Närrinnen und die schönsten häßlichen Seelen, die ich je gekannt habe. Die Genialität und der wahrhaft Hofmann'sche Humor, der in ihnen wohnte, zog mich an sie an, denn es war eine echte humoristische Tollheit in ihnen; es schienen mir lebendige Vexirspiegel, denn Hohn und Lust und zugleich die Zerissenheit der Sünde, das

tolle Betäuben der Selbstvernichtung glänzte aus ihren Augen und lachte zuweilen absonderlich und gräßlich aus ihnen heraus, so als ob sie selbst nicht wüßten, wer und was denn so in ihnen lache. Es war ordentlich ein Spuk bei ihnen, und oft schien es mir, als ob ihre Seele von der Tarantel gestochen worden wäre, und als ob der Körper lustig, doch voll stechenden Schmerzes sich mit drehen müsse. Insonders war es die Jüngere, die ich nie ohne tiefes Weh betrachtete. Es war ein Engelsgesicht voll Milde und Unschuld, ein paar Augen blau und tief und sinnig wie der See am heitern Morgen, und ein Lächeln wie der Sieg der Unschuld, und eine Gestalt harmonisch, poetisch und lieblich, wie Schiller's Erwartung, und ein Herz rein, menschlich, liebreich, mitleidig und doch, doch! doch war das alles nichts als ein Pavillon der Sinnlichkeit! der gute Engel dieses Wesens muß lange und anhaltend geweint haben, als er ausquartieren mußte und der böse Engel einzog, um dieses göttliche Palais-royal der Schönheit zu beziehen. Ich habe mit tiefer Wehmuth den bösen Geist da drinnen belauscht, durch die Fensterscheiben der Augen und durch das Schlüsselloch der Rede, und es gab Augenblicke, in denen ich gewünscht hätte, der böse Engel zu sein, um selbst zu besitzen diesen marmornen Gliederpalast mit seinen Augen-Spiegelscheiben u. s. w.; allein, in solchen Augenblicken der Feuersgefahr packte ich meine Seele wie Anchises auf den Rücken und trug sie unversehrt aus dem Brand. Noch jetzt bin ich froh, daß ich den Anchises unversehrt rettete

aber es würde mich doch ein Bischen freuen, wenn sich der Aeneas ein wenig versengt hätte!

Dieses vierblätterige Kleeblatt also machte einen Hauptbestandtheil der Redoute aus, und man hat alles Bezeichnende erschöpft, wenn man sagt: es trug den großen Redoutensaal ganz allein in den kleinen Redoutensaal hinein und zog Groß und Klein nach sich.

Freund Roderich war vor dem Anfange der Redoute in Verzweiflung; da ich einen Rosa=Domino gewählt hatte und er den Türken, so schien es ihm, man müsse eigentlich einen Rosa=Domino anziehen, und ohne Rosa-Domino gebe es kein Maskenvergnügen. Sein Türkenkleid schien ihm ganz unerträglich, und mit den lüsternsten und wehmüthigsten Blicken betrachtete er meinen Domino. Mir war es im Grunde gleich, was ich anzog, und so überließ ich ihm, um sein und damit auch mein Vergnügen nicht zu stören, meinen Domino und nahm selbst den Türken.

Wir durchsuchten und durchstürmten den großen und den kleinen Saal unaufhörlich, um die zwei Masken in grauen Fledermäusen mit blauen Gürteln aufzufinden, und Roderich war fast ungeduldiger als ich.

Im kleinen Saale sammelte sich ein größerer Kreis von jungen Männern um zwei weibliche Masken. Die eine war Pythia, die andere Preciosa; also beide aus dem wahrsagenden Geschlechte. Sie mußten beißende und

treffende Antworten ertheilen, denn lautes Lachen, und Lachen und Beifall erscholl oft aus dem dichten Kreise. Wir näherten uns auch. Ich habe nie eine schönere Gestalt gesehen, als diese Pythia. Aus dieser ganzen verhüllten Figur war nichts sichtlich als die zwei Fußspitzen und zwei Augen. Es waren aber auch zwei Fußspitzen, die dem Dreifuß alle Ehre machten, und zwei Augen, Augen, o Augen! blaue, tiefe, sinnige, milde, wonnige Augen, denen Talleyrand selbst vielleicht den Eid der Treue gehalten hätte, wenn er ihnen einmal Treue geschworen haben würde. Ich kann keine blauen Augen sehen, ohne auszurufen: „Ach, das Leben ist doch schön!"

Die Preciosa war eine weltliche Pythia; eine gedrungene Figur, inhaltsreiche Bewegungen, freie Arme, rund, voll, weich und dem Kusse entgegenschwellend; den aufwieglerischen Busen als Unruhestifter in enge Haft gebracht, der aber durch die Kerkerritzen um seine Befreiung flehte, und zwei Augen, funkelnde, blitzende, schwarze Augen, wahre Zigeuner, die sich aufs Stehlen, aufs Herzenstehlen nämlich, einübten, oder denen es vielmehr zur zweiten Natur wurde.

Ich nahete mich der Pythia: „Allah sei mit Dir, erhabene Priesterin! Willst Du auch dem Sohne Mohamets sein Schicksal verkünden?"

Sie sah mich an und sprach: „Nur dem Gläubigen sag' ich wahr, denn die Kunst beruht auf dem Glauben!" Damit wendete sie sich von mir ab und sagte zu Roderich: „Du aber, Du Sohn der Gottheit, Du darfst nur

befehlen und Deine Dienerin enthüllt Dir das Buch Deiner Zukunft."

Roderich schnitt einige Komplimente und bat um einige prophetische Aussprüche. Pythia umkreisete ihn dreimal und sprach still und feierlich ein Anathema über seine Zukunft aus, welches ich nicht hören konnte, weil indessen Preciosa meine Hand faßte, um mir wahr zu sagen, und mich fragte: „Willst Du von mir Deine Zukunft wissen?"

„Schöne Preciosa," antwortete ich, „Du machst mir Vergangenheit und Zukunft entschwinden, nur die Gegenwart ist in Deiner Gegenwart interessant."

„Erhabene Priesterin!" sagte ich und sah ihr dabei in die klare Fluth des offenen Auges, „erhabene Priesterin! der Sohn des Moslims kommt in den Hain zu Delphi, um zu den fünf Füßen der Pythia abzuschwören den Unglauben und in christlicher Frömmigkeit —"

„Halt!" lachte Pythia, „Sie verwickeln sich in Anachronismen und so weiter, mon cher Türke, und machen fast, daß ich aus der Rolle falle! Deshalb," hier wendete sie sich an Roderich, „geben Sie mir den Arm, und in Ermangelung eines Dreifußes begleiten Sie mich zu einem vierfüßigen Sessel!"

Roderich nahm ihren Arm, Preciosa den meinigen, und wir setzten uns auf ein Sopha unter dem Spiegel im kleinen Saale nieder.

Eine neue vorüberrauschende Fluth von Masken machte sich vorzüglich durch lautes Wesen und Gelächter bemerklich; wir sahen näher hin und erblickten die zwei grauen Masken mit den blauen Gürteln und Kappen. Sie waren von jungen und alten Herren umzingelt und schleuderten Repliken rechts und links. Roderich sprang auf: „Da sind sie!“ rief er aus und zog mich mit sich fort. Ich folgte gerne. Ohne von den beiden Prophetinnen weiter Abschied zu nehmen, zogen wir den zwei grauen Masken nach, die in eines der Erfrischungszimmer gingen.

„Schöne Fledermaus!“ flisterte ich der Größern von ihnen zu, „lasse auch mich einen Augenblick unter Deinem reizenden Fittig Schatten suchen!“

Da antwortete es hinter mir: „Schatten wirst Du da genug finden; mangelt es in Deinem Harem an Fledermäusen?“

Ich sah mich um, es war Pythia und Preciosa, die uns gefolgt waren, und die nun durch ihr Dazwischentreten die Fledermäuse verscheuchten.

Halb verdrießlich wollte ich mich ihnen entziehen, allein Pythia hatte sich an Roderichs Arme eingehängt und schien mit besonderem Interesse seine Conversation anzuhören und zu unterhalten. Mir blieb nichts übrig, als den Alonzo der Preciosa zu spielen, und ohne eben ein Schauspieler zu sein, mußte ich meine Rolle doch sehr natürlich gespielt haben, denn Roderich, dem nur das gefiel, was einem Andern zu gefallen schien, wurde

unruhig und hätte gar zu gerne seine Pythia gegen meine Preciosa ausgetauscht.

Im großen Saale war es nach und nach leer geworden; als wir wieder hineintraten, machten nur noch einzelne Gruppen die Runde, einige maskirt, die andern schon demaskirt, und die Unterhaltung wurde leiser, flisternder. Als wir an die Treppe kamen, die zur Galerie hineinführt, hüpften die zwei Fledermäuse eben herab. Ich wollte sogleich wieder zu ihnen hin, allein meine Zigeunerin hielt mich wie ein schwarzes Schicksal fest, und Pythia sagte zu mir: „Es scheint, daß Ihr Freund (sie meinte Roderich) eine besondere Vorliebe für Fledermäuse hat; er ist ganz zerstreut, und Fledermäuse sind doch weder Nachtigallen noch Musen!"

Ohne weiter über diese sonderbaren Worte nachzudenken, wollte ich eben meine Fledermausjagd weiter fortsetzen, als diese sich auf ein Seitensopha setzten und das Visir abnahmen. Es waren zwei fremde, mir unbekannte weibliche Wesen, und keine von ihnen hatte auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit meiner pallasäugigen Dame aus dem Jantschky-Phaeton von gestern Morgens. Wir waren wie aus den Wolken gefallen, und unsere Prophetinnen schienen sich an unserer Ueberraschung schadenfroh zu weiden.

„Wie?" hohnlachte Pythia den armen Roderich, „wie, Du Göttersohn, woher dieses Erstaunen?"

Da wir die Hoffnung aufgaben, nun die Jantschky-Holde zu finden, überließen wir uns ruhiger und geduldiger der Unterhaltung mit den beiden Masken, die uns, wie es schien, nun einmal ausersehen hatten, für heute ihre Schlagschatten zu machen. Insonders setzte Pythia dem unmuthigen Roderich gewaltig zu, der mir meine Preciosa zu mißgönnen schien.

Nach und nach wurden wir alle Viere lebendiger, wärmer, aufgeregter; wir überließen uns den Neckereien und Huldigungen des Maskenrechtes, und endlich wurde es mir doch interessant zu wissen, wer diese beiden geistreichen Zukunfts-Göttinnen sein mögen. Wir bestürmten sie vergebens, sich zu demaskiren; alles was wir erlangen konnten, war das Versprechen, daß sie auf der nächsten Redoute wieder, und zwar in demselben Kostume, erscheinen wollten, wofür wir auch versprechen mußten, wiederum in diesen Kleidern zu kommen. Es wurde uns das Ehrenwort abgenommen, ihnen heute weiter nicht nachzuforschen, beim Nachhausegehen ihnen nicht nachzufahren und Alles der nächsten Redoute zu überlassen.

Ich hätte in zwei Tagen das ganze Abenteuer auf der Redoute fast vergessen, wenn nicht Roderich immer davon gesprochen hätte. Er konnte nicht satt werden, von den Reizen der Preciosa, von ihrer Figur, von ihren

Augen, von dem Tone ihrer Stimme zu sprechen, und mich zu beneiden, daß sie mir für den Abend zu Theil wurde. Er erzählte mir, daß Pythia sonderbare Reden an ihn richtete und so thun wollte, als ob sie ihn kennte und hier zu finden wußte; er habe aber, weil er immer nur Preciosa im Auge hatte, gar nicht recht zugehört und ganz zerstreut geantwortet.

Am Abend der zweiten, verhängnißvollen Redoute kam Roderich zu mir, um mich abzuholen, und um sich bei mir anzuziehen. Ich sah an seiner Miene, daß ihm etwas gewaltig auf dem Herzen liege. Er nahm das kleinste, geringfügigste Abenteuer immer sehr ernst und machte eine wichtige Angelegenheit daraus, und so war es auch heute der Fall. Er war ganz unruhig, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder, trat auf mich zu, als ob er mir etwas zu entdecken hätte, verschlang das Wort wieder u. s. w.

„Drück' los, Freund Roderich!" sagte ich endlich; „was hast Du denn wieder?"

In der größten Verlegenheit, wußte er kaum, wie er sein Verlangen ausdrücken sollte; endlich brachte ich es denn glücklich heraus; er wollte heute wieder meine Türkenkleider anziehen und ich sollte den Rosa-Domino nehmen. Er hoffte dadurch Preciosa zu gewinnen, da sie die Verwechslung, bei unserer gleichen Gestalt, nicht bemerken würde.

Ich lächelte, und da mir im Grunde das ganze Abenteuer mehr Spaß als Ernst war, so willigte ich

gerne ein, und so fuhren wir denn in umgewechselten Masken in die Redoute.

Wirbeln und Lärmen, Musik, Tanz, Gewühl und Geschrei waren schon vollauf, als wir in den Saal traten. Von Bekannten angehalten, von Masken geneckt und verfolgt, vergingen wohl anderthalb Stunden, ehe wir an das Aufsuchen unseres Rendezvous denken konnten.

Endlich als wir in den kleinen Saal traten, erblickten wir unsere zwei Wahrsagerinnen auf dem Sopha unter dem Spiegel sitzen, und sich in die Ohren flistern. Wir traten auf sie zu, und Roderich stürzte sich sogleich, wie ein Lämmergeier, auf sein Täubchen Preciosa.

„Wir danken Dir, heilige Priesterin!" redete ich die Pythia an, „daß Du Wort gehalten hast."

„Ich will hoffen," erwiderte sie, „daß Du heute weniger abwesend sein wirst, und schon aus Artigkeit in der Gesellschaft einer Schicksalsgöttin nicht so zerstreut sein wirst, wie letzthin, wo die Fledermäuse Dir um das Herz schwirrten!"

Ich gestand ihr offen, daß mich die Fledermäuse deshalb interessirten, weil ich eine andere Person unter ihnen suchte, als ich nachher bei ihrem Demaskiren fand.

„Ich werde Dir Deine Zukunft enthüllen," sagte Pythia parodirend ernst. „Eins sind zwei, und zwei ist einerlei, und Einer Du für Beide sei!"

„Beim Himmel!“ rief ich aus, „dunkel genug ist dieser Rede Sinn für ein delphisches Orakel.“

Im Eifer des Gespräches entwickelte meine Pythia einen solchen herrlichen, brillanten Verstand, eine solche feine Bildung und Feinheit des Geistes, daß ich immer mehr erstaunte, und immer mit größerem Wohlgefallen und mit erhöhtem Interesse ihr in die seelenvollen Augen sah. Ich wurde auch immer aufgeregter, und überließ mich einer gewissen poetischen Stimmung, in die man in der Maskenwelt so leicht und angenehm versetzt wird.

Ihr Auge wurde immer inniger und seelenvoller, und ihr Handdruck immer länger und beredter.

„Heute,“ sagte sie, „bist Du wie ich Dich erwartet habe. Letzthin warst Du nicht Du!“

„Und wer muß ich denn sein, um heute Ich zu sein und nicht das Letzthin-Du?“

„Das Letzthin-Du war wie eine ehemalige Wachsfigur aus dem Müller'schen Gebäude und heute —“

„Nun, heute? —“

„Heute bist Du das,“ hier zeigte sie auf den Reif ihrer Stirnbinde, in dem unter andern Steinen auch ein Saphir saß.

Ich war ganz verblüfft, mich erkannt zu wissen, und ich habe unter der Larve gewiß ein dummes Gesicht gemacht. Vergebens drang ich mit Bitten und Flehen, mit Delikatesse und Ungestüm darauf, mir ein kleines Zeichen zu geben, wann, wie und wo ich sie wieder-

finden oder wiedererkennen könnte; sie war zu nichts zu bewegen.

Zwei Stunden waren mir wie eben so viele Minuten verronnen, als sie sich zu Preciosa wandte, die eben so vertraulich mit Roderich plauderte, und sie aufforderte, nun mit ihr eine große Tour durch den Saal zu machen.

„Auf Wiedersehen in einer kleinen Weile, wiederum hier auf diesem Sopha, wir müssen noch einige Bekannte aufsuchen, um ihnen ihr Schicksal zu enthüllen; in einer halben Stunde wiederum hier, auf Pythia-Ehre!"

Damit trennten sie sich von uns und ließen uns unserm Erstaunen über. Roderich war ganz entzückt von seiner Preciosa, und wir schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, ob sie wohl in einer halben Stunde wieder sich zu uns gesellen würden.

Wir mischten uns nun auch indessen wieder in den brausenden, tosenden Wirbel der bunten Carnevalswelt, und umkreisten neckend und geneckt, grüßend und gegrüßt den großen Saal. Als wir zum zweiten Male ungefähr die Mitte des Saales erreicht hatten, traten uns plötzlich auch die zwei Fledermäuse von der letzten Redoute entgegen und begrüßten uns mit den gewöhnlichen Worten: „Ah, bist Du auch wieder da?" Wir warfen ihnen einige lose Worte zu: daß es zu hell hier im Saale für Fledermäuse sei, daß sie die Dämmerung suchen müßten u. s. w. Heute aber schien es, als ob wir so wohlfeilen Kaufs nicht loskommen sollten. Sie klammerten sich fledermaus-

artig an uns an und verfolgten uns durch den ganzen Saal. Die Eine größere insonders hing sich wie eine Pompadour an meinen Arm und schwatzte mir allerlei ins Ohr, welches immer mehr meine Aufmerksamkeit erregte.

„Ihr seid wohl durch das Fenster da herein geschwirrt?" fragte Roderich.

„Nein," antwortete heftig und mit Hast die größere; „auf einem Jantschky sind wir hereingeschwirrt!"

Das Wort Jantschky schlug wie ein Blitzstrahl in meine Seele.

„Wie?" dachte ich, „wenn das nun heute doch die schöne Unbekannte wäre?"

Ich betrachtete sie genauer, und Figur, Auge, Anstand, Alles schien mir die Holde aus dem Maskenmagazin wieder zu geben, nur schien sie etwas stärker, welches ich der Verhüllung zuschrieb.

Mit ungewöhnlichem Eifer suchte ich sie, die mir nun wieder sehr interessant war, fest zu halten, verwickelte sie immer tiefer ins Gespräch und zog sie mit ihrer Begleiterin in den kleinen Saal. Wir setzten uns auf dasselbe Sopha, und sie erzählte mir, daß sie vor einer Stunde hier durchgegangen wären, ich aber wäre so vertieft in der Unterhaltung mit einer andern Maske gewesen, daß ich sie nicht bemerkt hätte.

„Der Guckguck hole die andere Maske!" rief ich unmuthig aus, „hätte ich Dich nur erblickt!"

Mit einiger Verlegenheit aber dachte ich daran, daß jetzt meine Pythia erscheinen könnte.

Roderich und ich, wir boten alle unsere Beredsamkeit, alle unsere Bitten und Versprechungen auf, um die zwei Fledermäuse zu bewegen, sich zu demaskiren. Bald schienen sie nachzugeben, bald genirte es sie wieder. Endlich sagten sie, wir sollten sie oben in eines der entlegenen Speisezimmer geleiten, da wollten sie sich demaskiren. Wir gingen mit klopfendem Herzen mit ihnen hinauf. In einem der kleinern, leeren Zimmer angelangt, schienen sie sich wieder anders besonnen zu haben, und wollten zurückeilen; allein wir bestürmten sie mit heißen Vorstellungen und Flehen; da gaben sie nach, sie demaskirten sich, es war — Pythia und Preciosa.

Unser Erstaunen war gränzenlos! Pythia rief aus: „Der Guckguck hole die andere Maske! das galt mir, nicht wahr?“ —

Ich wußte nicht was ich sagen sollte. Sie weidete sich an meinem Verstummen, bis ich ihr denn endlich gestand, daß ich eine Person unter jener Fledermaus suchte, die mich allerdings interessirte, ohne daß ich sie weiter kenne.

Sie schien sich damit zu begnügen. Wir setzten uns nun wieder und fingen die Bestürmungen, daß sie sich demaskiren sollten, wieder von Neuem an. Sie gaben nach, und wer schildert mein Entzücken, als ich in der Pythia meine unbekannte Schöne aus dem Jantschky und aus dem Maskenmagazin wiederfand! —

Wie sie hieß? „Namen nennen sie nicht!“ Sie kannte mich früher, bevor ich sie kannte, und hatte mir das

Paradies ihres Herzens zugedacht. Im Maskenmagazin hatte sie und ihre Freundin die zwei Fledermäuse von dem Maskenhändler zugesagt bekommen, sie sah, daß ich mir diese Masken genau betrachtete, und merkte auch meine Absicht. Zugleich sah sie, daß ich den Rosa-Domino für mich, und Roderich den Türken wählte. Abends fand es sich, daß die Maskenhändlerin jene zwei Fledermäuse schon früher versagt hatte, wovon ihr Mann nichts wußte. Sie mußten also jene zwei Masken als Pythia und Preciosa nehmen. An dem ersten Abend, als Roderich meinen Rosa-Domino nahm, hielt sie diesen für mich. Für den zweiten Redoutenabend hatten sie die zwei Fledermäuse noch obendrein genommen, und sie nachher noch über ihre Masken übergeworfen.

Es waren schöne zwei Carnevals-Nächte, deren noch viel schönere folgten.

Als ich mit Roderich nach Hause fuhr, sagte er: „Hätte ich doch in der zweiten Redoute auch den Domino behalten!"

Ich lächelte.

Der Leichenmaler

„Erinnerung, süßer Demuth Gefährtin,
Wenn diese die Wimper trauernd senkt,
So hebst du den Schleier, und lächelst
Mit rückwärts gewandtem Gesicht.“

Julie, Du süße Rose, die einen kurzen Frühling mir geblüht; Nachtigall, die nur eines Lenzes flüchtigen Tag mir zugesungen; Sternbild, das nur eine beflügelte Stunde lang an meinem Lebenshimmel mild erglänzte; spät mir gegeben, und früh mir geraubt; Julie, wo Du auch seist, hier oder dort einsam des Fernen gedenkend, oder beglückt sein vergessend; in dem Heiligthume der Erinnerung hänge ich diese Zeilen als Votivtafel meines Herzens auf. Weilen Deine Augen je auf ihnen, so gedenke Deines Freundes, dem auf der ganzen Pilgerschaft des Lebens nur Ein Wesen ward, das sein Herz verstand, Du, dem dieses Wesen vielmal liebend die Seele und küssend berührt, und wie ein Traumbild entfloh, und dessen Herz nun hineinschaut in das flache Spiegelglas seines Daseins, ohne daß ihm ein zweites gleiches entgegenschaut.

„Wir müssen sie finden!“ rief Alberto, der stolze, wilde, schöne und reiche Fremde, der seit einigen Wochen die Schönen Münchens in Bewegung setzte. „Wir müssen sie finden!“ rief er noch einmal ungestüm; seine schwarzen Augen blitzten dabei über die edle, stolz gebogene Nase nieder, und gewaltig zog er seinen Freund, den Maler Alonzo, durch die fluthende Menge. Am chinesischen Thurme war Musik. Auf dem Jaspisteppich der Wiese tummelte sich das Heer der Kinder herum, und um den Circus, der die Militärmusik einschloß, reihten sich Fußgänger, Reiter und Equipagen.

„Wir müssen sie finden!“ rief Alberto zum dritten Male; sie wanden sich durch Pferde und Wagen quer durch. Alonzo, der höfliche Maler, den schönen Mädchen bekannt, grüßte hinüber und herüber, flisterte da und dort einem silbernen Riegelhäubchen ein Wörtchen zu, worüber die rothen Wangen noch röther, und die leuchtenden, freundlichen Augen noch leuchtender und freundlicher wurden; allein Alberto hatte für nichts Aug' und Ohr. Er suchte Antonie. Als die beiden Suchenden um die Ecke bogen, sah Alberto die ihm wohlbekannte Equipage. — „Da ist sie!“ rief er, und drückte Alonzo's Arm, daß dieser bald laut aufschrie.

In einem glänzenden Wagen, von zwei edlen Rossen gezogen, saß Antonie. Ein freudig überraschtes „Ah!“ entfloh den Lippen des Malers, als er sie sah.

Aus der Fülle der reich herunterwallenden, braunen Locken sah ihr Antlitz heraus, wie die Sonne aus dünnem

Gewölke, ihr Auge war lieblich und mild, wie das Lächeln der beglückten Liebe, ihr Mund schien vor Freude zu erröthen, daß ihr liebliches Wort seine reizende Schwelle überschritt, auf ihren Wangen lag ein neugeborner Morgentag, um die rosigen Lippen regten sich süße Gefühle und frohe Gedanken, die in ein entzückendes Lächeln zusammenschmolzen.

Alonzo's kunst- und naturerfahrener Schönheitssinn staunte unersättlich dieses Ineinanderspiel harmonischer Formen an. Alberto riß ihn an die linke Seite des Wagens hin und grüßte flammend die schöne Antonie; sie dankte freundlich kalt und wendete sich zur rechten Seite des Wagens, an dem zu Pferde der junge Graf von Wandern, ihr Bräutigam, sich befand.

Alberto trotzte wieder fort durch die Menge, riß Alonzo mit und tobte mit ihm hinein in die Seitengänge des englischen Gartens. Hier warf er sich an Alonzo's Brust. „Du mußt sie malen!" schrie er. „Du mußt, fordere, wünsche von mir, so viel Du willst, ich bin reich, nur male sie, ich muß wenigstens ihr Bild besitzen!"

Der Graf von Wandern liebte seine Braut mit allem Feuer einer edlen, sieggekrönten Liebe, und wurde eben so von ihr wieder geliebt. Nicht fremd war ihnen die irregeleitete Liebe des reichen Fremden, der in einem gewissen Inkognito in München lebte; allein durch jene Würde, die jeder wirklich tugendhaften weiblichen Seele eigen ist, wußte sie seine unbändigen Bewegungen zurückzuweisen. Es war unmöglich, ein Bild von ihr zu

bekommen, und dennoch war dies das einzige, das feurigste Bestreben Alberto's.

Alonzo war einer der geschicktesten und glücklichsten Porträtmaler der Stadt. Sein Künstlerleben hatte seine Seele etwas wüste gemacht, so wie überhaupt der große Theil der Porträtmaler nicht eindringt in das Heiligthum der Kunst, weil sie sich nur an der Oberfläche weiden, weil sie nicht die Seele der Wesen, sondern blos diese Wesenkleider studiren, und das Oberflächliche wieder mit oberflächlichem Sinne genießen; sie bilden nicht von Innen heraus, sondern von Außen hinein.

Alonzo's Seele war auch von dem rauhen Herumfluge auf dem äußern Schönheitsformat und Gesichtslineamenten leer und wandelbar geworden. In seinem Herzen schwärmten alle Leidenschaften, wie in einem Bienenstocke, aus und ein, und summten und schwirrten und stachen unaufhörlich. Das Glück hatte ihn nicht begünstigt, und so war ihm die Kunst, die heilige, die gottabstammende, nicht die Geistesbraut und Lebensheilige, sondern die Hauskuh, die ihn mit Milch versehen sollte. Der Antrag Alberto's war ihm daher willkommen, und er beschloß das Geld zu verdienen, um welchen Preis es auch sei.

In der ernst majestätischen Kirche unserer Lieben Frau, vor dem hochverklärten Bilde der Hochgebenedeiten lag Antonie und betete. Ihr klares Antlitz war erhoben in inniger Frömmigkeit zu der Gnadenmutter. Die beiden Hände lagen wie versöhnte Schwestern in einander

geschlungen an ihrer Brust, und das gefühlige Auge, das seelenvolle, blickte hinauf zum Himmel, und in seinem Sterne schimmerte das Licht der Andacht, das tröstende mild leuchtende Licht der Religion, und ihre Lippen regten sich leise, wie sich die Lippen eines unschuldigen, schlafenden Kindleins regen, wenn es von Weihnachtsbäumen und Christbescherungen und beflügelten Englein träumt. Wer die Schönheit nie gesehen hat im Augenblicke des Betens, der weiß es nicht, wie schön die Schönheit ist.

So lag sie da, die schöne Antonie. Verklärung lag um ihre Züge, und eine jungfräuliche Heiligkeit umfloß die andächtige Gestalt.

Nicht weit davon, in einem Betstuhle versteckt, saß Alonzo, um sein frevlerisches Werk an gottgeweihter Stelle zu vollstrecken. Mit irdischem Blicke erspähte er die im Gebete versunkenen Züge, um sie zum unheiligen Zwecke auf das Papier zu bannen. Die Ruhe und die tiefe Andacht der frommen Antonie war seiner Absicht nur allzu günstig, und bald hatte er seinen Raub vollendet. Das wohlgetroffene Bild Antoniens, als Madonna gemalt, lag in wenigen Tagen in Alberto's Hand, und dafür in Alonzo's der Schmachsold von hundert Dukaten. Alberto reiste wild bewegt von München ab, und Alonzo wurde immer wüster und wüster, je mehr sein Ruf als Porträtmaler stieg, und sein Einkommen sich vermehrte.

Düsteres Abenddunkel hüllte den Kirchhof in München ein. Die weißen Leichensteine schienen wie die ausgestiegenen Geister der Verstorbenen auf ihren Gräbern zu stehen, ein schauerliches Säuseln bewegte die Blätter der Cypressen, und nirgend war ein Odem des Lebens zu vernehmen. Durch die mittlere Reihe der Leichensteine schritt in einen Mantel gehüllt eine Gestalt zu der falben Rotunde hinauf, zu dem Leichenhause, wo die am folgenden Tage zu Begrabenden auf der Bahre ausgestellt liegen; es war Alonzo.

Er wurde Abends spät noch gerufen, um ein Mädchen, welches plötzlich starb, nach dem Tode zu malen. Der Bote versprach reiche Belohnung, und Alonzo fand sich Abends im Leichenhause ein. Der Leichenaufseher öffnete ihm das Zimmer, in welchem die Todte lag. Zwei Candelaber gossen ein helles Licht durch den schauerlichen Ort. In der Mitte des Zimmers lag die Leiche im weißen Gewande. Die jungfräuliche Kranzkrone zierte sie. Blumen und Guirlanden schmückten die Bahre, und zwölf Kerzen standen auf beiden Seiten. Alonzo warf den Mantel am Eingange ab, näherte sich der Leiche, und ein eisiger Schrecken durchrieselte ihn, als er Antonien erkannte.

Er stand einige Augenblicke wie gelähmt an diesem Orte des Entsetzens; schon wollte er von dannen gehen, ohne nur seine schauerliche Aufgabe zu lösen, allein die Aussicht auf den reichlichen Lohn, und eine falsche Scham, als könnte man ihn der Furcht zeihen, bewogen ihn, zu

bleiben und die Abgeschiedene zu malen. Er faßte sich, stellte die Lichter zurecht, legte das schöne Haupt, das noch lebensfrisch, wie eine eben gepflückte, weiße Rose da lag, zurecht und begann zu malen. Seine Augen hefteten sich wie magisch auf die blassen Züge, er fühlte seine Hand unsicher, eine Beklommenheit legte und wickelte sich, wie eine Riesenschlange, immer fester um seine Brust. Die Lichter fingen an, ganz in absonderlichem Glanze zu flackern und hin und her zu spielen. Alonzo suchte seinen Blick starr auf das Antlitz der schönen Leiche zu heften, allein sein Pinsel konnte keinen Zug festhalten, sie schwammen flimmernd in einander. Ein Fieberfrost durchschüttelte ihn, er neigte sich tiefer auf die Todte herab, da begannen die schönen, leblosen Züge leise zu zucken, die Lippen regten sich, die blassen Augenlider gingen langsam in die Höhe, und die erloschenen Augen drehten sich nach Alonzo. Festgebannt, wie ein Steinbild, blieb Alonzo, sein Auge krampfhaft und unverwandt nach der entsetzlichen Erscheinung ausgedehnt. Da setzte sich die Leiche auf, erhob die geisterbleiche Hand gen Alonzo und hauchte mit dumpfer Stimme folgende Worte ihm zu:

„Fort von hier, Du Frevler! Du hast an gottgeweihter Stelle, vor dem Bildnisse der gebenedeiten Mutter aller Gnaden mit räuberischer Hand meine Züge mir abgestohlen zu verbrecherischem Zwecke, hast meinen Blick, zum Himmel gesendet, entwendet und zu schnödem Gebrauche benützt. Doppelter Frevler, hebe Dich weg von hier, Deine Kunst ist fortan verfallen den finstern

Mächten, und ein Zug des Todes in jedem Deiner Gemälde mahne Dich an jene sündige Stunde!"

Hierauf sank die Leiche nieder, die Augen schlossen sich, und regungslos blieben alle Züge. Gejagt von allem Entsetzen der Nacht und des Todes, und im Busen zerrissen von folternden Gedanken, entfloh Alonzo dem grauenerregenden Leichenhause. Die Leichensteine, durch die er floh, schienen zu beiden Seiten mit gespenstischen Blicken ihm nachzuschauen; der Gottesacker schien sich zu verlängern und mit ihm fortzugehen; gebadet in Angstschweiß und außer sich kam er nach seiner Wohnung zurück.

„Wann wirst Du doch endlich mein Porträt vollends zu Ende bringen?" fragte die sonnenäugige Mina, Alonzo's Geliebte, denselben, als er eben nachdenkend bei ihr saß und die schwarzen Lockenschlangen mit seinen Fingern hin und her warf. Er sah hinein in die feuchte Gluth ihres Auges, in dem der innerste Gluthstern der Liebesgewährung hoch aufflammte, sprang rasch auf und schrie wild: „Sogleich!" Mina sprang froh auf, die Staffelei wurde zurecht gerückt, Mina saß gegenüber, und Alonzo begann das Bild, das, bis auf einige Striche, fast ganz fertig war, zu vollenden. Seine trunkenen Blicke zappelten in dem Netze der halbenthüllten Reize Mina's, es wogte in ihm die Ebbe und Fluth der Leidenschaft, er malte mit Gluth, seine Seele lebte in seinen Fingerspitzen, das

Bild war fertig. Mina lebte auf die Leinwand eingehaucht, es war nicht blos eine Abschrift ihres Gesichtes, es war ihre Doppelgängerin, dieselbe Sonne des Auges, welche die Sinne des Beschauers zum Zunder brennt, dieselbe Gluth der Wangen, vom Purpur des Genusses geröthet, derselbe Karmin der Lippe, die vor dem tiefern Gedanken der vielsagenden Liebe erröthet, dieselbe schöne Blume des Fleisches, dieselbe Harmonie der Glieder, die im stolzen Selbstbewußtsein ihrer Reize sich umschlungen hielten! Alonzo und Mina waren beide entzückt, es war sein erstes Bild, das er seit jener Nacht gemalt hatte, und stand da in des Lebens unübertrefflicher Nachbildung, übergossen von Wahrheit und Natur. Mina schien ihr schönes zweites Ich noch überstrahlen zu wollen. Es wurde ein Festabend für beide Liebende. Die trauliche Lampe wurde angezündet, die dampfende Punschbowle bereitet, und in kosender Liebe saßen Alonzo und Mina auf dem engen, zweisitzigen Sopha und schlürften die flüssige Gluth des Punsches ein, und der noch heißern Küsse, und gegenüber stand die Staffelei mit dem fertigen Bilde. Immer heißer wurden ihre Küsse, immer stiller ihre Lippen, immer lauter ihre Wünsche. Alonzo war voll Muthwille und ungezügelter Wildheit. Seine Gedanken fingen an, wie die matten Vögel mehr herumzuflattern, er neckte Mina, daß ihr Bild schöner sei, als sie selbst, sie aber herzte und küßte ihn in wilder Lust und sprach: „Wilder, wilder Junge, wenn auch das Bild hübscher ist, als ich, so kann es doch nicht mit Dir anstoßen auf langes Leben,

und kann nicht „Du" zu Dir sagen, nicht „Du", nicht dieses seelenaustauschende Wort; ich aber kann Dich duzen, Du süßer, süßer Junge Du!" und dabei duzten ihre Lippen die seinigen, daß sie fast wund wurden. Alonzo aber sprang in trunknem Uebermuthe auf und rief: „Aber Dein Bild soll auch mit mir anstoßen auf langes Leben, und soll mich duzen, zum Trotz der närrischen Leiche!" Er füllte sein Glas und Mina's, riß sie mit hin zu ihrem Bilde und rief:

„Vivat schönes Bild,
Sollst leben, stoß' an,
Sollst mich duzen,
Smolli's Fiduzit,
Hörst, du sollst mich
Duzen, sag' „Du"!"

„Du!" tönte es dumpf drohend und schauerlich zurück von dem Bilde, die Züge des Bildes belebten sich, aber es waren Todtenzüge, die Farbe war erloschen, der Blick gebrochen, die Lippen bleich, und in den starren, offenstehenden Augen lag der entsetzliche Tod. Mina sank todt ihrem Bilde zur Seite nieder.

Am andern Tage war Alonzo nicht mehr zu finden, München sah ihn nicht wieder.

In Rom, in der Strada del popolo, in einem Palaste saß tiefsinnig und verdrießlich der Prinz Moriz von ***. Ein dunkles Feuer brannte in seinen Augen,

die aber eine tiefe Schwermuth verriethen. Die schweren, rothseidenen Vorhänge waren halb herabgehangen über die alterthümlichen Fenster und überdunkelten das geräumige Zimmer. Das Auge des Prinzen war starr auf ein Bild gerichtet, welches ihm gegenüber über einem schwarzen Marmortische in einem goldenen Rahmen hing, aber von einem schwarzen Schleier bedeckt war.

Er war bestimmt, die schöne Prinzessin Alice von*** zu ehlichen; sein Auge hatte sie nie gesehen, sein Vater, der regierende Fürst von ***, hatte es so bestimmt, und Prinz Moriz, der früher lange in der Welt herumgetummelt, und dessen Herz an dem Gorgonenhaupte einer unglücklichen Liebe zu einer kalten Resignation erstarrte, willigte kalt und ruhig ein.

Die Thüre ging auf, und die Fürstin-Mutter, eine hohe ernste Frau, voll Milde und Leutseligkeit, trat herein. „Mein Sohn!" sprach sie mit jenem sanften Klange der Stimme, welche nur der Mutterliebe eigen ist, „mein Sohn, wir haben den berühmten deutschen Meister Haldern gewonnen und bewogen, nach Neapel zu reisen, um dort die Prinzessin Alice für Dich zu malen, ist es Dir so recht?" —

Prinz Moriz lächelte kalt und sprach: „Wie Du willst, meine theure Mutter!" Dabei wandte er seinen Blick wieder nach dem schwarzbehängten Gemälde.

„Lieber Sohn!" fuhr sanft die Fürstin fort, „dann wirst Du Alice's Bild an jene Stelle hängen, und dieses Bildniß, das Deiner Schwermuth nur stets

neue Nahrung gibt, von da entfernen. Willst Du, mein Sohn?" —

„Ich will, meine theure Mutter!" antwortete Prinz Moriz resignirt.

Nach einigen Wochen kehrte der Maler Haldern mit dem Bilde der Prinzessin Alice nach Rom zurück.

In demselben verdunkelten Zimmer saß Prinz Moriz, als die Fürstin-Mutter mit dem deutschen Künstler hereintrat. Ein Diener trug das Porträt im breiten, prachtvoll vergoldeten Rahmen hinter ihnen herein. „Hier ist der deutsche Künstler, mein Sohn!" fing die Fürstin an, — Haldern trat näher, der Prinz sah auf — „Alonzo!" rief er heftig und sprang vom Sopha auf; — Haldern trat erschreckt zurück und erbleichte. — Es war Alberto, der Prinz Alberto, dem er in München jenes frevelhafte Bild gemalt hatte.

„Ich sehe, Ihr kennt Euch," sagte die erstaunte Fürstin, „ich will ein so seltsam überraschendes Wiedersehen nicht stören." Die Fürstin ging und ließ Alonzo mit seinem Bilde bei ihrem Sohne.

Düster und starr stand dieser vor Alonzo. „Wo ist Antonia?" fragte er endlich heftig und faßte krampfhaft Alonzo's Hand.

„Dort!" tönte es matt und bebend von Alonzo's Munde.

„Todt!" rief entsetzt der Prinz; „o meine gräßliche Ahnung! Wann starb sie?" —

„Am 15. Juni Abends im vorigen Jahre."

„Ewige Gerechtigkeit!" stieß der Prinz entsetzt heraus, stürzte auf das schwarz verhüllte Gemälde hin und riß den Flor hinweg. Alonzo sah hin, und das Blut gerann in seinen Adern. Es war Antoniens Bild, welches er in der Frauenkirche zu München von ihr malte, aber es waren jene Züge des Todes, wie er es in der schauervollen Nacht im Leichenhause malen sollte. Der Prinz und Alonzo faßten sich zitternd die Hände.

„Am 15. Juni Abends war es," begann endlich der Prinz, „als ich vorigen Jahres wie gewöhnlich hier saß, und mein Auge auf jenes Bild voll rosigem Leben und heißer Jugendgluth heftete; da schienen die Züge sich zu beleben und in einander zu schwimmen, das Auge fiel zu, und hob sich mit erlöschendem, aber vorwerfendem Blicke nach mir, die Farbe des Todes überzog das Bild, es war Antoniens Leichenantlitz. Ich stürzte besinnungslos nieder. Seitdem habe ich das Bild, das in diesem Zustande blieb, verhüllt. Todt, also todt!" — Er warf sich auf das Sopha und kühlte die heiße Stirne in dem seidenen Pfühl.

Alonzo war zerknirscht, er hing den Flor endlich wieder um das Bild, sammelte sich, trat auf den Prinzen zu, faßte ihn bei der Hand und sagte: „Beruhigen Sie sich, mein Prinz; besehen Sie doch das Bild Ihrer fürstlichen Braut, da wird Ihnen des Lebens süßeste Fülle, und der Anmuth unwiderstehlichster Zauber entgegenlächeln und Tröstung in Ihr Herz senden."

Der Prinz stand auf und sagte bitter lächelnd: „Nun wohl, Sie großer Meister, lassen Sie sehen!"

Alonzo stellte sein mitgebrachtes Bild auf einen Sessel, zog das Tuch, das darüber hing, herab. „Da!" sagte er, und das Wort erstarb ihm auf der Lippe. Es war die Prinzessin Alice, aber der Zug des Todes lag auf dem blassen Antlitz; der Leichenmund bleich, und die offenen Augen erstorben.

Der Prinz brach in ein schallendes, wahnsinniges Gelächter aus. „Das ist Dein Segen, Antonia!" rief mit dumpfem Ton Alonzo und stürzte aus dem Zimmer.

Zwei Jahre später sehen wir einen ernsten, krummgebeugten Mann zu später Nachtzeit, auf den Knieen liegend, vor dem hochgebenedeiten Bilde der Gnadenmutter in der Kirche zu unserer Lieben Frau in München. Heiße Thränen rannen über seine gramgefurchten Wangen und benetzten das kalte Gestein des Bodens; sein Blick, in dem Reue und Andacht ihre Schwesterflammen angesteckt, sah gläubig und fromm hinauf zu der Gnadenspenderin; sein Mund bewegte sich nicht, aber es lag der Ausdruck des innigsten, wärmsten Gebetes auf dem ausdrucksvollen Antlitz.

Still war es rings herum, kein Laut war rege in der hohen gewölbten Halle, nur seine Seufzer stiegen bis an die Decke empor und erweckten ein mitleidig grauenerregendes Echo. Die heilige Ampel warf ein mattes Licht auf die gottgeweihten Gegenstände, und Alonzo blieb unbeweglich mit gefoltertem Herzen vor der Madonna liegen.

Da schien es, als rausche es durch die Kirche, wie ein heiliges Rauschen, ein milder Schimmer umzog das engelschöne Antlitz der Mutter Gottes, in dem sich Mildniß und göttliche Reinheit offenbarten, ein himmlischer Strahl der Gnade floß, wie Trostesbalsam, aus dem heiligen Auge der Gebenedeiten nieder, und von dem süßen, verklärten Munde zog es, leise thauend, wie Muttergruß und Beschwichtigung zum schmerzenskranken Kinde hernieder zu Alonzo's Ohren: „Du hast bereuet und gebüßt, mein Sohn, der Schooß der ewigen Gnade ist dem rückkehrenden Sohne doppelt gnadenreich; gehe hin, male das Bild der Mutter, der Erlöserin, mit dem zarten Jesuknäblein auf dem Schooße für das arme Kirchlein zu ***, und es sei von Dir genommen der Bann jener unseligen Stunde, und Deinem Gebilde sei gegeben der Segen der Wahrheit, denn nur durch Frömmigkeit und durch Reinheit der Seele kann sich Religion und ihre Tochter, die Kunst, offenbaren dem menschlichen Auge des irdischen Künstlers!"

Die Unbekannte.

Ein Bruchstück aus meiner Reisemappe.

Noch einmal stieg ich den freundlichen Hügel hinauf, an den sich die Stadt Semlin wie eine ruhende Nymphe anlehnt. Der königliche Ister wälzte seine ernstfluthenden Wogen hinab; die düstere Save eilte ihm wie eine liebende Braut entgegen, mischte ihre grünlichen Wellen in die tiefblauen sinnigen Wogen des majestätischen Stromes und eilte freudig mit ihm hinunter durch die lachenden Fluren und durch die bebauten Gestade, die dem vorüberziehenden Paare freundlich zuzuwinken und zuzunicken schienen. Jenseits leuchteten und flimmerten die Zinnen und Minarets der Festung Belgrad, die Haupt-Moschee ragte hoch hervor; am Zusammenflusse der beiden Ströme steckten die Häuser der „Wasserstadt“ wie geschwätzig die Köpfe zusammen, und ich warf noch einen dankenden Kuß hinüber nach der sogenannten „Zigeuner-Insel“, wo die hohe Bajeluka mich gestern zum letzten Male mit ihrem echt griechischen Gazellenblick anlächelte.

Auch von Semlin hatte ich schon Abschied genommen, und ich eilte hinab, um mit dem über Pesth nach Wien gehenden Postwagen abzureisen. Wenn der freundliche Leser bei dem Namen Postwagen sich etwa einen Thurn- und Taxis'schen bequemen Schwimmer, oder eine Preußisch-Nagel'sche weichgepolsterte, raschbespannte Kutsche, oder eine baierische bequem-dehnliche, wenn auch etwas phlegmatische, Chaise denkt, so ist der liebe Leser sehr im Irrthum, und kaum wird er sich eine Idee von dem Wesen machen können, welches man zur dermaligen Zeit in Semlin einen Postwagen nannte.

Wenn aber dem Leser je ein Mensch vorgekommen ist, der in einem hölzernen, viereckigen Kasten den großen Vogel Kasuar von Markt zu Markte führte, um ihn für Geld sehen zu lassen, der kann sich von den äußern Reizen dieses Postwagens eine kühne Idee machen. Seine inneren Tugenden aber und sein einwohnendes Gemüth kann nur der erfassen und ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, der sie in den Tagen der Geduld und in Nächten der Verzweiflung selbst erprobt und erkannt hat. In dem trojanischen Pferde, in der Kuh des Phalaris, und in den stachligen Armen der eisernen Jungfrau des Nabis ließ sich sanfter und wohlthunlicher ruhen, als in dem Schooße dieses Postwagens, der mit Abrahams Schooß das gemein hatte, daß man auf die irdische Seligkeit schon verzichtet haben mußte, um in ihn zu kommen. Dieser fest auf seinen Achsen ruhende Quadratkasten war inwendig nicht etwa ausgepolstert mit weichen Sitzen, sondern diese Sitze waren

hart, wie der Sitz der Weisheit, und enge. Man denke sich nun einen solchen grausamen Marschall Vorwärts mit sechs kleinen, aber flüchtigen Pferden bespannt, die über ungemachte, holprige Wege herzerschütternd damit hinrasseln, und denke sich in diese Maschine hinein, und dann kann man denken, mit welcher freudigen Sehnsucht ich diesem Postwagen zueilte, welcher vor dem Kontumaz-Hause mich mit bescheidenen Blicken und zerbrechlichem Karakter erwartete.

Griechen, Türken, Raizen, Wallachen und Juden standen um die respectable Maschine, um Zeuge ihrer erstaunenswerthen Fortbewegung zu sein. Auch Bajeluka stand da; ein serbisches Käppchen wiegte sich stolz auf dem Geflechte der buntbebänderten Zöpfe, und ihre Blicke sagten mir noch ein feuchtes Lebewohl. Ich sah mich nach meinen Reisegefährten um, es war nur ein Einziger da, welcher noch obendrein eine Einzige war.

Ein Mädchen stand da, mit einem kleinen Bündelchen in der Hand, und erwartete, wie ich, das Zeichen der Abfahrt. Gleich mir spähte sie nach der Reisegesellschaft umher, und ängstlich schien sie es zu ahnen, daß außer mir sich Niemand einfand. Wenn Claudia Galotti von dem Tone, mit welchem der sterbende Appiani den Namen Marinelli ausrief, sagt: „O könnte ich ihn zu Gericht stellen, diesen Ton!“ so könnt' ich von dem Blick, mit welchem meine Reisegefährtin mich ansah, als sie bemerkte, daß ich der einzige Passagier sei, ausrufen: „O könnt' ich ihn zu Papier stellen, diesen Blick!“

Es war ein Blick, in dem sich die heilige Unschuld einer süßen Jungfräulichkeit, die Verlegenheit einer süßen Verschämtheit und zugleich die Angst eines schüchternen Gemüthes aussprach.

Das Zeichen zur Abfahrt wurde gegeben; meine unbekannte Reisegefährtin seufzte noch ein Mal, indem sie sich zum letzten Male forschend umsah, ob nicht noch in der letzten Minute Jemand zur Mitfahrt ankam; und als sie keine Seele sonst als mich wesentlich erblickte, warf sie einen resignirenden Blick gen Himmel, sendete ihr kleines Reisebündelchen voraus in den Wagen hinein und stieg selbst hinterdrein. Ich half ihr ganz höflich in den Wagen und folgte ihr nach. Ich wollte neben ihr im Fond des Wagens Platz nehmen, allein sie hatte sich in die Mitte des Sitzes gesetzt, zur Rechten lag ihr Bündel, zur Linken ihr Arbeitsbeutel und ihre Handschuhe, und sie wies mir stumm mit dem allerniedlichsten Zeigefinger der rechten Hand den Rücksitz gegenüber als für mich bestimmt an. Ich wollte anfänglich mein Wagenrecht und meinen Reisepaßschein, welcher mir einen Obersitz anwies, geltend machen; schon ergriff meine frevelhafte Hand das Bündelchen, um mich an dessen Stelle zu verfügen, allein ein fast befehlender Blick von der Alleinherrscherin des Obersitzes und die Worte: „Nein, hier dürfen Sie nicht sitzen," schleuderten mich allgewaltig auf den Rücksitz hin. Ich legte ebenfalls meine kleine Reisemappe mit Schreib- und Zeichenzeug auf die eine Seite, und auf die andere Seite meinen echt angerauchten ungarischen Pfeifenkopf und

Tabakbeutel hin, und so saßen wir denn, in unsere Requisiten eingepfühlt, uns gegenüber. Der Wagen war schon längst in Bewegung und rüttelte mir nicht nur die Glieder, sondern auch das Herz recht tüchtig durcheinander. Ich wollte sogleich ein Gespräch anknüpfen, allein ich war nicht wenig verlegen, wie und womit? Das gewöhnliche: „Wir haben schönes oder schlimmes Reisewetter“ schien mir bei einer so besondern Dame nicht ganz passend. Mit einem Komplimente: „Ich schätze mich glücklich u. s. w.“ schien da auch nicht viel los zu sein; ich kam also auf den Gedanken, ihr sogleich meinen Paß zu zeigen, denn das ist doch die Hauptsache der Reisenden, daß sie sogleich zu erfahren suchen, wie der Mitreisende mit Vor- und Zunamen heißt, woher er ist, und ob er in Tuch-, in Wein- oder in Herzens-Angelegenheiten reist, zum Vergnügen oder zum Misvergnügen.

Ich zog also meinen Paß aus der Tasche, wendete mich an meine annoch stumme Reisegefährtin und sprach mit sanft-demüthiglicher Stimme: „Hier, mein liebenswürdiges Fräulein!“ — Ein „Bst!“ schreckte mir die Fortsetzung meiner schönen Rede in die Brust zurück; sie verrichtete nämlich im Stillen ein Reisegebet. Mit gesenktem Blick und gefalteten Händen saß sie da, und ihre Lippen bewegten sich unmerklich.

Während meine Reisegefährtin in Gedanken vertieft saß, hatte ich Muße, sie zu betrachten. Eine Schönheit war sie nicht zu nennen, und ein scharfer Formenmesser hätte alle Regelmäßigkeit der Züge vermißt. Allein es lag

ein tiefer und fast sichtlich wehmüthiger Reiz, eine schmerzliche Liebenswürdigkeit in jedem Zuge. Eine feine, geisterartige Blässe lag wie ein durchsichtig gewobener Schleier auf dem etwas länglichten Antlitz. Der edle Mund war zart geformt, mit fast blutrothen Lippen; und ein leises, kaum bemerkbares Zucken bewegte zuweilen den rechten Lippenwinkel, so daß dieses Zucken aussah wie ein bitteres Lächeln; doch sogleich zog sich eine ruhige Unbeweglichkeit über das klare bleiche Antlitz hin. Ueber der schmalen, aber scharfgeschnittenen römischen Nase berührten sich die dunklen Augenbrauen in unbeschreiblich lieblicher Wölbung, und über den Ernst einer sehr schönen Stirne fiel in braunen Ringen das Geflechte der langen Haare herab. Einen ganz absonderlichen Zauber aber verliehen diesem schwärmerischen Antlitz ganz vorzüglich lange, seidene Augenwimper. Ich wartete lange, bis sie die Wimper aufschlug, und eine unwillkührliche Trauer schien in mein Herz einzuziehen, als ich das Auge sah, in dessen braunen Sternen ein eingesargter Schmerz, ein in Aether aufbewahrtes Weh zu schwimmen schien. Und dennoch lag auch wiederum eine demüthige Resignation in der feuchten Gluth dieses Blickes, und ein ganz eigener Augen-Aufschlag, wenn sie den Blick zum Himmel richtete, gab diesen Augen einen wundersamen Glanz und Schimmer. Lange saß ich schweigend da, denn der Anblick eines Weh's, das wir nur ahnen, aber nicht kennen, macht uns immer stumm, so wie überhaupt jedes Unglück nur Ehrfurcht einflößen kann. Ich wußte von meiner Reisegefährtin gar nichts, aber ich war überzeugt,

daß sie, so jung noch, doch schon einen tiefen vernichtenden Schmerz erfahren haben mußte. Sie mochte wohl einen Theil meiner Gedanken errathen, sie fuhr mit der feinen, zartfingerigen Hand über die Stirne hin, gleichsam als wollte sie allda einen Gedanken wegbringen, und nahm mit einer Art von Anlauf das Wort, um mir zu sagen, daß es mich wohl befremdet haben wird, wie sie mir so eigentlich widerwagenrechtlich den Rücksitz anwies; wie sie es aber indessen für nöthig erachtete, sogleich die strengste Gränzscheide zwischen uns einzuführen, und so die Linie anzugeben, welche uns während der ganzen Reise trennen sollte.

Ich erwiderte hierauf nichts, als daß ich ihr bemerklich machte, daß wir schwerlich die ganze Reise über von Semlin nach Pesth und Wien allein bleiben werden; daß wahrscheinlich unsere Mitpassagiere sehr oft wechseln werden; daß wir als die am längsten Zusammenbleibenden so zu sagen uns mehr als die Uebrigen angehörten; daß sie auf jeden Fall besser thäte, vor den übrigen Mitreisenden, die noch etwa kommen könnten, das Verhältniß einer Schwester zu mir anzunehmen. Ich stellte ihr vor, daß wir in dieser Gegend wohl nicht auf weibliche Gesellschaft rechnen können, daß die Männer, die sich zu uns gesellen könnten, schwerlich Zartgefühl und Bildung genug haben werden, um ein allein reisendes Frauenzimmer mit gebührender Achtung und Artigkeit zu behandeln; daß sie nur zwischen zwei Uebeln zu wählen habe, und ich als Bruder das kleinere Uebel zu sein mir schmeichle. Sie schwieg lange, der rechte Lippenwinkel zuckte zwei- oder dreimal zusammen, sie

fuhr mit der Hand wieder über die Stirne und saß bedenklich da. Endlich schlug sie die Augen auf, sah mich durchdringend an, reichte mir dann die Hand und sprach: „Es sei; es ist etwas in Ihrem Wesen, in Ihrer Art sich auszudrücken, das mir Zutrauen einflößt. Wir sind vor allen Reisegefährten Schwester und Bruder. — Wie heißen Sie? Mit dem Vornamen mein' ich." —

„Ich heiße Moriz —"

„Und ich" — hier stockte sie und fuhr wieder mit der Hand über die Stirne — „ich — ich heiße Theone. Wir sind aus Semlin und besuchen einen Onkel in Wien. Aber so lange wir allein reisen, bleiben wir — —"

„Moriz und Theone," sagte ich lächelnd; sie zog die Hand zurück und schwieg lange, gleichsam mit sich selber schmollend, daß sie sich in diese Situation versetzte.

„Ach," sagte sie endlich wieder, „ich denke eben darüber nach, daß der Mensch ganz thörichter Weise beruhigter ist, wenn er von einem Menschen gerichtliche Kundschaft hat, als wenn er eine geistige und seelenhafte Kenntniß von ihm hat. So zum Beispiele bilde ich mir ein, ich würde viel mehr Zutrauen zu Ihnen haben, wenn ich wüßte, wie Sie mit dem Familiennamen heißen, woher Sie sind, was für Geschäfte Sie treiben, und noch andere ähnliche Kleinigkeiten mehr. Im Grunde aber sage ich mir selbst, daß dieses Alles äußere Zuthaten und Hülsen sind, die doch eigentlich zu unserem jetzigen Verhältniß nichts beitragen können. Aber so ist der Mensch! Er klebt an Namen, Oertlichkeit, Zufälligkeit; die Seele des Menschen hat

etwas an sich, das bei jedem Andern nach Herkunft u. s. w. fragt. Doch sein Sie ruhig, ich werde Sie um nichts fragen, aber Sie geben mir Hand und Wort darauf, daß Sie mich auch nicht im mindesten um etwas fragen; ich heiße Theone, das sei Ihnen genug." Ich gab ihr meine Hand darauf, sie um gar nichts von ihren Verhältnissen zu befragen.

Es ging Alles gut, wir schwatzten vertraulich über Lebensschicksal, Glück und Schmerz, über Literatur und Zeit, und Theone entwickelte einen hellen und geprüften Verstand, eine lautere Ansicht der Dinge, eine vielseitige Bildung des Herzens und des Geistes. Jedoch häkelte sich an alle ihre Aeußerungen am Ende eine aphoristische Schlußbemerkung an, die stets einen Bodensatz von Bitterkeit und Unmuth hatte, so daß es mir immer klarer wurde, daß sie durch einen großen Verlust oder durch ein ungewöhnliches Unglück ihr Leben als einen blinden Spiegel betrachtete, aus dem kein freundliches und klares Bild mehr herausschauen könne. Am ersten Tage ging es noch ziemlich gut. Am Abend gesellte sich in M** ein armenischer Kaufmann zu uns, und die erste Scene in dem Schwester- und Bruderspiel mußte beginnen. Ich hatte mich vor Allem zu ihr hinaufgesetzt, welches das erste brüderliche Privilegium war. Allein wir hatten an Eines nicht gedacht, daran, daß wir als Bruder und Schwester uns „Du" und „Du" nennen mußten. Es gewährte mir einige Minuten eine große Unterhaltung, die Bemühungen zu bemerken, mit welchen sie in ihren Anreden jedes „Sie" und jedes „Du" zu vermeiden

suchte. Sie sprach in lauter Umschreibungen. Endlich sagte ich ihr: „Ich weiß nicht, was Du meinst, Theone, drücke Dich doch deutlicher aus! —" Ihre Geisterblässe wurde für einen Moment wie phosphoreszirt; sie fuhr wieder mit der Hand über die Stirne und sagte: „Ich kann es nicht!"

In dem Wörtchen „Du" liegt ein eigener Zauber. Ich mag es nicht leiden, ein geliebtes Wesen so anzusprechen, als wenn es eine Gesellschaft von Personen wäre! Wenn es möglich wäre, eine Benennung zu finden, die noch mehr vereinfacht, als „Du", ich würde sie für meine Geliebte wünschen. Ist es glaublich, daß Adam zu Eva „Sie" sagte? Das Duzen ist so zu sagen ein Conto-meta-Vertrag zwischen zwei Herzen; aber nur zwischen Frauenzimmern oder zwischen Liebenden.

Mit einem Manne mag ich mich sehr selten duzen. Das „Du" zwischen Männern ist gewöhnlich der Abschiedsbrief der gegenseitigen achtungsvollen Behandlung. Wenn man beobachtet, wie die Mädchen sich unter einander zu duzen anfangen, so geschieht das gewöhnlich bei rührenden herzlichen Gelegenheiten; bei Spazierpartieen u. s. w. Die Männer hingegen fangen nur immer beim Weinrausch an, sich zu duzen! Wenn die Männer beim Weine gegenseitig anstoßen und sagen: „Bruder, Du sollst leben!" so ist dieser Augenblick der letzte, in welchem sie gegenseitig sich höflich, artig und freundschaftlich behandeln. Das sogenannte Schmolliren der Männer ist nichts als die Erlaubniß, die Einer dem Andern gibt, so grob mit ihm zu sein, als er nur immer will.

Wenn sich aber zwei Frauenzimmer duzen, so gehen dabei alle Herzensmaschen auf, und sie wickeln fortan nur einen Gefühlsfaden ab. Ich weiß aber kaum, wie es möglich ist, daß zwei Liebende „Sie" zu einander sagen können! Es ist mir dann so, als ob jeder Einzelne in dem Andern noch ein paar Personen mit liebte, und ich bin eifersüchtig auf meine imaginären Nebenbuhler! Das ist auf den analeutischen Inseln ein herzlicher Gebrauch: das Mädchen nimmt den Namen des Geliebten, und der Jüngling den Namen der Geliebten an. Ist das nicht poetischer, als Alles, was unsere poetischen Dichter je in Liedern, Madrigalen und Sonetten ausgesonnen und ausgesponnen haben? Das sagt so viel, als Ich bin Du, und Du bist Ich! Wenn ich einen Gegenstand so recht innig und seelenhaft liebe, fällt es mir nicht nur schwer, „Sie" zu ihr zu sagen, sondern es klingt mir lächerlich, und es scheint mir komisch, zu sagen: „Ach, geben Sie mir einen Kuß!"

Das ist ja eben die Heiligkeit des Wortes „Du", daß es die ewige Einheit des Gegenstandes und der Anbetung bezeichnen soll. Wenn der Mensch zu sich selber spricht, sagt er „Sie" zu sich, oder „Du"? Und da der Gegenstand der Liebe unser Ich ist, warum sollen wir „Sie" zu ihm sagen? —

Theone hatte sich nach und nach daran gewöhnt, mich „Du" zu nennen, und so erschloß sich auch ihr Wesen immer mehr in Ergießungen der schönsten, edelsten und lautersten Empfindungen, in Aeußerungen der klarsten und weichsten Seele. Sie trug einen Schmerz, einen tiefen, mit

sich herum, den ich nicht kannte. Ein Schleier war über ihn geworfen, den ich zu lüften nicht wagte. So kamen wir der Residenz näher und näher, und an einem schönen Morgen stieg die Spitze des Stephansthurms, wie ein aufgehobener Zeigefinger, vor uns in die Höhe.

„Siehst Du?" rief ich aus, „das ist der Stephansthurm!" —

„Ich kenne ihn," erwiderte sie, und augenblicklich schien sie es zu bereuen, das gesagt zu haben. Eine ängstliche Ungeduld, eine schwerverholene Peinlichkeit wuchs bei ihr, je näher wir der Residenz kamen. Ich schwieg und beobachtete sie im Stillen. Als wir in die Ringmauer der Stadt einfuhren, legte sie die zur Faust eingezogene Hand wie zum Drucke auf das Herz, als wollte sie da drinnen etwas beschwichtigen und sich selbst etwas angeloben. Dabei zuckte der rechte Lippenwinkel heftiger und schmerzlicher als je zusammen. Im Mauthhause stiegen wir nach einer dreizehntägigen Fahrt endlich ab, um nicht wieder einzusteigen.

Als unsere Sachen untersucht wurden, sah mich Theone an und sprach nach einem sichtbaren langen Nachdenken und Kampf: „Nie werde ich es vergessen, wie Sie auf dieser langen Fahrt so edel und fein, so sorgsam und zuvorkommend, und dabei so zart und schonungsvoll eine Ihnen unbekannte Reisegefährtin behandelt haben. Wenn Ihr Name kein Geheimniß ist, so schreiben Sie ihn sammt Ihrer Wohnung hier in meine Brieftasche ein. Dafür erbitte ich mir auch Ihre Brieftasche, um einige Worte

hineinzuschreiben; allein Sie müssen mir versprechen, sie nicht zu öffnen, bis Sie in Ihrer Wohnung sind."

Ich gab ihr das Versprechen und die Brieftasche, indem ich zugleich in ihre Brieftasche mein Absteigequartier: „Die ungarische Krone in der Schulengasse", einschrieb.

Nachdem sie einige Zeilen eingeschrieben, gab sie mir die Brieftasche zurück, sah mich noch ein Mal recht herzlich, durchdringend und wehmüthig an, und reichte mir die Hand. Ich küßte sie mit einer innern wahrhaftigen Wehmuth, wir sprachen Beide kein Wort und trennten uns. Ich ließ meine Reisesachen eilfertig zusammenwerfen, um nur ja recht bald in „die ungarische Krone" zu kommen und da die enträthselnden Zeilen zu lesen.

Ich war kaum im Gasthause auf meinem Zimmer, als ich hastig meine Brieftasche öffnete, um die von Theonen eingeschriebenen Zeilen zu lesen. Ich las:

„Schelten Sie mich nicht undankbar, nicht mißtrauisch, wenn ich Ihnen meinen Namen für immer verschweige. Eine höhere Macht hat ein undurchdringliches Dunkel über mich und über meinen Schmerz geworfen. Forschen Sie nicht nach, denn es ist eben mein Weh, daß es den Berührenden versteinert. Forschen Sie mir nicht nach, es wäre doch vergebens. Leben Sie wohl, auf ewig! Theone." — Ich machte mir selbst Vorwürfe, nicht sogleich vom Mauthhause der Unbekannten heimlich nachgegangen zu sein. Ich war unmuthig und verdrießlich, doch nahm ich mir vor, sie auszuspähen.

Ich war Monate lang in Wien gewesen, ich forschte ohne Unterlaß nach meiner Unbekannten. Ich durchzog zu jeder Tages- und Abendzeit alle besuchten und unbesuchten Plätze der ausgedehnten Stadt. Ich besuchte Theater, Concerte, Bälle, Gärten, Bäder, den Prater, den Augarten, die Umgebungen Wiens, Baden u. s. w. Ueberall forschte ich nach Theonen, jedem blassen Gesichte, jeder dunklen Haarlocke zog ich nach, doch nie und nirgend entdeckte ich eine Spur von ihr. Vergebens hatte ich alle meine Freunde und Bekannte in Bewegung gesetzt, keiner von ihnen wollte je ein weibliches Wesen nach meiner Schilderung gesehen haben.

Wohl hundertmal überlas ich die räthselhaften Zeilen in meiner Brieftasche und erschöpfte mich in Muthmaßungen und Gedanken über diese geheimnißvolle Erscheinung und ihr dunkles Geschick; die Zeit, Berufsgeschäfte, der Wirbel der großen Residenz, endlich eine eigene Herzensangelegenheit ließen die Begebenheit und die Unbekannte in den Hintergrund meines Gedächtnisses treten; ich legte die verhängnißvolle Brieftasche in ein geheimes Schiebfach meines Schreibpultes und erinnerte mich nur selten mehr der sonderbaren Begebenheit.

Der Mühlbrunnen war heute außerordentlich besucht; fast alle Badegäste Karlsbads drängten sich aneinander; man trank und lachte, schwatzte, trat zusammen in größern

und kleinern Kreisen, oder ging auch zu Zweien in den Seitengängen auf und nieder. „Willst Du nicht einen Ausflug mit mir nach dem Dreikreuzberg machen?“ fragte mich der junge Z., ein Maler aus Berlin, der in einem Hause mit mir wohnte.

„Vom Herzen gern!“ erwiderte ich, und wir zogen sogleich durch die lange Straße, die schöne Wiese hinab.

Unter mancherlei Gesprächen waren wir über den Tepel-Fluß gekommen und hatten langsam den Dreikreuzberg bestiegen. Eine malerische Aussicht nach dem Berglande um Karlsbad macht diesen Punkt höchst interessant. Das Erzgebirge liegt lang und fern ausgestreckt da. Leichte Nebel und Wölkchen liefen wie aufliegende düstere Gedanken über die Stirne der Felsen hin, und ein leiser Wind spielte mit den Wälderlocken am Scheitel derselben. In den Ebenen spielten schöne Buchen- und Fichtenwälder ihr gefächertes Grün wie Jaspisteppiche durch die Thäler, und ein feierliches Schweigen zog durch die Tiefen, gleichsam als lägen die Wälder im stillen Gebet. Wir standen und gingen lange schweigend neben einander her, wie denn zuweilen zwei Freunde oder zwei Freundinnen sehr lange ganz still mit einander zusammengehen, und sich doch in Gedanken besprechen und ihre Gefühle austauschen. Ein Jedes weiß es vom Andern, daß es jetzt nicht sprechen kann und auch nicht angesprochen sein mag, und dennoch sind sie gern zusammen und theilen sich ihr Schweigen mit.

So zogen wir denkend-schweigend und schweigend-fühlend um die Spitze des Dreikreuzberges herum, und

gelangten um einen Vorsprung, der uns eine neue Ansicht eröffnete. Als wir herumkamen, gewahrten wir zwei weibliche Wesen, die, mit dem Rücken zu uns gekehrt, auf einem Steinabhange saßen. Die eine, dem Ansehen nach ältliche Dame schien der andern jüngern aus einem Buche vorzulesen; diese saß, den Ellenbogen auf das Knie, und das Haupt auf die Hand gestützt, in nachdenkender Stellung da. Ein großer Karlsbader Sonnenhut bedeckte ihr Haupt. Ich wollte zurück, um die Damen nicht zu stören; allein der wilde Z. zog mich vorwärts, indem er meinte, „der lieben Schönheit weich' nicht aus, findest Du sie auf dem Wege“. Wir schritten also rasch hinan; von dem Geräusch aufmerksam gemacht, blickte die Junge um, es war — Theone.

„Theone!“ rief ich in meiner gränzenlosen Ueberraschung aus; die beiden Damen erhoben sich, Theone war sichtlich ergriffen, ein leises Beben der Hand, mit welcher sie die ältere Dame vom Rasenplatze in die Höhe zog, hatte sich in eine unverläugbare Schwermuth umgewandelt. Der rechte Lippenwinkel zuckte häufiger und heftiger zusammen, und der Blick glühte dunkler durch die langen Wimpern hervor. Sie hatte sich indessen gesammelt und stellte mich der Dame vor, mit den Worten: „Mein Reisegefährte, von dem ich Ihnen erzählte!“

Die Dame, eine hohe Gestalt, eben in den Vierzigen, mit einer ausdrucksvollen, aber lieblosen Physiognomie, wurde mir als ihre Tante vorgestellt. Mein Freund Z. bot der Tante den Arm an, und ich blieb mit Theonen einige Schritte zurück. Sie war sehr erschüttert. Ich überließ

mich der Hoffnung, nun in Karlsbad wieder einige Zeit mit ihr zuzubringen, und endlich ihren Namen und ihre Schicksale zu erfahren. Schweigend und schmerzlich schüttelte sie verneinend den Kopf.

„Lassen Sie mich den dunklen Weg des Lebens allein gehen; jedes hineinfallende Licht würde nur die Gräßlichkeit desselben mir noch greller zeigen. Ich bin nicht in Karlsbad. Wenn es Sie beruhigen kann, so nehmen Sie die Versicherung hin, daß ich nichts mehr zu hoffen, aber auch nichts mehr zu fürchten habe."

Vergebens bot ich alle meine Beredsamkeit, alle Versicherungen, die Freundschaft und Innigkeit nur eingeben können, auf, um etwas Näheres von dieser wundersamen Erscheinung zu erfahren.

Die ältere Dame sah sich alle drei Schritte, ängstlich forschend und lauernd, nach uns um, und jedesmal fühlte ich Theonens Arm in dem meinen zittern, wenn dieses geschah. So waren wir den Berg hinabgekommen, an den Eingang der Birkenwaldung, die unten sich im Thale ausdehnte.

Ein leichter Wagen, rasch bespannt, stand da, ein Diener im grauen Ueberrocke stand am Kutschenschlage. „Hier trennen wir uns noch einmal, ich wünschte, für ewig!" sagte Theone, sah mich noch einmal schmerzlich lächelnd an und stieg ein. Die Aeltere lauerte auf jedes Wort, auf jede leise Bewegung und stieg nach ihr in den Wagen, der nun schnell in die Krümmungen des Waldweges einbog und uns entschwand.

Der Maler Z. neckte mich lange mit dem räthselhaften blassen Liebchen, wie er es nannte; und lange noch konnte ich mich einer düstern Stimmung nicht erwehren, bis ein paar Jahre wieder die ganze Begebenheit in den Hintergrund setzten.

Die Ostsee trug das Dampfboot wie spielend auf ihrem Rücken, wir standen auf dem Verdecke und freueten uns des schönen Tages, der heitern See, der glücklichen Fahrt.

Das Ziel meiner Reise, das Seebad Travemünde, war nicht mehr fern, und schon nahm ich von meinen Reisegefährten Abschied, denn das Dampfboot legt nur in Travemünde an, um da die Passagiere für Kopenhagen mitzunehmen, und segelt nach wenigen Stunden wieder ab.

Alle Badegäste Travemünde's standen am Ufer, um das Dampfschiff ankommen zu sehen. Ich sprang ungeduldig über das Bret hinunter und flog gerade einem Berliner Freunde in den Arm. „Das ist ja himmlisch," sagte er mit allem Berliner Accent, „daß Sie gerade heute, gerade jetzt kommen!"

„Warum denn?" fragte ich.

„Das wird Sie himmlisch amüsiren, so eben ist Deklamatorium im großen Kursaale, und die himmlische S** aus Breslau trägt mehrere Gedichte von Ihnen vor, nein, das ist himmlisch!"

Ich fand eben nichts Himmlisches daran, weder an Dlle. S** noch an meinen Gedichten; indessen die Curiosität, die liebe Eitelkeit und das Drängen meines Freundes bestimmten mich, sogleich ins Concert zu gehen, so gern ich noch die Abfahrt des Schiffes mit angesehen hätte.

Im Concertsaale fand ich schon einen Theil des Badepublikums versammelt, um der Herrlichkeit zu warten, die da kommen sollte. Ich sah meinen Namen dreimal auf dem Concertzettel und wurde um einen Zoll höher! Ich drängte mich seitwärts bis nahe an die Erhöhung hin, worauf heute noch die oder der Kunst geopfert werden sollte. Nach einigen leidlichen Musik- und Gesangstücken kam die himmlische S** und begann zu deklamiren; mein Berliner drückte mir fast den Arm wund, so entzückt war er. Nach dem ersten Stückchen, welches sich eines gnädigen Beifalls zu erfreuen hatte, schickte die himmlische S** ihre Blicke wie ein Gendarmerie-Piquet umher, und als sie mich erblickte, wäre sie bald roth geworden.

Mehrere von den Bade-Damen traten auf sie zu, und ich bemerkte sogleich, daß sie mich, nicht nur Staubgebornen, sondern jetzt auch Staubbedeckten, als den Verfasser jener „himmlischen" Gedichte bezeichnete. Ich schlug züchtig meine Augen nieder und zog meinen Freund aus dem Saale. Soeben erscholl der erste Kanonenschuß, ein Zeichen, daß das Dampfboot nun bald absegelt. Ich schritt schnell hinan ans Ufer. Noch ein Kanonenschuß, der zweite; beim dritten stößt das Schiff vom Ufer. Ich verdoppelte meine Schritte steh' am Brette, welches die

Einsteigenden hinunter trägt, da nahen sich zwei Damen, ich sehe sie an, es ist Theone und ihre Begleiterin! —

Theone fuhr zusammen und schwankte, ich reichte ihr mechanisch den Arm und leitete sie hinüber; kein Wort vermochten wir zu reden: sie stieg mit ihrer Begleiterin aufs Verdeck —, der dritte Kanonenschuß erscholl, das Schiff stieß vom Ufer ab, ich stand versteinert da und sah nur noch das Wehen ihres weißen Taschentuches aus der Ferne.

Vergebens forschte ich dann in Travemünde, kein Mensch wußte etwas von ihnen. Blos der Kellner in der „Stadt Rostock" sagte mir, es wären heute zwei Damen nach meiner Beschreibung aus Lübeck angekommen, aber sonst konnte er mir nichts sagen.

Lange blieb der traurige Eindruck, den Theone bei ihrem Einsteigen in das Dampfschiff auf mich machte, in meiner Brust zurück. Bleicher als je sah ihr Gesicht, in dem Blicke lag ein erlöschendes Feuer, und ihre Züge schienen etwas ungewöhnlich Leidendes und Schmerzliches zu verrathen. Ich hatte nachher in Lübeck und Hamburg auch vergebens nach den beiden Damen geforscht, und ich hegte noch immer die Hoffnung, daß der Zufall mich noch einmal mit ihr zusammenführen werde.

Ich hatte in „Stubbenkammer" das seltene und entzückende Schauspiel genossen, die Sonne an einem Morgen zweimal aufgehen zu sehen, und meine Brust war noch so

ganz voll von dieser erhabenen und erhebenden Scene. Wer je die Insel Rügen besucht, versäume ja nicht, sich diesen Genuß zu verschaffen, der freilich selten zu erhaschen ist, indem man von dem allerschönsten, wolkenlosesten Morgenhimmel begünstigt sein muß, und weil man sodann auch mit mühevoller Schnelligkeit die hohe Kreidewand, von dem sogenannten König-Stuhl, hinab an das Seeufer klettern muß. Dann hat man oben schon einmal in dem rosigen Morgenstrahl gebadet, die erwachende Natur begrüßt, die leuchtenden Baumwipfel glänzen gesehen, und die Sonne betrachtet, wie sie gleich einer erröthenden jungen Frau aus dem hochzeitlichen Morgengezelt aus dem Schooße der Ostsee aufsteigt, und dieses ihr Gliederbad mit verschämtem Blick übergoldet; und nun steht man wieder tief unten in Dämmerung und nächtlicher Ruhe, nur hoch über uns glühen die Bergesspitzen wie Weihrauch-Kerzen, und die obere Atmosphäre ist musivisch entbrannt; über der See aber liegt noch ein ziehendes Dunkel, bis die Sonne uns zum zweiten Mal emporsteigt, und die See auflodert, und die streifenden Möven ihre Flügel in die Fluthen tauchen, als wollten sie sie vergolden, und von den weißen Kreidefelsen springen die Strahlen in die flammenden Wogen zurück.

Ich stieg hinab, brachte noch ein Stündchen in dem höchst schwermüthigen Haine der Hertha zu und fuhr sodann nach Altenkirchen. In diesem reizenden, patriarchalischen Dörfchen hatte Kosegarten gelebt, und ich betrat mit freundlicher Erinnerung die Stätte, wo seine

gemüthliche Muse gewaltet hatte. In der kleinen, ganz unansehnlichen Kirche fand ich ein Wandgemälde, dessen Malerei erbärmlich war, und das gewiß von keinem wandernden Kunst- und Natur-Brandschatzer noch eines Blickes beachtet wurde. Auf mich aber machte das, was es enthielt, einen hohen wohlthätigen Eindruck, denn schwerlich kann man was Einfacheres, Frommeres und Sinnigeres sehen, als dieses schlechtgeschmierte Bild. Es stellt nämlich zwei ineinander geschlungene Psalter vor; auf der einen spielt eine aus den Wolken herausgehende Hand, und unten befinden sich die Worte:

„So sind der echten Christen Herzen,
Wenn eines, angeregt von Schmerzen,
In Klag' und Weheruf verhallt,
Das andere in Mitgefühl erschallt."

Geht hin, ihr Maler und Poeten, Schnörkler und Versler unserer Zeit, und erfindet etwas, das heiliger, zarter und christlicher ersonnen ist! Von der Kirche führte mich der freundliche Küster, ein zuthunlicher sanfter Greis von munterm Wesen, auf den Kirchhof und zeigte mir einige interessante Grabhügel.

Ein noch junges Grab lag an der Mauer, ein einfaches Holzkreuz war darauf gepflanzt; zufällig warf ich meine Blicke im Umwenden darauf und las: — „Theone".

Ich stand wie versteinert, es war mir, als spränge in meinem Herzen etwas in Stücken. Der Küster gewahrte, wie mich dieses Grab ergriffen hatte, und fragte: „Ist Ihnen dieser Name bekannt?"

Er erzählte mir darauf, wie vor ungefähr einem halben Jahre ein Frauenzimmer (ich erkannte sogleich, daß sie es war) nach Altenkirchen kam, und angeblich von der Natur der Insel angezogen, sich allda einige Zeit aufhalten wollte. Sie blieb da, lebte für sich, besuchte die Kirche und den Kirchhof, las und schrieb in letzter Zeit fleißig. Man sah, daß sie litt, und bald blieb dem Küster kein Zweifel, daß sie bald sterben werde. Sie selbst wurde nur heiterer bei dem Gedanken, und verschied sanft, nachdem sie dem Küster noch einige Papiere gegeben, die ihre Lebensgeschichte enthielten, und die er, ihrem Auftrage gemäß nach sechs Monaten an mich nach Berlin schicken sollte. Nachdem ich mich bei dem Küster über meine Person legitimirt hatte, übergab er mir die Briefe. Ich setzte mich auf Theonens Grab und las ihre wundersame Leidensgeschichte, die ich dem Leser einmal unter dem Titel: „Die Verhängnißreiche“ mittheilen werde.

Wahnsinn durch unglückliche Liebe.

Eine wahre Anekdote aus meinem Leben.

Der Polizei-Rath *** in Berlin feierte sein Jubiläum auf eine herzliche und fröhliche Weise. Wir waren bis tief in die Nacht hinein beisammen, sahen tief in die Flasche und vertieften uns in abenteuerliche Erzählungen, Mord- und Geistergeschichten. Es war ungefähr gegen Mitternacht, als ich Abschied nahm, und der sorgsame Wirth gab mir einen jungen Mann aus der Gesellschaft zur Begleitung mit, weil ich einen langen Weg zu machen hatte.

Ich hatte den jungen Mann früher kaum bemerkt, er aß viel und sprach wenig, und schien auch sonst nicht viel Interesse an allen den schauerlichen Erzählungen zu nehmen. Wir gingen schweigend die lange Königsstraße hinauf, der Mond hing freundlich und klar über uns, und wir schienen Beide nicht Lust zu haben, unsere Stimmung durch Worte laut werden zu lassen. So schritten wir über den Schloßplatz hin nach dem Opernplatz. Dieser lag da im Musivgolde des Mondscheins, wie vergoldet;

die Riesengebäude rechts und links standen wie große Gedanken in schweigendem Ernste, und die Linden sahen mit ihren langgestreckten Schatten wie Riesenschlangen, welche das Haupt in die Luft erheben und den Leib am Boden hinter sich ringeln, zu uns herab. Da standen wir auf der Schloßbrücke, unter welcher die Spree dahinfloß. Wir gingen hart am Geländer hin, da faßte mich mein stummer Begleiter plötzlich beim Arm und preßte die Worte heraus: „Jetzt eben sind es zwei Jahre, daß ich wahnsinnig war!"

Dieser reizende Eingang des Gesprächs, um diese Stunde, an diesem Orte, hatte wenig Anziehendes für mich; ich stutzte, suchte meinen Arm zu befreien, indem ich ihn wenigstens von der fatalen Brücke fortziehen wollte. Allein heftiger packte er mich mit beiden Händen an und schrie: „Jetzt sind es zwei Jahre, und ich fühle eben wieder eine solche Anwandlung!" Dabei leuchteten seine Augen wundersam im matten Mondlichte, und seine Gesichtszüge waren auffallend bewegt.

Ich war in einer peinlichen Lage, mit Gewalt wollte ich mich nicht losreißen, denn dies hätte seinen Zustand noch mehr aufregen können, und mich ihm ganz zu überlassen, schien auch nicht rathsam, denn seine Blicke flogen über das Geländer hinab in die Spree.

„O," sagte ich, „mein Herr! das ist sehr hübsch, daß Sie wahnsinnig geworden sind, ich freue mich, Ihre interessante Bekanntschaft zu machen. Erzählen Sie mir doch die Geschichte ausführlich, die Witterung ist diesem

Unternehmen günstig, wir wollen uns dort auf eine Bank unter den Linden hinsetzen," dabei wollte ich ihn mit fortziehen.

„Nein!" rief er, „hier muß ich Ihnen die gräßliche Geschichte erzählen! Eine unglückliche Liebe hat mich wahnsinnig gemacht!"

Nun fing mich das Ding wirklich zu interessiren an, denn ich war gerade in eine Begebenheit verwickelt, wo mich glückliche Liebe bald wahnsinnig gemacht hätte, und überhaupt höre ich gern von unglücklicher Liebe, denn diese ist die einzige poetische im Leben, jede glückliche aber ist prosaisch wie ein Millionär.

Ich brachte ihn endlich dahin, daß er sich mit mir auf das erhöhte Seiten-Trottoir der Brücke niedersetzte; der Dom leuchtete wie ein Geist durch die Bäume zu uns herüber, und die Schlütter'schen Larven am Zeughause sahen uns an, und aus den geöffneten Visiren quoll das Mondlicht wundersam schauerlich heraus.

Da fing denn mein Begleiter mit leiser Stimme an: „Ich liebte die Tochter des pensionirten Herrn *** mit aller Gluth und Inbrunst der ersten Liebe. Sie erwiderte dieses Gefühl mit aller zärtlichen Innigkeit des jugendlichen Herzens, und wir lebten nur in und für einander. Allein ich hatte keine Aussicht, ihre Hand zu erhalten. Ihr Vater war reich und ich arm! Thränen, Bitten, Drohungen, Beschwörungen, Alles war vergebens! — Unser Unglück war gränzenlos. Da wurde ich dem General W—n empfohlen; durch die Güte dieses edlen Mannes

erhielt ich ein anständiges Amt, und ich konnte meiner Louise ein sorgenfreies Leben anbieten! Wer war froher, wer seliger als ich! Auf den Flügeln der heißen Liebe und Sehnsucht flog ich zu ihr, mit Freudenthränen erzählte ich ihr mein Glück, sie sank hocherröthend, liebeglühend an meine Brust! Wir eilten vereint zu ihrem Vater, sanken ihm zu Füßen, und er sprach: „Wohlan, ich will Eure Liebe krönen, ich gebe Euch meinen väterlichen Segen!“ Wir bedeckten voll Entzücken seine väterliche Hand mit zärtlichen Küssen. Acht Tage darauf wurden wir vermählt. Von diesem Augenblicke an war mein Leben ein einziger Jammerhauch, sie verbitterte mir jede Stunde, und mein Leiden endete in Anfällen von Wahnsinn. Das sind die traurigen Folgen einer „unglücklichen Liebe!“

Hier schwieg er still, und das Haupt sank auf seine Brust. Wir standen auf und gingen schweigend nach Hause, ich aber merkte mir sehr wohl, was eigentlich unter „unglücklicher Liebe“ zu verstehen ist.

Die Liebe am Hochgericht.

Wer ermißt die Höhen der Liebe? Wer ergründet ihre Tiefen? Wer berechnet ihre Allgewalt? Wer enträthselt ihre Zauberkraft? Wer ahnet ihre Wege? Wer erforschet ihre Züge? Wer erschöpft ihre Eigenthümlichkeit? Wer erklärt ihr Geheimniß? Sie ist sanft wie die häusliche Taube, und wild wie der numidische Löwe; sie ist einfach wie das Vaterunser, und verworren wie das Haar der Verzweiflung; sie ist still wie die Jungfräulichkeit, und tobend wie das aufgepeitschte Meer; sie ist zaghaft wie das erste Geständniß, und dreist wie die höchste Gefahr; sie ist genügsam wie die züchtige Keuschheit und unersättlich wie das Gelüste der Augen; sie ist gewährend wie der nie versiegende Quell, und begehrend wie der Gedanke des Forschers; sie ist offen wie die Wege der Allmacht, und geheimnißvoll wie die Spur des Bösen!

Sie liebten sich. In dem ernsten Dunkel des Waldes begegneten sie sich zum ersten Male, ihr Blick fiel in den seinen, und Beider Gegenwart und Zukunft, Glück und Jammer, Leben und Tod war in diesem Augenblicke entschieden.

Ich sah sie im Theater zu P***, sie war lieblich wie die Lilie des Thales, frisch wie die Lippe der Morgenröthe, sanft wie das Lächeln der Kindheit und schwärmerisch wie der Gedanke an ein ewiges Leben. Sie hieß Rosette.

Ein kleiner Wald trennte den Ort, in welchem sie wohnte, von der Stadt P***, und oft ging sie durch seine ernsten Schatten still und nachdenkend hin. Hier lernte sie ihn durch Zufall kennen, und bald war es kein Zufall mehr, der sie zusammenführte. Er war ein schöner Mann von ungefähr zweiunddreißig Jahren; seine hohe männliche Gestalt wurde von zwei schwarzen, feuerblitzenden Augen und einer edlen, starkgebogenen Nase beträchtlich gehoben. Ein dunkelgrüner Jagdrock saß fest um die wohlgeformten Glieder, und ein runder Hut bedeckte nur zur Noth die Fülle der schwarzen, dichten Locken. Sie wußten Beide nicht, wie es kam, daß sie sich liebten, als sie es inne wurden und es sich gestanden. Sie liebte ihn mit Zärtlichkeit und stiller, sanfter Ergebung; er sie mit Heftigkeit und ungestümem Feuer.

Oft schreckte sie in seinen zärtlichsten Umarmungen zusammen und sah zaghaft in die lodernden Flammenblicke seiner Augen hinauf; oft zuckte er unter ihrem süßesten Kusse schmerzlich auf und sah wild hinein in ihr

frommschauendes Auge. Es war etwas Unheimliches in der Liebe Beider, und dennoch flogen die abstoßenden Pole wieder mächtig zusammen. Oft sah er sie mit finster-glühenden Blicken unverwandt an und umfaßte sie dann plötzlich heftig, als wollte man sie ihm eben gewaltig ent-reißen; oft sah sie ihm ängstlich flehend ins Antlitz und schmiegte sich bittend an ihn an, gleichsam als wollte er sich auf ewig von ihr trennen; noch öfter traten nach einer zärtlichen Umarmung Beide plötzlich wie entfremdet aus-einander, wie zur ewigen Scheidung, sahen mit sich selber kämpfend zu Boden, ein Entschluß arbeitete in Beider Herzen — so standen sie Minuten lange, sahen sich dann wieder an und flogen einander wieder in die Arme, und schienen in stillen, glühenden Küssen sich selbst beschwich-tigen zu wollen.

Sie hatten einander um nichts, als um ihre Namen gefragt, sie hieß Rosette, er Friederich. Sonst vermieden sie sorgfältig jede Erklärung ihrer Verhältnisse und ihres Standes. Es schien, als ob Eines dem Andern gerne jede Erklärung erlasse, um nur selbst keine geben zu dürfen.

So hatte diese stille und seltsame, aber nur desto heftigere Liebe beinahe ein Jahr gedauert. Immer inniger, immer heftiger und auch immer ängstlicher wurde das Wesen beider Liebenden. Sie saßen oft Stunden lange schweigend, trübe neben einander, sahen sich an, umarm-ten sich, drückten sich heftig ans Herz und trennten sich schweigend. Eine drückende Geheimnißluft schien schwer

auf dem Himmel dieser Liebe zu liegen. Endlich beschloß Rosette, das Schweigen zu brechen, und mit diesem Entschlusse ging sie ihm entgegen. Allein er kam nicht. Er kam heute nicht, er kam morgen nicht, er kam die ganze Woche nicht, er kam gar nicht mehr. Sie ging täglich hinaus mit neuen Hoffnungen und kehrte täglich ohne Hoffnung zurück. Eine tiefe Trauer bemächtigte sich ihrer; kein Zeichen kam von ihm, kein Wink der Liebe. Sie hatte endlich resignirt, und hatte den ewigen Schmerz zum einzigen, geliebtesten Gespielen ihrer Tage gemacht.

Rosette gehörte zu den schmerzlichen Opfern eines grausamen Vorurtheils. Schön, jung, liebenswürdig, sanft, begabt mit einem weichen Herzen und mit einem offenen Sinn, wurde sie von ihren Gespielinnen gemieden, von allen Gesellschaften ausgeschlossen, von den Männern vernachläßigt, denn ihr Vater war — der Scharfrichter in P*** —

Rosette stand allein da im Leben, ihre Mutter war todt. Alle Gefühle der Mittheilung, der Freundschaft, des herzlichen Austausches, der Gedanken und der Worte mußte sie in sich verschließen; wo sie sich hinneigen wollte, wurde sie zurückgewiesen; für Zuvorkommenheit wurde ihr Kälte, für Freundschaft Spott, für Liebe Hohn. Es war also kein Wunder, daß sie sich desto heftiger, desto unzertrennlicher, desto glühender an den Mann anschloß, der zum ersten Male Liebe mit Liebe, Anhänglichkeit mit Treue und Zärtlichkeit erwiederte. Daher war auch ihr Schmerz unermeßlich, als auch dieses Herz ihr entrissen wurde. Es

vergingen einige Monate, und keine Spur ließ sich von ihm sehen noch hören, und ein stehender Gram füllte Rosettens Brust aus.

In P*** war die kleine Zahl der Bewohner in einer ungewöhnlichen Bewegung. Ein lange nicht gesehenes Spektakel sollte wieder endlich einmal vor sich gehen, und das zog viele Fremde aus der Umgegend nach P***.

Der Räuberhauptmann Z.... sollte mit dem Strange hingerichtet werden. Er war lange dem Arme der Gerechtigkeit entgangen. Man erzählte sich viel Sonderbares von ihm und dem Gemische von Entmenschung und Großherzigkeit, welches in seinem Leben sich offenbarte, und er war lange Zeit das Gespräch der öffentlichen Orte, und tausend wahre und erfundene Anekdoten gingen über seine Thaten von Mund zu Mund. Endlich ereilte ihn die strafende Vorsehung, und er wurde gefangen. Nach einem langen verwickelten Justizgange wurde er verurtheilt, durch den Strang vom Leben zum Tode übergeführt zu werden. Nach herkömmlichem Gebrauch wurde er drei Tage früher ausgesetzt, es konnte ihn Jeder sehen und auf einen Teller eine freundliche Gabe hinlegen. Dieser letzte Beweggrund zog auch Rosette hin. Sie hatte einen tiefen Griff in ihre Sparkasse gemacht und trug sie in das Gefängniß hin, an das Fenster, wo man das Geld hineinlegen und den Verbrecher sehen konnte. Sie erhob

die schöne weiße Hand und schlug den Blick zu Boden; da schlug ein Schrei „Rosette" an ihr Ohr, es war ein herzzerreißender und herzbekannter Ton, sie sah auf — der Ausgesetzte war ihr Geliebter. In heftigen Krämpfen fiel sie zu Boden, und erst zu Hause erwachte sie zu einem gräßlichen Leben.

Mit stieren Augen saß sie da, nur ein Gedanke schien sie ausschließlich zu beschäftigen, sie sah unverwandt zu Boden und zeigte mit dem Zeigefinger der linken Hand zur Erde auf einen einzigen Punkt hin. Morgen Früh um zehn Uhr sollte die furchtbare Exekution Statt finden. Es war Nacht geworden, der Mantel der Finsterniß wickelte sich um die Erde, als wollte er ihr das Auge verhüllen, daß sie nicht zuschaue der Zurüstung zum gräßlichen Werke. Eine tiefe Stille umschloß alle Wesenheit. Rosette durchzog die Finsterniß mit stierem Blick, mit schwanken Schritten. Sie ging hinaus durch die Straßen, durch das Thor, sie ging hinaus zum Kirchhof, und an der Mauer des Kirchhofes fiel sie auf die Knie, und wiederum zeigte sie mit dem Zeigefinger der linken Hand auf den Boden; und sie legte das kalte starre Antlitz auf den Boden hin, und blieb so einige Minuten. Alsdann erhob sie sich und zog ein Messer aus dem Busen, und fing an auf derselben Stelle in die Erde zu graben; und sie grub Stunden lange, und sie grub mit ihren Nägeln und wühlte den Boden auf; und der Schweiß rann ihr über das kalte, marmorne Antlitz, und sie grub mit übermenschlicher Kraft, und holte die Erde mit den

Händen heraus und grub mit erneuerter Anstrengung fort. Sie grub ein Grab für den Geliebten!

Mit Riesenkräften förderte sie ihr Werk. Das Grab war fertig, und sie selbst stieg hinunter und legte sich in das frische Grab, und nahm das Maß, ob es lang genug sei. Als das Grab fertig war, streute sie die ausgegrabene Erde umher, daß man es nicht merke, und trug noch Reisig und dürres Gezweig näher, um es auf das Grab zu legen und es zu bedecken. Der Morgen schickte sein erstes zartes Roth als seine Vorläuferin der dunklen Ferne zu, als Rosette in das väterliche Haus zurückkam.

Da saß sie und schaute zu Boden, starr und regungslos, mit dem linken Zeigefinger unverrückt zu Boden zeigend. Ohne Bewegung des Schmerzes, ohne Laut der Empfindung, ohne Thräne des Jammers, ohne Klage saß sie da. Als die Glocke Zehn schlug, fuhr sie zusammen, und ein dumpfer Schrei entfuhr ihren Lippen; dann blieb sie wieder den Tag über in derselben Stellung. Als ihr Vater nach Hause kam, fragte er: „Rosette, was ist Dir?" Sie krümmte sich zusammen und antwortete nicht. So war die eilfte Stunde der Nacht herangekommen. Rosette stand auf, und schloß sachte die Thüre auf, und zog durch die leblosen Straßen hinaus zum Hochgerichte. Die Nacht war schauerlich, der Wind pfiff über die Haide herüber, und der Regen strömte heftig hernieder. Rosette zog durch Wind und Regen hinaus. Die langen, nächtlichen Locken flogen wild um sie her; die offene Brust wurde

vom Regen überströmt, die schönen Augenwimper träuften nicht von Thränen, wohl aber von dem Regenwasser, und ihr Gewand war ganz durchnäßt. Sie empfand nichts, sie zog vorwärts und vorwärts, und trank manchmal die schweren Tropfen, die ihr von der eisigen Wange in die Lippen rannen. Da war sie am Rabensteine, schauerlich sah er durch die düstere Nacht, der Wind spielte mit der Leiche ihres Geliebten, und unheimliches Nachtgevögel umkreisete kreischend die furchtbare Stätte. Rosette empfand nicht Furcht, nicht Grauen, sie kletterte an dem schauerlichen Holze hinauf und lösete mit unsäglicher Mühe den Körper ihres Geliebten los von dem gräßlichen Bande, bis er zu Boden fiel. Dann stieg sie hinab, und kniete eine Minute lang nieder, und schlug die Hände über ihre Augen, die thränentrocken und regennaß waren, und dunkel brannten und glühten. Sie nimmt ihr seidenes Tuch vom Schwanenhals, schlägt es um das entstellte Antlitz der Leiche, nimmt mit unbegreiflicher Kraft sie auf den Rücken und zieht mit dieser gräßlichen Last zurück bis an die Mauer des Kirchhofes. Vom gellenden Winde begleitet, vom niederfallenden Regen übergossen, schwankt und gleitet ihr Fuß dennoch nicht; sie hält nicht an; eine übermenschliche, himmlische oder teuflische Stärke lebt in ihr, und sie bringt ihre Beute an das ersehnte Ziel. Hier deckt sie das Grab auf, legt ihren Mantel in die feuchte Grube, senkt den Leichnam des Geliebten hinein, bedeckt das Grab mit Erde und legt die Zweige und Reiser darüber.

Und sie zieht ein silbernes Kreuzlein darauf zwischen die Reiser hin und faltet die Hände zum inbrünstigen Gebet. So fand man sie am andern Morgen todt, in knieender Stellung, mit gefalteten Händen, das Antlitz auf das Gezweig vor dem silbernen Kreuzlein gesenkt. —

Wer enträthselt die Zauber der Liebe? Wer kennt die Allmacht ihrer Riesengewalt? Wer ermißt die geheimen Gänge ihrer Leidenschaft? Wer erfaßt die unerforschlichen Regungen ihrer Kräfte? Wer zählt die unendlichen, die tiefen Krümmungen des liebenden Herzens? Wer hört das leise Besprechen der Gefühle? Wer schaut in die Werkstätte der Empfindung? Wer berechnet die tausend und tausend Gestaltungen der Entschlüsse? Wer folgt dem unsichtbaren Geäder der Leidenschaft? Wer nennt und bezeichnet die zahllosen Erzeugungen des Glückes und des Jammers der Liebe?

Sie erzeugt die fröhliche Lust und den drückenden Kummer; sie nährt am mütterlichen Busen Wonne und Verzweiflung; sie wiegt im zärtlichen Arm den stillen Frohsinn und die laute Raserei; sie horcht mit einem Ohre dem Laute der Hoffnung, und mit dem andern dem Schrei der Verzweiflung; sie führt an einer Hand die Resignation der Frömmigkeit, und an der andern die zahnfletschende Gotteslästerung; sie hat eine Thräne für

die Ergebung des Lebens, und eine Zähre für den freveln-den Selbstmord. — O, habt Ehrfurcht vor dem Anblick der Liebe! tretet scheu und gottesfürchtig zur Seite, wo dieses Schauspiel sich euch zeigt! Betet an die Allgewalt der göttlichen Kraft in dem Schauspiel der Liebe, wie ihr sie anbetet in der Erhabenheit des empörten Welt-meeres, wie ihr sie anbetet in dem Zürnen der Elemente, wie ihr sie anbetet in dem Aufleuchten des Gewitterhimmels, wie ihr sie anbetet, wenn des Nordlichtes Farben-Räthsel an dem Himmel flammen, wie ihr sie anbetet in dem Ausbruche der Vulkane, wie ihr sie anbetet beim Auf-beben der nie schwankenden Erde!

Humoristische Vorlesungen.

Unser Zeitgeist in Feuer- und Wassergefahr.

Eine humoristische Federzeichnung, vorgelesen im landständischen Saale, zum Besten der durch Brand in Wiener-Neustadt verunglückten Bewohner.

Um unsern Zeitgeist zu erschöpfen, meine theuersten Hörer und Hörerinnen, braucht man eine lange Zeit und einen klaren Geist. Durch diese meine Vorlesung aber, hoffe ich, wird es meinem Geiste klar werden, daß Ihnen die Zeit lang wird, und somit hätte ich meinen Gegenstand fast schon im Voraus erschöpft, ohne erst mich selbst zu erschöpfen. Da Sie heute, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, blos dem Zuge Ihres schönen Herzens folgen, um den Unglücklichen Ihre edle Theilnahme zu schenken, so schenken Sie einer unglücklichen Vorlesung Ihre geneigte Aufmerksamkeit, einer Vorlesung, die wenigstens das Passende an sich hat, daß sie eine Löschanstalt genannt werden kann, indem sie dem Feuerunglück mit Wasser zu Hilfe eilt.

Ich habe bei dieser Gelegenheit erfahren, daß die guten Gedanken und die Wasserspritzen ein gleiches Schicksal haben, sie kommen beide gewöhnlich zu spät, und so bin

ich überzeugt, daß mir nach meiner Vorlesung Gedanken einfallen werden, die Sie ganz vortrefflich finden würden, zum Beispiel der: Ihnen nichts mehr vorzulesen.

Unser Zeitgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist ein Verunglückter, ein durch Feuer- und Wassergefahr Verunglückter.

Unsere Zeit ist verbrannt und unser Geist ist überschwemmt. Unser Geist will der brennenden Zeit zu Hilfe eilen, allein aus den Wasserkrügen und Oelkrügen greift die schwankende Geisteshand nach dem leichten Oel, und will damit die lodernde Zeit löschen; unser Geist sieht unsere Zeit in Asche zerfallen, und abhold allem Frieden und aller Ruhe, sagt er nicht einmal: Friede ihrer Asche!

Unser Geist hingegen ist wiederum ein Wasserverunglückter! Unser Geist ist ein Wassertreter, ein zweiter Löwentritt, er kündigt sich pomphaft an, als schritt' er trocknen Fußes durch die brausende tiefe Fluth der Zeit, allein, wenn es dazu kommt, und der prahlerische Wassertretergeist den Strom durchschreiten soll, da geht ihm das Wasser ans Maul, er plumpt hinein. Anstatt, daß er das Wasser treten soll, tritt das Wasser ihn; er muß mitleidig nach dem andern Ufer gebracht werden, und der Strom der Zeit bleibt nicht getreten, aber betreten hinter ihm.

Zeitgeist! Unter allen Verbindungen und Ehen, welche die deutsche Sprache stiftete, ist keine so unpassend und unglücklich ausgefallen, als die Vermählung der

Zeit mit dem Geiste. Eine wahre Mesalliance, denn die Zeit ist bürgerlich und einfach, und der Geist ist vom höchsten Adel! Die Zeit ist eine Arme, eine Dürftige, und der Geist ist unendlich vornehm und reich. Die deutsche Sprache scheint sich überhaupt in barocken Zusammensetzungen zu gefallen; so hat sie zwei curios zusammengewachsene Wortkinder: „geistreich“ und „armselig“, welche Zusammenstellung! Wer Geist hat, ist selten reich, wer arm ist, ist nie selig! Es sollte heißen: „geistarm“ und reichselig“. — Ja es gab eine Zeit, wo man das Wort Zeitgeist noch nicht kannte; da liebten sich Zeit und Geist noch. Die stille, gemüthliche, jungfräuliche Zeit, das Antlitz lieblich verschleiert, wartete, bis der rechte Geist kam, um sie zu freien, und der Geist, ein würdiger, besonnener, tiefdenkender Mann, suchte die für ihn passende Zeit, und ließ nicht mehr von ihr. Allein seitdem wir uns einen Zeitgeist gebildet haben, ist nichts so eingebildet als unser Geist. Keine Zeit findet ihren Geist, und kein Geist findet seine Zeit, und das nennt man Zeitgeist.

Welch' ein Ehepaar! die Zeit zählt die Stunden rückwärts, der Geist zählt die Stunden vorwärts. Zeit und Geist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, welche Eheleute sind diese! Der Geist kann nur eine große Zeit brauchen, wie der Taucher nur das große Weltmeer; die Zeit aber kann große und kleine Geister brauchen, wie Dukaten und Silbergroschen. Wenn der Mann nur erscheint, vertreibt er die Frau, der Geist ist

der einzige Zeitvertreib! Der Geist weiß die Zeit zu schätzen, aber die Zeit weiß den Geist nicht zu schätzen, darum bringen die reichsten Zeiten die ärmsten Geister hervor, und darum haben die reichsten Geister die schlechtesten Zeiten. Der Geist verkürzt unsere Zeit, und dennoch kommt der Geist bei unserer Zeit lang zu kurz! Der Mensch geht mit der Zeit um, wie wieder mit den Menschen; so lange sie leben, möchten sie beide gerne vertreiben und umbringen, sie wissen gar nicht, wie sie sie los werden sollen; ist die Zeit aber getödtet und der Mensch begraben, da werden sie erst vortrefflich und lieb, und die Menschen sagen: „Ach, das war ein herrlicher Mensch, das war eine herrliche Zeit!" Seinem Nebenmenschen, der Sonne und der Zeit, kann der Mensch nicht eher freundlich und offen ins Auge sehen, bis sie untergehen und nicht mehr sind. Der Leichenstein ist das einzige Friedensinstrument des Menschen, und die begrabene Zeit, wie die begrabenen Menschen, immer die besten.

Das Wort Zeit ist ein unregelmäßiges Zeitwort, das regelmäßig nur die vergangene Zeit in der verbindenden Art, die gegenwärtige in der leidenden, und die zukünftige in der bedingenden hat.

Die Zeit ist die große Kettenbrücke zwischen diesem und jenem Ufer; der Körper bezahlt seinen Zoll hier, die Seele bezahlt ihren Zoll drüben; während wir aber auf dieser Kettenbrücke sind, werden wir von ihr hin und her geschleudert, und weil diese Brücke selbst schwankt, glauben wir thörichte Menschen, die beiden Ufer schwanken.

Die Zeit ist eine Frau wie jede Frau, und der Geist ein Mann wie jeder Mann, das heißt: wie jeder Ehe-Mann. Es ist ein großer Unterschied zwischen Mann und Ehe-Mann; nur so lange man ledig, ist man Mann, sobald man heirathet, ist man aus dem Mann-Regiment ausgetreten, um unter das Frauen-Regiment zu kommen, aber mit Karakter und erhöhtem Titel: Ehe-Mann, das will so viel sagen, als ehedem Mann!

Das Wort „Ehe" selbst ist ein Buchstabenbild. Es ist ein Strich durch die Selbstlauter-Rechnung, jedes Einzelne hört auf ein Selbstlauter zu sein und wird ein Mitlauter; da aber die Frauen mit der Zeit immer lauter und lauter werden, so ist der Mann am Ende weder Selbstlauter noch Mitlauter mehr, sondern er wird blos ein Ausrufungszeichen, ein O oder ein Ach!

Bei unserem Zeitgeist hat der Gemahl: Geist, auch wenig mit zu reden, die Frau Gemahlin: Zeit, kommt nur manchmal zu ihm und thut ihm schön, wenn sie Geld braucht, wenn der Geist baare Münze hergeben muß. Jeder Mann steht unter dem Pantoffel, und wenn er nicht unter dem Pantoffel steht, so geht er unter dem Pantoffel, oder er läuft unter dem Pantoffel, oder er fährt unter dem Pantoffel, und wenn er in einem Triumphwagen führe. Der Pantoffel ist das lederne Schicksal der Männer, und seinem Schicksale kann man nicht entgehen. Es weiß kein Mensch, wo ihn der Schuh drückt, als der, welcher den Pantoffel an hat. Der Geist steht also auch unter dem Pantoffel der Zeit; wenn sie

auch auf flüchtigen Sohlen dahinlauft, führt sie einen tüchtigen Pantoffel!

Wenn Sie daher, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, jetzt sagen hören: „Der Zeitgeist herrscht vor!" so glauben Sie ja zuerst, es ist ein Weiber-Regiment; die Zeit will blos herrschen, unser Geist ist weder herrschsüchtig noch ruhmsüchtig, er ist blos durchsichtig und wassersüchtig.

Mit dem Zeitgeiste ist es wie mit dem Regenbogen, ein jeder Mensch sieht seinen eigenen; im Grunde ist es nichts als ein abtropfender eitler Schimmer, nichts als gebrochene Lichtstrahlen in fließenden Thränen. Kann es Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, nach allem dem wundern, daß aus dieser unglücklichen, unpassenden Ehe zwischen Zeit und Geist eine solche Nachkommenschaft entstand? Kann es Sie demnach wundern, daß die Kinder unseres Zeitgeistes so matt, so elend, so verkrüppelt, so rhachitisch und so scrophulös sind? Man sagt im gewöhnlichen Leben, von den Kindern sehen die Mädchen der Mutter und die Knaben dem Vater ähnlich; unser Zeitgeist jedoch hat viel Knabenhaftes hervorgebracht, aber sie haben vom Vater, vom Geiste, gar nichts an sich, als das, daß er nicht sichtbar ist, und so hat unser Zeitgeist eine Anzahl junge Zeitgespenster in die Welt gesetzt. Der wahre Geist, der echte, braucht keine besondere Zeit. Der echte Geist ist ein Dietrich, der zu allen Zeiten Eingang findet, nur der Parteigeist ist ein Schlüssel, ein künstlicher Bartschlüssel zu dieser oder jener Zeit.

Dieser Parteigeist will aus unserer Zeit einen gegliederten Fingerhandschuh machen nur für seine Hand; aber die Zeit ist und bleibt ein ungegliederter Fausthandschuh, in welchen jede geistige Hand hineinfahren kann und soll, um sie zu handhaben.

Freilich hat der Geist einige Ursache, über seine Frau zu klagen, denn sie hat nur einen Zahn, den Zahn der Zeit, allein mit diesem einen Zahn nagt die Zeit an allen Gegenständen, der Geist aber hat kaum zu nagen.

Der Geist hat Uhren erfunden für die Zeit, man sieht auf die Uhr, um zu wissen, was an der Zeit ist; die Zeit aber hat keine Uhren erfunden für den Geist, auf die man sehen könnte, was an dem Geist ist. Wenn wir zum Beispiel eine Uhr für den Zeitgeist hätten, und wir würden nach ihr sehen, um zu wissen, wie viel es bei unserem Zeitgeist geschlagen habe, so würden wir bald sehen, daß diese Uhr manchmal zu spät, manchmal viel zu geschwind geht, dann abläuft, und ganz stehen bleibt. Der Mensch theilt seine Geschäfte nach der Zeit ein, Niemand nach dem Geist. Tausend Menschen, wenn man sie einladet, sagen: „Entschuldigen Sie, ich habe heute keine Zeit!“ Niemand hingegen sagt: „Entschuldigen Sie, ich habe heute keinen Geist!“ Tausend Menschen sagen: „Ach, meine Zeit ist mir so karg zugemessen!“ Und doch ladet man den Menschen nicht ein, daß er seine Zeit mitbringe, sondern seinen Geist. Jedermann bringt eine Uhr mit sich, um zu wissen, wann es die Zeit mit

sich bringt, zu gehen; kein Mensch hat eine Uhr, um zu wissen, wann es der Geist mit sich bringt, zu gehen. Manchmal, wenn ich im Gesellschafts-Salon eine große Pendeluhr sehe, so halte ich sie für überflüssig, denn sie ist des Zeitlichen halber da, ich aber glaube in solchen Gesellschaften schon in der Ewigkeit zu sein. Eigentlich ist jeder Mensch selbst eine Uhr, die siebenzig Jahre geht, das Gesicht ist das Zifferblatt und die Nase der Stundenzeiger; an Gesicht und Nase der Menschen kann man schon ersehen, wie viel es bei ihnen geschlagen hat. Der gute Mensch hat das Uhrwerk im Herzen, der geistreiche Mensch hat das Uhrwerk im Kopfe, der Sinnenmensch hat das Uhrwerk im Magen, der reiche Mensch hat das Uhrwerk in der Tasche; der dumme Mensch hat gar kein Uhrwerk, das ist blos ein Uhrgehäuse; und die Frauenzimmer das sind die Foppuhren. Eigentlich sind die Frauenzimmer Uhren für Satyriker, denn diese allein wissen sie recht aufzuziehen; allein je mehr sie sie aufziehen, desto weniger gehen sie nach ihrem Sinn. Fast jeder Mann trägt eine Uhr in der Tasche, ein Frauenzimmer im Herzen und einen Nebenbuhler im Magen; nur der Mann, der die ganze Zeit damit zubringt, eine reiche Frau zu bekommen, der trägt die Uhr im Herzen und die Frau in der Tasche; und alle Jene, die zu enge Herzen haben, um wahrhaft zu lieben, und zu weite Taschen, um nicht nach Geld zu heirathen, die Frauen kann man füglich ihre Taschen-Frauen heißen. Denn wenn jetzt unsere

Männer heirathen, so sagen sie nicht: „Ich heirathe ein braves, hübsches, tugendhaftes Mädchen, es hat auch etwas Geld!“ sondern sie sagen: „Ich heirathe hübsche, brave, tugendhafte zwanzigtausend Gulden, sie haben auch etwas Mädchen.“ Der Unterschied zwischen ihren Taschenuhren und Taschenfrauen ist nachher nur der, daß die Taschenuhren von ihnen an Ketten gelegt werden, die Taschenfrauen hingegen sie in Ketten legen. Jedes Frauenzimmer ist an und für sich eine Gattung von Uhren — Federn und Kettchen machen die Hauptsache aus. Die flatterhaften Frauen sind die Springuhren, deren Herzensdeckel bei jeder Berührung aufspringt, die Modefräuleins das sind die Spieluhren, die, wenn sie glauben, daß die bestimmte Stunde geschlagen hat, ihr eingelerntes Liedlein ableiern; die meisten sind Repetiruhren. Die tugendhaften, edlen Frauen, das sind die Thurmuhren, man muß den Blick hoch empor zu ihnen heben; sie schweben im Aether ihres eigenen Gemüths himmelhoch über dem niedern Erdenleben, mahnen an die Vergänglichkeit der Zeit und stimmen uns selbst höher, heiliger und freudiger. Allein bei den Uhren hat man einen großen Vortheil voraus; mancher Uhrmacher steht für seine Uhr gut, daß sie wenigstens ein Jahr richtig gehen wird; welcher Vater aber steht dem Manne gut, daß seine Tochter ein Jahr lang richtig gehen wird? Alles dieses, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, liegt wieder im Zeitgeist; unsere Zeit hat keinen Geist für die wahre Schätzung des Frauenthums; es geht

unserem Zeitgeist mit den Frauen wieder wie mit den Uhren; früher sahen die Männer bei Uhren und Frauen auf das innere Räderwerk, auf den Gehalt, auf den Kern; man liebte die Uhren und Mädchen im Gehäuse, im doppelten verhüllenden Gehäuse, der Mann wollte Haus- und Wanduhren haben; man sah auf Solidität. So eine altväterliche Uhr ging jahrelang richtig ohne vor- und nachzugehen; jetzt ist bei den Männern aller Schätzungssinn verloren gegangen, sie sehen bei den Uhren und Mädchen auf die Façon, je flacher beide sind, desto lieber sind sie ihnen, um sie leichter in die Tasche stecken zu können; deshalb wenn man jetzt so ein kostbares Uehrchen und Cylinder-Mädchen erobert, kaum daß man sie ein Bischen besitzt, laufen sie Einem ab!

Worin liegt alles das? In unserem Zeitgeist. Nie war die Zeit so ungeistig und nie der Geist so unzeitig als eben jetzt, und zwar hauptsächlich darin, daß bei den Männern alle jene feine, herz- und geistläuternde Schätzung der Frauentugend und Frauenehre so ganz verloren ging, daß all jener veredelte und veredelnde Sinn für den erhabenen Werth der milden und sittlich einfachen Weiblichkeit bei ihnen so ganz verflüchtigt ist; daß ihr Herz und ihr Kopf in dem verworrenen, leeren, nichtigen und hohlen Treiben unseres eitlen, windausgeklopften Zeitgeistes so abgestumpft und flachgetreten wurde, daß der schönste Altar in der menschlichen Brust, der Altar, auf dem die Flamme der wahren, göttlichen Frauenwürde lodert, ganz zerfallen ist, und sie selbst den äußern Tempeldienst dieser

Gottheit, die gesellige Feinheit und Achtung, die Sittlichkeit und die bildende chevalereske Galanterie verlernt und vergessen haben und in einen modernen Barbarismus gegen das weibliche Geschlecht versunken sah. Wahrlich, ein Männerherz, aus dem der Glaube an die Herzen und an die Tugend der Frauen entflohen, dieses Herz kann wohl aus dem bunten Glasfenster seiner Ansicht das Leben hinaus färbig ansehen, aber durch diese Fenster hinein zu blicken muß es im Herzen öde und zerfallen, und traurig finster sein. Ohne Frauen gäbe es wohl Männer auf der Welt, aber keine Menschen; wir besäßen alle Thier-Tugenden: Stärke, die Tugend des Elephanten; Muth, die Tugend des Bären; Ausdauer, die Tugend der Schildkröte; Arbeitsamkeit, die Tugend der Dachse, und Geduld, die Tugend der Schafe; allein wir besäßen keine menschlichen Tugenden. Ohne Frauen würde unser Herz hämmern und klappern, durch die Frauen lernt es schlagen und pochen; unsere Lippen würden zanken und fluchen, durch die Frauen lernen sie küssen und beten; unsere Augen würden blitzen und rollen, durch die Frauen lernen sie flehen und weinen; wir würden die Hand schütteln, durch die Frauen lernen wir die Hand drücken; wir würden essen und trinken, durch die Frauen lernen wir genießen und schlürfen; wir würden denken und arbeiten, die Frauen lehren uns fühlen und handeln; wir würden schlafen und schnarchen, die Frauen lehren uns schlummern und träumen. Ohne Frauenzimmer würden

wir die Schöpfung beherrschen, durch die Frauen lernen wir sie bewundern. Die Natur der Männer besteht darin, die Frauen zu suchen, ihr Glück darinnen, sie zu lieben, aber ihre Größe besteht nur darin, sie zu achten. Im Buche des Lebens sind die Männer die langen und starken Kapitel, aber die Frauen sind die Mottos zu diesen Kapiteln, und man weiß, daß oft in dem kleinen zarten Motto mehr Sinn, mehr Geist und mehr Gemüth liegt, als in dem ganzen dicken und breiten Kapitel. Das Unglück bei diesem Lebensbuche besteht nur darin, daß das Motto und sein Kapitel nicht immer zusammenpassen, und manchmal geht so ein Motto durchs ganze Leben und sucht sich alle Augenblicke ein anderes Kapitel. In den Herzenskammern der Männer präsidiren Selbstsucht und Eifersucht; in den Herzenskammern der Frauen sind Liebe und Demuth die zwei Wandnachbarinnen; ob aber Liebe oder Demuth die erste Tugend des weiblichen Herzens ist, das könnte nur der entscheiden, der wüßte, ob das erste weibliche Wesen zuerst eine Rose oder ein Veilchen gepflückt hat; welche Pflanze der erste Mann zuerst pflückte, kann keinem Zweifel unterworfen sein — es war entweder die Münze oder das Tabaksblatt.

Der Mann betrachtet jetzt die Liebe nicht mehr als Poesie, sondern als ein Gelegenheitsgedicht, und die Ehe blos als ein Extrablatt in großen außerordentlichen Nothfällen und Kriegszeiten! Mit Worten, nicht mit Thaten, wollen sie die Frauen gewinnen, große Schätze und Frauenzimmerherzen aber wollen schweigend gehoben werden.

So ein Frauenzimmerherz ist ein sonderbares Ding, es ist wie eine Postanstalt: zuerst nimmt es Briefe an, dann Packete und zuletzt den ganzen Passagier, und kaum hat es den Passagier selbst, so sendet es ihn oft gleich sammt Brief und Packet retour! Aber größtentheils nimmt so ein weibliches Herz nur frankirte Passagiere an, nur recommandirt dürfen sie nicht sein, denn bei den Frauen sind die Männer am wenigsten recommandirt, die recommandirt werden.

Ich habe die sonderbare Bemerkung gemacht, daß die erste Liebe eines Frauenzimmers fast immer einen unwürdigen Gegenstand trifft. In dieser Hinsicht kommen mir die Frauenzimmer vor, wie die neuen Fässer, sie müssen nicht gleich mit Wein, sondern erst mit Wasser gefüllt werden, damit man wisse, wie viel es fassen kann. Hat aber so ein Frauenzimmerherz einmal an einem unwürdigen Gegenstand erfahren, wie viel Liebe in ihr Herz hineingeht, und füllt sie dieses Herz dann mit einem würdigen Gegenstand, so läßt sie sich diesen Gegenstand nicht wieder nehmen, als höchstens mit dem Herzen selbst; so wie sich überhaupt die Frauen nichts nehmen lassen, als höchstens vom Himmel ihren Mann. Nur unser Zeitgeist will den Frauen Alles nehmen, sie haben nicht sowohl zu wenig Zeit, um ihren Geist mit den Frauen zu theilen, als vielmehr zu wenig Geist, um unsere Zeit mit ihnen zu theilen.

So ist unser Zeitgeist! die Zeit der Ritterlichkeit ist vorüber, die Zeit der Reiterlichkeit ist da; die Zeit

der Tafelrunde ist vorüber, die Zeit der runden Tafeln ist gekommen; die Zeit der Geselligkeit ist todt, die Zeit der Gesellschaften ist erstanden. Ich sage die Zeit der Gesellschaften und nicht der Geist der Gesellschaften, denn es geht mit dem Geist der jetzigen Gesellschaften wie mit allen Geistern, Jedermann spricht von ihm, kein Mensch hat ihn gesehen. Betrachten wir unsern Gesellschaftsgeist, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, woraus besteht er? Große Welt und kleine Leute, runde Tische und eckige Menschen, kurze Kleider und lange Weile, viele Kerzen, wenig Lichter, fette Gönner, magere Kenner, hohes Spiel und seichte Worte, alte Jünglinge und junge Greise, jede Wange roth und nicht eine erröthet. Alle essen und kein Mensch ist hungrig; man sucht sich um sich zu zerstreuen, und zerstreut sich um sich zu suchen, man ist aber zu zerstreut um sich zu finden, und zu gesucht um sich zu zerstreuen. Die ganze Gesellschaft bildet einen halben Kreis, die Hausfrau macht den Kreishauptmann, der Kreis kreist furchtbar und gebiert eine Gesprächsmaus. Darauf zertheilt sich der Zirkel in alle vier Ecken, das ist dann die Quadratur des Zirkels! Unsere Unterhaltungen haben keinen Stoff, darum sind sie so erhaben, und der Stoff ist es, der uns herunter zieht ins Irdische! Je stoffloser wir in Gesellschaften sind, desto höher und geistiger sind wir! Das Genie verschmäht allen Stoff, eine jede Frau aber ist ein Genie, darum verschmäht sie jetzt auch die schweren Stoffe und hält sich am leichten

Zeug. Es gibt nur einen unerschöpflichen Stoff im Leben und das ist der Stoff zum Lachen; aber zum Unglück gibt dieser Lachstoff auch Stoff zum Weinen, es ist also ein zweidräthiger Stoff, und zweidräthige Stoffe — brechen bald. Lachen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ist dem Menschen gesund, Weinen ist der Menschheit gesund, Wolken brechen, wenn sie nicht regnen können, Herzen brechen, wenn sie nicht weinen können! Wenn der weise und allgütige Schöpfer das Herz seiner Geschöpfe sich näher wissen und entfaltet sehen will, so sendet er ihnen ein Unglück, einen großen Schmerz, denn das Herz des Menschen sendet wie eine Blume nie wohlthätigen Duft aus, als vor einem herannahenden Donner, und nur ein Gewitterhimmel zieht das menschliche Herz wie Zwiebelgewächse in die Höhe. Das Unglück ist die Schleife, die am festesten Menschen an Menschen bindet, nur aus dem zitternden Herzen, wie aus dem zitternden Meere, hebt sich die selige Insel des Mitleids empor, und die Schmerzensgelder bezahlen wir unsern Mitmenschen am liebsten, weil nur sie uns jenseits wieder zurückbezahlt werden.

Herz und Scherz ist ein Reim, den der Mensch gemacht hat, Herz und Schmerz hingegen ist ein Reim, den das Schicksal gedichtet hat, und es ist ein reicher Reim, denn wie manche edle Früchte durch einen Einschnitt früher reifen und milde werden, so reift das menschliche Herz und wird milder durch die Einschnitte des Schmerzes. Die Zeit weiß nur der Unglückliche zu schätzen und zu benützen, dem Glücklichen ist die Zeit nur

ein Wesen mit einer einzigen großen Sense, dem Unglücklichen aber ist die Zeit zerstückt, und jeder Augenblick kommt mit einer besondern kleinen Sichel und mäht sein Glück ab. Manches Sternbild, dem der Mann Morgens im Herzen nachhängt, hängt Abends als Unstern über seinem Haupte; manche Rose, die das Weib Morgens vor ihr Herz steckt, steckt Abends als Dorn in ihrem Herzen. Aber das ist der Triumph der Menschlichkeit im Menschen, daß gerade das Unglück wie ein Gartenmesser alle Herzensrinden abschält, und ihre reinen Herzen zusammenklingen in einen Seufzer, und zusammenfließen in eine Thräne, und zusammenschmelzen in eine Wehmuth, und daß die allzeit getreue Gottesstadt des Mitleids in der menschlichen Brust aus ihrer Asche immer wieder neu ersteht, und daß durch das Mitleid und durch die Wohlthätigkeit der Menschen alle Wunden, welche das Schicksal schlug, mit der Zeit als Ehren-Narben an der majestätischen Stirne der Menschheit prangen. Wie man bei einem Stuver'schen Feuerwerk sicher auf Regen rechnen kann, so kann man bei jedem Brand-Feuerunglück der Zeit und des Schicksals auf einen nachregnenden rettenden Thränenhimmel rechnen; die Zeit vermag die Thränen nur zu versiegen, der Geist weiß sie nur zu unterdrücken und nur das Herz allein vermag sie zu trocknen. Darum ist unserm Zeitgeist zuweilen ein großes Unglück noth, um zu erfahren, ob wir aus dem Conflikte der gothischen Zeit und des modernen Geistes noch unser altdeutsches Herz gerettet haben! Daß wir aber dieses

altdeutsche Herz gerettet haben, daß wir es namentlich hier in Wien, wo die Milde und edelste Menschenliebe vom segensreichsten Throne aus mit ihren reinsten und lautersten Strahlen ausgehen; wo in Palästen und Hütten das Mitleid, die Wohlthätigkeit offene Herzen und Hände findet, daß wir es hier gerettet haben, beweisen Sie nun jetzt, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, die Sie mit nassen Augen zu meiner trockenen Vorlesung kamen; beweist mir dieser Saal, der fast eben so voll ist, als meine Vorlesungen leer! Und eben ihren Herzen verdanke ich es, daß mein Geist, der Ihnen blos die Zeit vertreiben wollte, nicht Sie selbst vertrieben hat; und daß ich also blos meine Vorlesung halte und nicht auch Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zu halten brauche, damit Sie nicht davon laufen: dadurch freilich habe ich auf der einen Seite eine gehaltene Vorlesung, aber dagegen auf der andern Seite ein vielleicht ungehaltenes Publikum.

Allein wenn Sie auch bei meinen Betrachtungen über den Zeitgeist nicht bemerkt haben, wie Ihnen durch den Geist die Zeit vergeht, so werden Sie doch bemerkt haben, wie mir mit der Zeit der Geist vergeht. Dieses zeitliche Vergehen meiner Vorlesung ist ein Verbrechen an Ihnen, Verbrecher muß man schließen, das ist ein guter Schluß, mit diesem Schluß schließe ich meine Vorlesung, indem ich meinen herzlichen Dank für Ihre gütige Theilnahme mit einschließe. Lassen Sie sich die Zeit nicht reuen, die Sie

hier verloren haben, die Menschheit ist der redliche Finder, für den Sie verloren haben; lassen Sie sich aber auch den Geist nicht reuen, den Sie bei mir nun nicht gefunden. Am Tage läßt sich kein Geist sehen und Sie werden ganz richtig von mir sagen können: daß er keinen Geist entwickelte, das liegt am Tage! Es ist mein Trost, daß Sie von hier zu Tische gehen und Ihren Schmerz verbeißen werden; nur die hungrigen Menschen sind scharfe Kritiker, die essenden Menschen sind sehr nachsichtige Recensenten; obschon sie Alles aufgabeln und den Mund zuweilen recht voll nehmen, so verschlucken sie doch so Manches.

Nehmen Sie daher, meine edlen Hörer und Hörerinnen, noch einmal meinen innigen Dank, ich habe das Bewußtsein, daß Sie das schöne Gefühl mitnehmen, einen guten Zweck befördert zu haben.

Denn wenn nach Sturm und Unglücks-Wettern,
Der Donner nicht mehr unheilbrütend grollt,
Der Blitz nicht droht mehr zu zerschmettern,
Der Himmel nicht mehr schwarz und finster schmollt;
Dann hängt am Auge wie an Blättern
Die Thräne nur, die tröstend niederrollt;
Es zieh'n des Himmels Sternenlettern
Herauf mit ihrem milden Abendgold,
Es wird mit höh'rer Andacht dann den Göttern
Des Dankes Opfer heiliger gezollt;
Der Ew'ge ist den Helfern und den Rettern,
Den edlen Herzen dann noch zwiefach hold;
Denn wie der Mensch mit Menschen umgegangen,
So wird der Mensch vom Himmel einst empfangen.

Das moderne Kleeblatt: Leben, Liebe, Langeweile,
oder:
Die Kunst, in dreiviertel Stunden vollkommen langweilig zu werden.

Leben, Liebe und Langeweile sind die drei Regenten der Welt; die Liebe regiert tyrannisch, das Leben nach einer Constitution, und die Langeweile regiert am populärsten. Wenn die Leser nur die kleine Gewogenheit haben wollten, noch dreiviertel Stunden zu leben, und mir zu Liebe dieses zu lesen, so werden sie Leben, Liebe und Langeweile auf Einmal empfinden.

Was ist das Leben? Das Leben ist jene unheilbare Krankheit, an welcher noch alle Menschen gestorben sind, und die nur jene überleben, die nicht geboren werden. —

Was ist die Liebe? Die Liebe ist ein Nichts, aus dem jedes Herz eine Welt macht, sie ist ein Nichts, welches Alles ist, ein Alles, welches Nichts ist, und jenes Nichts, welches für die Augen so gut ist! —

Was ist die Langeweile? Die Langeweile ist der Advokat, der die kürzesten Gesichter in die Länge zieht; die Langeweile ist der Einsiedler, der zu jeder Minute der Zeit an eine Ewigkeit erinnert! —

Was ist das Leben? Das Leben ist jenes Kraut, das für den Tod gewachsen ist. — Was ist die Liebe? Die Liebe ist die Uebersetzung des Ueberirdischen ins Irdische; früher hat man genau übersetzt, jetzt wird dieses Ueberirdische blos frei bearbeitet, darum fällt bei der jetzigen Liebe und bei den jetzigen Uebersetzungen das Wort „getreu" hinweg. — Was ist die Langeweile? Die Langeweile ist nichts als ein gesellschaftlicher Beweis unserer Nächstenliebe; die Langeweile ist dasjenige räthselhafte Geschäft, das Einer allein viel besser machen kann, als Viele zusammen; die Langeweile ist jenes Ding, worüber kein Mensch etwas zu sagen weiß, und wobei doch jeder das Maul aufreißt.

Leider hat das Leben zwei entgegengesetzte Mittel gegen die Langeweile: das Glück und Unglück. Das Unglück hat nie Langeweile: Jammer und Schmerz werden nicht schläfrig, und nicht nur der Lachende gähnt nicht, sondern der Weinende auch nicht. Ein großes Unglück ist der eindringendste Zeitvertreib; wer seufzt, gähnt nicht, und in einem Auge, in welchem Thränen stehen, hat die Schläfrigkeit nicht Platz. Leben, Liebe, Langeweile! Sehen Sie, es gibt Egoisten, die nur sich selber leben, es gibt Egoisten, die sich selber lieben, aber haben Sie schon Egoisten gesehen, die nur sich selber Langeweile machen? Das Leben ist nur deshalb so kurz, damit die Liebe leichter Treue bis in den Tod schwören kann.

Die Menschen erziehen ihre Kinder, indem sie hauptsächlich auf Lebensart sehen, Niemand lernt seinen Kindern

Liebensart; und doch ist die Art, wie man liebt, wichtiger, als die Art, wie man lebt, denn verliebt kann der Mensch mehrmal im Leben sein, aber wenn er einmal verlebt ist, dann ist es aus. Das ist das Unglück bei unsern Männern, daß sie verliebt, verlebt und verlobt auf Einmal sind! —

Die Langeweile ist älter als die Liebe. Als Adam allein im Paradiese war, ohne Frau, kannte er die Liebe nicht, er bekam Langeweile und schlief ein. Der Schlaf aus Langeweile ist ungesund, das hat Adam auch empfunden; während seines Schlafes entstand seine Frau, und da er erwachte, war er verheirathet.

Bei dieser Gelegenheit können wir dem Schöpfer nicht genug dafür danken, daß er es in seiner höchsten Güte und Weisheit so eingerichtet hat, daß die Frau aus der Rippe des Mannes erschaffen wurde. Stellen Sie sich vor, meine freundlichen Leser, was wir von den Frauen zu leiden hätten, wenn wir Männer aus ihren Rippen geschaffen worden wären. Unser ganzes Leben wäre ein einziger Rippenstoß!

Man hat Bücher geschrieben über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, wer erfindet aber die Kunst, das menschliche Lieben zu verlängern? Man kann sich sein Leben versichern lassen, wer versichert uns aber unser Lieben? Im Gegentheil, die Lebensversicherungen sind gerade das Gegentheil von den Feuerversicherungen, es gibt Leute, welche wähnen, es habe nie so viel Feuer gegeben, als seitdem die Feuerversicherungen aufgekommen,

und es habe nie weniger Liebe gegeben, als seitdem die Lebensversicherungen nöthig sind.

Das Leben ist ein fliegender Sommer mit Sonnenschein und Donnerschlägen und Hundstagen, mit Saat und Ernte, mit Blüthe, Frucht und Verwesung; die Liebe ist ein fliegender Frühling voll Morgenröthe und Lerchenklängen und Blumendüften; aber unseren jetzigen Männern ist die Liebe kein fliegender Frühling, sondern der Alte-Weiber-Sommer, der über die herrliche Flur zieht. Die Langeweile ist der ziehende Winter, der uns die kürzesten Sommerabende zu den längsten Winternächten macht. Gegen die Langeweile, gegen die Ratten und gegen böse Frauen giebt es viele gute Mittel, die nichts helfen. Man geht in Gesellschaft, um sich nicht zu langweilen; das geschieht auch, man langweilt sich nicht, sondern den Andern. Es ist ein Picknick von Langeweile, Jeder bringt seine Schüssel Langeweile mit, und sie wird sodann durcheinander verzehrt. Eine gute Gesellschaft muß wie ein gutes Fernrohr zusammengesetzt sein aus flachen und aus erhabenen Gläsern; die meisten jetzigen Gesellschaften sind blos aus vollen Gläsern zusammengesetzt. All unser bon-ton und bonsens beschränkt sich auf bon jour! Seitdem die Langeweile sich verheirathet hat an den Jour-fix, wird man sich bald nicht anders grüßen, als »bon jour fix!« Die Jour-fix heißen deshalb Jour-fix, weil man allda mit der Unterhaltung gleich fix und fertig ist! Unsere Abende sind à Jour-fix gefaßt. Die Langeweile ist auch ernster und klüger geworden, sie will etwas Fixes haben. Es ist jetzt

in vielen deutschen Hauptstädten Sitte geworden, blos „Männer-Jour-fix" zu haben, weil sie von Kopf bis Fuß in ihrem Elemente sind, das heißt: vom Pfeifenkopf bis zum Pferdefuß. Gewöhnlich sind unter den Menschen die leersten Köpfe die vollsten — von sich selbst; in einem solchen Jour-fix haben nun viele Mitglieder zwei volle Köpfe, und wo so viele heiße Köpfe sind, da sollen auch keine Frauenzimmer sein. Wenn das Kopfgeld noch existirte, und man müßte von Pfeifenköpfen auch bezahlen, da wären die Herren übel d'ran.

Kopfgeld! welche Zusammensetzung! Wer Kopf hat, hat selten Geld, wer Geld hat, hat nicht immer Kopf. Das Geld nimmt den besten Kopf ein, aber der beste Kopf nimmt kein Geld ein. Viele Menschen sagen: „Mein Kopf thut mir weh," kein Mensch sagt: „Mein Geld thut mir weh!" Und doch thut manchem Menschen sein Geld viel weher, als sein Kopf. Gerade die Leute, die das Geld recht tief tragen, tragen den Kopf recht hoch. Alles ist verkehrt: Leute, die Geld haben, sind manchmal auf den Kopf gefallen, aber Leute, die Kopf haben, sind nie auf Geld gefallen. Leute von Kopf theilen Geldstücke aus, und Leute von Geld theilen Kopfstücke aus. Es gibt Geldhändlerhäuser, wo man für viel kleines Geld großes Geld bekommt, aber man bekommt nirgends einen Kopfhändler, wo man für mehrere kleine Köpfe einen großen Kopf bekommt. Kein Mensch schämt sich zu sagen: „Ich habe gerade kein Geld bei mir," aber Niemand sagt: „Ich habe gerade keinen Kopf bei mir." Baarkopf ist in Gesellschaft guter Ton, aber Baargeld ist der beste Ton.

Außer diesem besten Ton gibt es jetzt keinen Ton. Der Ton in unsern Jour-fix ist eigentlich ein Bariton, er hat keine eigentliche Höhe und keine eigentliche Tiefe. Das Bestreben unserer Männer, sich von der weiblichen Gesellschaft zu befreien, zeigt von ihrer Geistes-Rohheit und Sitten-Niedrigkeit. Sie finden sich in Frauengesellschaft deshalb so ungemein genirt, weil sie ohne Frauengesellschaft ungenirt gemein sind. Mit den Frauen entflieht die Grazie aus dem Zirkel, und ohne Grazie kann man lustig sein, aber nicht fröhlich; laut, aber nicht angeregt; klug, aber nicht geistreich; in Gesellschaft, aber nicht gesellig.

Die Geselligkeit ist wie das Leben; im menschlichen Leben ist der Mann blos der Zähler, das Weib ist der Nenner. Ohne Frauen wäre das Leben auch ein Jour-fix, ein Nachtstück voll Rauch; durch die Frauen wird es zu einem Blumenstück, wo jede Härte zur Rose, und jeder Dorn zur Knospe wird. Im Buche des Lebens sind die Männer blos in der Rechtschreibung zuvor, in der Rechtlesung sind die Frauen Meisterinnen; sie verstehen seine Hieroglyphen zu enthüllen, und in ihrem zarten Gemüthe liegt der Schlüssel zu den eleusinischen Geheimnissen des Lebens, zur Liebe. Die Männer sind die Früchte am Baum des Lebens, die Frauen sind die Blüthen; Früchte müssen anderes Wetter haben, und Blüthen auch; darum hat das Schicksal für die Männer seine Stürme und Donnerschläge, aber für die Frauen seinen Morgenthau und seine Abendlüfte, seine Maifrische und seine Mittagsweste. Darum gibt es, wo sich die Männer mit Frauen

vermählen, zweierlei Wetter, auf der einen Seite Trocken=heit, auf der andern Seite Donner und Blitz, und es ist nur ein Glück, daß es selten einschlägt.

Die Liebe kam erst zu den Männern, und jeder kleidete sie in seine Hauslivrée, als Vaterliebe, als Kindesliebe, als Bruderliebe, als Freundesliebe, als Unterthanenliebe, als Menschenliebe; aber der Liebe war diese Livrée zu enge, da kam das Weib mit einem gebrochenen Herzen, mit einem nassen Auge und mit einer sehnenden Seele, und über die in lieblicher Geschämigkeit entbrannte Lippe floß das geschmolzene Gold: ich liebe! und die Liebe wurde erlöset von ihrer Gefangenschaft, und floh von einem Pole zum andern, und goß ihre Seligkeit aus über das menschliche Geschlecht und machte das Herz des Weibes männlicher, und das Herz des Mannes weiblicher! Mit dem Leben der Liebe begann die Liebe zum Leben!

Leben und Liebe! Wen man so recht liebt, den nennt man: mein Leben! Ein zärtlicher Ehemann sagte einmal zu seiner Frau: „Du bist mein einzig Leben; aber mein Leben ist mir zur Last!" Das Leben an und für sich hat keinen In= und Anwerth, es ist blos unschätzbar als pretium affectionis der Liebe! Früher hat man länger gelebt, länger geliebt und kürzere Langeweile gehabt, jetzt lebt man kürzer, man liebt kürzer und hat längere Lange=weile. Als die Leute noch neunhundert und tausend Jahre alt wurden, da liebten sie sich zwei bis dritthalb hundert Jahre! Das scheint uns kaum glaublich. Es ist schade,

daß das nicht mehr ist; welch' eine schöne Zeit wäre das für die Romanschriftstellerei gewesen. Bei unserm Leben müssen sich die Heldinnen dieser Romane im dritten Band heirathen, oder die Verfasserin muß sich selbst ermorden; aber wenn die „Gabriele" und die „Tante" der Frau von Schoppenhauer eine zweihundertjährige Liebschaft gehabt hätten, hätten sie zu einigen hundert Bänden anwachsen können, und die Langeweile wäre eben so lange, als ihre Liebe und ihr Leben gewesen.

Unsere jetzigen Mädchen, wenn wir auch noch so gut mit ihrer Liebe fahren, so haben sie auf der Liebesfahrt doch wie ein vorsichtiger Fuhrmann ein fünftes Rad, noch eine andere Liebe, aufgeschnallt, für den Fall, daß etwas brechen sollte. Die Liebe ist bei ihnen ein Rausch, sie sehen gern doppelt, wenn sie auch einen schon im Herzen haben, haben sie doch noch einen im Auge, und nicht selten liegt ihnen ein dritter im Magen. Sie lieben für ihr ganzes Leben, allein sie führen alle Augenblicke ein anderes Leben. Sie schwören ihm Treue bis zum Tod, und weiter als bis zum Tod gehet ihr Schwur nicht. Die Mädchen fordern Liebe, die Frauen fordern mehr den Schein der Liebe, die Männer fordern jetzt weder Liebe, noch Schein der Liebe, sondern blos die lieben Schein', dieser Schein trügt nicht. Wenn man daher meint, unsere Männer heirathen blos nach dem Schein, so ist das blos schein-bar gemeint. Die Mädchen sind übler daran wie die Knaben, ein Knabe läuft oft schon im dritten Jahr, während ein Mädchen oft im vierzigsten noch sitzt. Ueberhaupt sind die Mädchen in

allen Situationen leicht zu necken. Sitzen sie, so sagt man, es hat sie Einer sitzen lassen; gehen sie, so heißt es, der hat sie gehen lassen; laufen sie, so heißt es, Jemand hat sie laufen lassen; fahren sie, so heißt es, Jemand hat sie fahren lassen. Unsere Männer wieder betreiben blos ihre Geschäfte so mit Liebe, daß sie die Liebe als ein Geschäft betreiben, und ich wundere mich, daß man noch nicht auf Aktien liebt.

Die alten Griechen haben die Liebe und den Tod ganz gleich abgebildet, als Schönheit mit einer Fackel. Jetzt wird mit beiden nicht viel gefackelt. Die jetzige Liebe trägt wohl auch eine Fackel, aber nicht, um dem geliebten Gegenstand ins Angesicht, sondern um ihm in die Tasche zu schauen. Früher wurden Liebe und Ehe in einer heimlichen Laube beschlossen, jetzt in öffentlichen Blättern. Ich habe einmal mich selbst folgendermaßen als Heiraths-Candidat in die Zeitung gesetzt:

Heiraths-Antrag.

„Ein Gutsbesitzer in Wien, das heißt: ein Mann, der das Gut besitzt, noch ledig zu sein, sucht eine Frau, um die Ruhe seiner Tage zu beschließen. Er ist nicht mehr so jung, um noch am Podagra zu leiden, er ist auch nicht so alt, um die Gurli zu spielen. Er ist weder so schön, um außerordentlich dumm sein zu können, noch ist er so häßlich, um nicht zu der schönen Welt gehören zu können. Von Karakter ist er nicht so boshaft, um seiner Frau kein schönes Stubenmädchen zu erlauben, noch ist er so gut,

um mehrere Hausfreunde auf eine Hausmannskost bei sich zu sehen, denn bei einer solchen Hausmannskost kostet der Mann nicht blos das Haus, sondern es kostet dem Haus auch seinen Mann. Dieser ledige Mann also zwischen 16 und 62 Jahren sucht eine Frau, der redliche Finder wird bestraft. Er sieht nicht sowohl auf Glücksgüter, als auf baar Geld und gute Behandlung. Wenn der Schmuck ihrer Seele nur brillant ist, so darf sie sonst noch so viel Schmuck besitzen als sie will. Wenn sie schön ist, so macht er sich nichts daraus, wenn sie auch jung und reizend ist, wenn sie nur sanfte Augen, ein frommes Gemüth und auserlesene Bildung hat, so verzichtet er gerne auf sonstige Leberflecke und Sommersprossen. Ist sie fröhlich und munter, so schadet es auch nichts, wenn sie schlank und schön gebaut ist, und wenn sie nur häuslich und sparsam sein kann, so macht er sich nichts daraus, wenn sie ihm ein Haus auf dem Graben mitbringt. Personen, welche schweigen können, belieben sich an ihn zu wenden, er ist zu treffen auf dem Kreuzwege zwischen Junggesellenstand und Ehe, wo sich die Straßen theilen, und die eine weit abführt &c. &c. &c."

Sehen Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, so wird jetzt im Leben und in der Liebe Alles profanirt, Alles mit Frivolität betrieben. Man betreibt sie ordentlich professionsmäßig. Was sind unsere Gesellschaften anders, als daß man zusammenkommt und Langeweile zupft; aus einem großen Stück Langeweil-Leinwand zupft man Charpie-Langeweile, um sie in die klaffende Wunde der Zeit zu legen. Seitdem das Conversations-Lexikon

erschienen ist, hat sich alle Conversation in das Lexikon hineingezogen. Zu sprechen versteht man gar nicht, man kann nur schweigen oder plaudern. Die Frauen spielen oder tanzen, das sind die Vakanzen der Zungen; die jetzigen Männer können auch schon deshalb nicht sprechen, weil sie stets geräucherte Zungen im Munde haben. Noch ein eigenes Unglück in unseren Gesellschaften sind die bestellten Wecker, welche die Gesellschaft aufwecken müssen, die sogenannten „guten Gesellschafter"; die Aufsatz-Menschen, die man so in eine Gesellschaft hinstellt und ihre Stückchen abspielen läßt. Es ist schon ein großes Unglück um die witzigen Köpfe; aber das Schrecklichste der Schrecken das sind die witzigen Tröpfe! Die Cholera und der Witz-Morbus sind gräßliche Dinge! Das sind die Zeichen der Zeit; früher haben nur die Reichen viel verschwendet, und nur die Geistreichen waren witzig, jetzt verschwenden alle armen Schlucker, und jeder dumme Kerl ist witzig und humoristisch. Früher, wenn Einer zu gar nichts getaugt hat, ging er als Statist zum Theater, jetzt, wenn ein dummer Kerl zu gar nichts mehr taugt geht er unter die Humoristen.

Seit der neuen Einrichtung mit der Post ist es vor Witz gar nicht mehr zum aushalten, die Comptoiristen gehen so früh von der Schreibstube! Es ist mit dem Witz wie mit dem Geld, wer viel besitzt, gibt gerade so viel aus, als er nöthig hat; wer gar keines hat, der klappert mit dem Bischen, das er sich ausgeliehen hat. Jene Humoristen sind nur manchmal witzig aus Bosheit; das

ist nichts, man muß nur zuweilen boshaft sein aus Witz. Das Leben ist eine Olive, man muß es mit der scharfen Presse angreifen, wenn es uns sein mildes Oel geben soll. Die Menschen begreifen gar nicht, wie sehr gut man sein muß, um recht boshaft sein zu können! Nur der brennende, sengende Frost-Reif füllt und zeitigt die süße Beere. Die Menschen kennen nur die Contraste des Lebens und der Liebe zu wenig. Die Menschen kennen höchstens die Manieren des Lebens und der Liebe, sie leben und lieben nach der holländischen Schule, oder nach der niederländischen, nach der italienischen oder deutschen: sie kennen das Colorit des Lebens und der Liebe, aber nicht ihre Zeichnung. Die Gegensätze sind es, aus denen die zwei Shakespeare'schen Stücke: „Leben und Liebe" hervorgehen. Nur in dem Feuer eines heiligen Zürnens läutert sich das Herz zur goldenen Lebensreinheit; nur in dem Gießbach des Hasses wäscht sich das Goldkorn der Liebe von allen Schlacken frei; nur durch dieses Feuer und Wasser geht in der „Zauberflöte" des Daseins der Tamino-Mensch in das geläuterte Liebeleben ein. So gibt die Nähe des Grabes dem Leben etwas Heiligeres, der Liebe etwas Himmlischeres. Der Mensch soll die Sonne nicht über seinen Zorn niedergehen lassen, geschweige denn sein Leben. Aber gerade aus dem Zornfeuer entwickelt sich der Salamander: Versöhnung, und Versöhnung ist süßer als das Leben, ist süßer als die Liebe.

Das liebende Mädchen verhüllt ihren Unwillen halb in Wehmuth und halb in Schweigen; der Mann verhüllt

ihn halb in Zorn, halb in Bitterkeit und halb in Witz. Das Leben ist wie ein Mann; wenn es mit uns zürnt, sagt es uns dieselbe Härte und dieselbe Bitterkeit zwei-, dreimal hintereinander! Die Liebe hingegen ist wie ein Mädchen; wenn sie mit uns zürnt, spricht sie blos durch das schweigende Zerpflücken einer Rose, durch eine Thräne, die sich im Winkel des Auges schamhaft versteckt. Wie im Leben die Blumen stärker duften, und die Glocken heller tönen, wenn ein Ungewitter über ihnen steht, so erschließen sich in der Liebe alle Kelche der Empfindung, und die Blumenglocken ihrer Seele tönen reiner und inniger, wenn die Gewitterluft des Schicksals ihren Himmel umdüstert. In Einem unterscheidet sich das Leben von der Liebe: bei dem Unglück im Leben setzt man gerne die Schuld seiner Mitmenschen voraus, das Unglück in der Liebe hingegen setzt nur seine eigene Schuld voraus.

Man sieht, daß das Leben, Liebe und Langeweile eigentlich Humoristen sind, sie bestehen in Gegensätzen, im Vergleiche des Höchsten mit dem Gewöhnlichen. So nennt der Humor die Liebe auf der einen Seite die Versöhnerin des Geschaffenen mit dem Schöpfer, und auf der andern Seite wieder nennt er sie das Langepuffspiel zweier ennuyanten Seelen. Eben so nennt er das Leben den langen Tag, dessen zwei Enden sich in ein überirdisches Morgenroth und Abendroth hüllen, und auf der andern Seite nennt er das Leben eine lange Wurst, an dessen beiden Enden es einen Faden hat. Ich habe letzthin das menschliche Leben und die Menschen mit Würsten verglichen.

Menschen und Würste scheinen dazu geschaffen zu sein, daß man ihnen die Haut über die Ohren herabziehe. Die Reichen, das sind die Fettwürste, die Gelehrten und Schriftsteller, das sind die Brot- und Semmel-Würste, und alle Uebrigen, der große Haufen, das sind die Kreuzer-Würstel. Es gibt trockene Menschen und trockene Würstel, Menschen mit Krän und Würstel mit Krän. Die Menschen wie die Würstel findet man fast immer paarweise. Bei so einem Menschenpaar ist es leicht zu errathen, wer Mann oder Frau ist; aber wie wollen Sie bei einem Würstelpaar herausbringen, welches der Mann und welches die Frau ist? Nichts leichter als das: wer beim Aufbrechen am meisten schreit, das ist die Frau. Leider haben so ein Paar Würstel mehr Anhänglichkeit an einander, als so ein Paar Menschen; das Band, welches zwei Würstel an einander knüpft, trennt nur ihr beiderseitiges Ende. Bei den meisten Würsteln und bei den wenigsten Menschen weiß man, was in ihnen steckt. Die Würstel kann man aufbrechen und in sie hineinsehen, wer aber einen Menschen aufmachte, um in sein Inneres hineinzusehen, würde keinen Menschen mehr aufbrechen! Was ist aber das Beste an schlechten Menschen und an schlechten Würsten? Daß sie doch einmal ein Ende nehmen; dieses Gute ist auch an diesem Aufsatze. Ich habe Ihnen über Leben, Liebe und Langeweile gesprochen, und ich darf mir schmeicheln, daß Sie so lange Sie leben an die Langeweile denken werden, die Sie mir zu Liebe erlitten haben.

Ueber den Einfluß des Halley'schen Kometen auf unsere diesjährigen Winter-Unterhaltungen.

Der Einfluß, den der Halley'sche Komet auf unsere Winter-Unterhaltungen ausübt, liegt nicht so ferne, als man glaubt. Er ist doch auch an der allgemeinen Trockenheit des letzten Jahres Schuld, warum soll er nicht auch an seiner partiellen Trockenheit Schuld sein?

Wichtiger und zweifelhafter ist die Frage: welchen Einfluß werden unsere Concerte, Deklamatorien und Vorlesungen auf den Halley'schen Kometen ausüben. Denn die Furcht, die wir vor dem Halley'schen Kometen haben, besteht darin, daß er der Erde zu nahe kommen könnte; daß die Anziehungskraft der Erde ihn an sich ziehen könnte. Es handelt sich nun darum, ob die Erde durch unsere Concerte, Deklamatorien und Vorlesungen an Anziehungskraft gewinnt, oder ob sie nicht vielmehr dadurch an Abstoßungskraft gewinnt, und den Kometen entfernt? Alle veranstalteten derlei Unterhaltungen könnten in diesem Winter vorzüglich die Ueberschrift tragen:

„Zum Besten des Halley'schen Kometen."

Zu diesen meinen Beobachtungen über den Einfluß, den der Halley'sche Komet und unsere Unterhaltungen auf

einander ausüben, wäre es vor Allem nöthig, daß wir den Geschmack des Halley'schen Kometen näher kennen lernten, ob er ein Enthusiast für Musik, für Deklamatorien, für Vorlesungen oder Dilettantismus u. s. w. ist.

Wenn Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, gütigst bedenken wollen, wie schwer es ist, ein verehrtes Publikum zu befriedigen, welches man doch halbwegs zu kennen die Ehre hat, so werden Sie desto eher die Schwierigkeit ersehen, einen Kometen zu befriedigen, der Alles auf der Welt gesehen hat. So ein Komet liebt nichts Wässeriges; wo er erscheint, gibt es guten Wein und allgemeinen Wassermangel.

Indessen bleibt mir ein Trost, ich glaube den Geschmack dieses Kometen ziemlich errathen zu haben.

Dieser Halley'sche Komet, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist, wie der berühmte Gruithuisen in München behauptet, nichts als ein junger Weltkörper, der noch in der Ausbildung begriffen ist. So ein Komet ist also im Himmel ungefähr das, was auf der Erde unsere Jünglinge sind. Ein Komet ist ein Himmels-Jüngling, der noch in der Ausbildung begriffen ist! So ein Komet ist zuerst eine Aetherkugel, die sich um sich selbst dreht, so wie unsere Jünglinge sich auch alle um sich selbst drehen; diese Kugel wird von der Sonne angezogen, jede Bahn um die Sonne ist ein Gang zu ihrer Ausbildung; gerade wie unsere Jünglinge glauben, daß, wenn sie sich um die Sonne bewegen, das schon ein Gang zu ihrer Ausbildung sei.

Endlich je mehr der Kern der Ausbildung zunimmt, desto weniger Aether nimmt die Kugel auf, und wird endlich ein Planet. Unsere Erde war also auch einmal ein Jüngling, sie ist jetzt ein alter Hagestolz, deshalb mag sie auch so grämlich und langweilig sein.

Der Halley'sche Komet ist also ein Jüngling. Zum Beweis, er hat einen so großen Kopf, der 27,000 Meilen im Umfange hat, ein seltener Jüngling! Allein von den 27,000 Meilen Wasserkopf sind nur 93 Meilen Kern, alles andere ist Dunst und Wasserstoff!!!

Welchen Einfluß der Halley'sche Komet auf das schöne Geschlecht machen wird, weiß man noch nicht, denn die Astronomen wissen nicht, ob er als der „schöne Halley" oder als der „häßliche Halley" wiederkehren wird, weil er sehr verschiedentlich erschien.

Wird er als ein schöner Jüngling kommen, so wird ihm sein Wasserkopf gar nicht schaden, die Damen werden nach ihm lorgnettiren und ausrufen: »Ah! le joli garçon!« und ihn in ihre Zirkel laden; wird er aber als ein häßlicher Halley erscheinen, so wird er die Augengläser der Damen nicht sehr in Bewegung setzen, sie werden ihn einmal ansehen und ausrufen: »Fi donc, qu'il est abominabel!«

Die Männer aber werden weniger Notiz von dem Kometen nehmen, so wie überhaupt die Frauen mehr nach dem Himmel und nach den Sternen sehen, und deshalb auch eher den Abglanz des reinen Himmels im Herzen und der klaren Sterne im Auge tragen, als die

Männer. Der Mann sieht mehr nach dem Sterne auf dem Herzen, die Frau nach dem Sterne in dem Herzen. Nur der wahrhaft liebende Mann sieht in dem Augenhimmel der Geliebten ihren Himmel, und seinen Himmel und den wahren Himmel, und in ihrem Augenstern seinen Lebensstern und seinen Polarstern. So wie überhaupt die Menschen zu viel in die Erde hineinschauen und zu wenig in den Himmel, denn, wenn man in die Erde hineinschaut mit ihren ungeheuren Schätzen, dann freilich kann sich Niemand reich nennen! wenn man aber in den Himmel hineinschaut mit seinen Schätzen, dann kann sich Niemand arm nennen. Jeder Mensch, der von dem Himmel nur die Erde verlanget, für den hat die Erde keinen Himmel; so wie der Mensch, der auf der Erde nur einen Engel sucht, kaum einen Menschen finden wird; wer aber auf der Erde nur Menschen sucht, gewiß seinen Engel findet. Der Mensch ist nichts als Obst, welches siebzig Jahre am Lebensbaume hängt und dann vom Himmel gepflückt wird, wenn nicht Sturm und Ungewitter ihn vor der Reife vom Baume schütteln. Wie ungerecht geht aber der Mensch mit dem Himmel um! Nur zum fremden Unglauben ruft er den Himmel an, und ruft und betheuert „beim Himmel!" Bei seinem eigenen Unglauben aber läßt er den Himmel himmelweit liegen! Das Unglück, das der Mensch durch seine Schuld sich zuzieht, das schreibt er dem Himmel zu; das Glück aber, das der Himmel ihm beschert, das schreibt er seinem eigenen Verdienste zu! — Mit jedem Menschen geht der Mensch höflicher um als mit dem Himmel.

Wenn uns Jemand einladet, ein Vornehmer oder Gönner, und uns im Jahr Einmal einen Löffel Suppe gibt, und ein Glas Champagner, dann ziehen wir uns gleich darauf in Gala an, und kommen mit gekrümmtem Rücken und machen eine Visite de reconnaissance. Der Himmel aber ladet uns alle Tage an seinen großen runden Tisch der Erde und zündet uns seine tausend und abermals tausend Sinumbra-Lampen an, und speist uns mit den Millionen Couverts der Natur, und läßt uns die Tafelmusik der tausendstimmigen Schöpfung erschallen, und wir bitten freilich alle Morgen „um unser täglich Brot!" Aber Jeder meint was Anders, und wir meinen eigentlich: „Gib uns täglich Fasanen, — gib uns täglich Gefrornes, — gib uns unsern täglichen Shawl, — gib uns unsern täglichen Courmacher" u. s. w., und der gute, unendlich liebreiche Himmel gibt uns das Alles, und dennoch, wie selten fällt es Diesem oder Jenem ein, in Gala zu gehen in den Tempel der Natur, und dem gütigen Himmel, unserm höchsten Gönner, eine Visite de reconnaissance zu machen! Der Himmel ist so gut; selbst wenn wir glauben, er drohe, ist er großmüthig. Wir meinen der Komet bringe Unglück, und er bringt nichts als guten Wein. Der Komet ist also ein Weinliebhaber; deshalb erscheint er auch stets mit einem Haarbeutel, und wenn man ihn ansieht, ist er sternvoll! Der Komet bringt uns also Wein, im Weine liegt Wahrheit. Die Wahrheit unterhält nicht, der Komet hätte also auf alle unsere Unterhaltungen einen traurigen Einfluß. Und auch umgekehrt müssen unsere Unterhaltungen

auf ihn einen traurigen Einfluß ausüben, und ich glaube, alle Furcht zu beseitigen, wir schickten dem guten Halley'schen Kometen Eintrittskarten zu allen in diesem Winter statthabenden Unterhaltungen, und ich bin überzeugt, er kommt gar nicht, oder er wird wenigstens in seiner Laufbahn so langsam kommen, daß er die ganze Erde versäumt, und dann ist für ihn und für die Erde alle Gefahr vorüber.

Der Herr Professor Hecht in seiner „Kometenlehre" erzählt von einem Kometen, der im Jahre 538 erschien, und der die Wirkung hervorbrachte, daß alle Leute gähnten und dann starben, so daß ein Edict verordnete, wenn Jemand gähnt, muß der Andere „Helf Gott!" sagen. Der Herr Professor erzählt nicht, ob in jenem Jahre viel Concerte und Vorlesungen statt fanden.

Mir ist es leid, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß dieser schläfrige Komet nicht vor diesem meinem Aufsatze erschien, denn es liegt ein großer Trost darin, wenn man das Gähnen des Publikums einem Kometen zuschreiben kann! Es wäre entsetzlich, wenn man jetzt noch in allen Unterhaltungen jedem Gähnenden „Zur Genesung!" sagen müßte; wir wären dann genöthigt, ein gegenseitig abonnirtes Gähnen zu veranstalten. Der große Naturforscher Haller behauptet, so lange man gähnt, höre man nicht. Das wäre eine große Erleichterung, man braucht nur einmal ein Kunstgähnen anzuwenden, dann hört man nichts. Sollten Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, jetzt schon nichts mehr hören, so bitte ich, mich gefälligst davon in Kenntniß zu setzen.

Gähnen ist sympathetisch ansteckend, je sympathetischer zwei Menschen fühlen, desto eher gähnt der Eine, wenn der Andere gähnt; also nur die Sympathie ist Ursache, daß die Eheleute mit einander so viel gähnen. Ich gähne in Gesellschaften zuweilen blos deshalb, um zu erfahren, wer mit mir sympathisirt. Die gesellschaftliche Langeweile ist also nicht nur ein schlafbeförderndes Mittel, sondern auch eine Sympathieprobe.

Der größte Beweis der menschlichen Eigenliebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, besteht darin, daß so viele Menschen sich beklagen, daß sie des Nachts nicht schlafen können; solche Menschen schläfern oft eine Gesellschaft von sechzig Personen ein, sich selbst aber machen sie gar keine Langeweile, sich selbst können sie nicht einschläfern. Nur in Gesellschaft ennuyirt sich der Mensch, nur in Gesellschaft macht der Mensch dem Menschen Langeweile, und man bemerkt sogleich, je länger die Zeit wird, je kürzer wird der Mund; je kürzer die Lichter werden, je länger werden die Gesichter. Man muß tanzen, musiciren u. s. w., damit die Menschen beileibe nicht blos mit den Menschen zu thun haben sollen, und jede Partie Whist oder Boston ist nichts als das stille Geständniß, welches sich vier Personen machen, daß sie nicht wissen, was sie mit einander anfangen sollen. Zur völligen Ausbildung unserer Jünglinge gehört also auch das Kartenspiel und der in seiner Ausbildung begriffene Halley'sche Komet ist also jetzt gewiß damit beschäftigt, Whist oder Boston zu lernen, ohne welche

Kenntniß man auf unserer Erde gar nicht mehr erscheinen kann. Der Komet hat zwar vor unseren Jünglingen das voraus, daß er sein eigenes Licht leuchten lassen kann, allein auf der andern Seite ist er gerade so wie alle Erdenjünglinge; zum Beweis: seine Bahn geht zwischen Venus, Mars und Merkur, und greift, so zu sagen, mit gleichen Waffen Liebe und Handel an. Gerade wie bei unsern Jünglingen, die nicht sowohl den Handel mit Liebe betreiben, als daß sie die Liebe wie einen Handel betreiben. Sie sind Liebhaber, nicht weil sie die Liebe haben, sondern weil sie das Haben lieben. Sie betrachten das Herz der Mädchen als ein Durchhaus zu dem Kassezimmer des Vaters. Sie betrachten jeden reichen Vater, der Töchter hat, wie ein Staatspapier mit Coupons, und sie heirathen eigentlich nur das Coupon um die Interessen des Staatspapiers. Die Liebe ist ihnen kein Arcanum, kein Panacée des Herzens und der Seele, sondern blos ein Hausmittel, das heißt: ein Mittel, ein Haus zu machen. Ein solcher Jüngling legt die Hand aufs Herz und sagt wie voll sein Herz ist, indessen er eigentlich meint, wie leer seine Tasche ist; denn es ist eine ärztliche Bemerkung, daß Leute, die Wasser im Kopfe haben, falsche Empfindungen ausdrücken und sagen, sie haben Herzweh, wenn sie Seitenstechen haben.

Wie zu bedauern, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist in unserem Zeitalter das weibliche Geschlecht; es geht den Mädchen wie den Gesangstimmen, sie werden von der Mehrzahl nur nach ihrem Metall und nach ihrem Klang geschätzt, aber nie nach der Höhe ihres Geistes, nie

nach der Tiefe ihres Gemüthes. Die Männer gehen bei den Frauen fast immer nur nach dem Aeußern; von den Frauen hingegen verlangen wir, daß sie bei uns das Aeußere gar nicht beachten sollen, daß ihnen unsere Schale gar nichts sein, sondern daß sie blos unsern Kern ergründen und schätzen sollen. Und warum? Sind die Frauen Nußknacker oder Kernbeißer?! Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männerwelt; aber sie sind mit sympathetischer Tinte geschrieben, und nur das Herz des Mannes, das in reiner, heiliger Liebe Clairvoyant ist, vermag diese Briefe an das Herz zu legen, und ihren hohen Inhalt mit dem geistigen Auge abzulesen. Diese Briefe unterscheiden sich von den gewöhnlichen Briefen darin, daß bei ihnen die feinen und dünnen, die Velinfrauen mehr Porto kosten, als die gewöhnlichen Conceptpapierfrauen.

Wie ungerecht, wie hart aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, verfahren wir mit den Frauenzimmern, die nicht heirathen! Ein solches Frauenzimmer, das keinen Mann heirathet, heirathet am Ende doch gewöhnlich eine Tugend: die Ordnung, die Nächstenliebe, die Frömmigkeit u. dgl. Bei den Männern aber, die nie heirathen, die vermählen sich am Ende stets mit einer Untugend, und in dieser Hinsicht leben oft gerade die meisten Hagestolzen in einer wahren Vielweiberei.

Ueber nichts macht der Mensch oft größere Fehlschlüsse, als über das Herz eines weiblichen Wesens, das allein, verlassen, verkannt, verblüht, unter seinem Herzens-

gitter schlägt. Es ist nicht immer eine Pflicht, zu heirathen, aber es ist immer eine Pflicht, sich, seinem Gefühle, seinem innern Selbst nichts zu vergeben. Es ist nicht immer lächerlich, nicht zu heirathen, aber es ist immer weinerlich, seinen Stolz, sein Selbstbewußtsein, sein Gefühl dafür zu opfern, um zu heirathen.

Ach, meine theuren Leser und Leserinnen, wie oft gehen wir an einem einsam verfallenen Gebäude vorüber, und es stimmt uns wehmüthig, und warum gehen wir mit Hohn und Härte oft an einem einsam zerfallenen weiblichen Herzen, an den Trümmern einer edlen weiblichen Seele vorüber? Wüßten wir, welche schmerzliche Täuschungen, welche bittere Kränkungen unseres Geschlechts dieses Herz verödet haben; welche edle Entsagung, welche heldenmüthige Kämpfe in dieser hohen Wölbung wohnten; welche rohe Hand, welches rohe Gemüth aus unserm Geschlechte alle bunten Freudengeister um dieses Herz zusammenschlug, und alle seine Liebes- und Gefühlslichter auslöschten; dann würden wir mit Achtung und Rührung vor ein so stilles und unbewohntes Herz hintreten, und es sanft und wehmüthig an unsere Brust nehmen. Wir würden mit ihnen weinen, wenn wir die Thränen alle zählen könnten, die so ein Herz, welches vielleicht in jedem Herzen ein Echo, aber in keinem Herzen eine Antwort fand, in jedem Strickstrumpf mit einstrickte, wie sie bald eine Thräne, bald eine Masche fallen läßt; wie sie keinen andern Frühling kennt, als den, welchen sie mit bleichen Wangen auf die Seide stickt; wie sie kein anderes nasses Auge kennt, als das

Blüthenauge ihres kleinen Zimmergärtchens; wie nicht Gatte, nicht Kind zu ihr hintreten, nichts, als in ihrer leeren Dämmerung eine einsame, große, himmlisch lächelnde und tröstende Gestalt der Tugend vor ihr hintritt, und ihr winket mit ihr aufzuschweben; dann, ja dann, würden wir sie, die scherzend verzagen, und schäkernd verbluten, lieben und ehren und mit reiner Menschenliebe umfassen, denn gewiß, meine freundlichen Leser und Leserinnen, Thränen sind bitter, allein es ist Trost, sie zu weinen; das Härteste aber ist, sie aus falscher Scham verbergen. Das Unglück ist schwer, aber es ist das traurigste, wenn das Unglück keinen andern Vertrauten hat, als sein Kopfkissen; es ist kein Unglück, wenn man keine Schlösser bauen kann, aber es ist der höchste Schmerz, wenn man nicht einmal mehr Luftschlösser bauen kann; wenn man auf sein Kopfkissen, dieses Erdgeschoß aller Luftschlösser, nichts mehr aufzubauen hat, wenn das Herz und die Hoffnung schon so leer und verarmt sind, daß sie nicht einmal Bausteine zu Luftschlössern mehr liefern können.

Ueberhaupt sind die Männer im Luftschlösserbauen stärker als die Frauen, die Frauen bauen blos Luftküchen, Luft-Modehandlungen, und wenn's hoch kommt, Luftheirathen; die Männer bauen Luftpaläste, Luftbörsen, Luftkriege, Luftwelten.

Die Luftschlösser und die Luftheirathen haben das Gute an sich, daß man bei den ersten keine Grundsteuer und bei den zweiten keine Aussteuer braucht, und zu solchen Luftheirathen ist der Komet, dieser Jüngling, wie geschaffen.

Unstreitig hat der Halley'sche Komet auch große Schuld daran, daß die Männer in diesem Carneval weniger heirathen werden, denn der Komet wird einen großen und langen, kalten Winter hervorbringen, so daß die Frauenzimmer viel Hüte brauchen werden, und die Männer stehen jetzt eigentlich blos deshalb an, die Mädchen unter die Haube zu bringen, weil sie sie dann auch unter die Hüte bringen müssen; in diesem Punkt kann man nicht genug behutsam sein, so eine junge Frau setzt alle Augenblicke ihren Kopf auf, und so oft sie einen neuen Kopf aufsetzt, will sie auch einen neuen Hut aufsetzen.

Es gibt überhaupt viel Gegensätze im Leben, die sich doch gegenseitig bedingen und hervorbringen. Je heller der Kopf ist, desto finsterer wird der Blick; je voller das Herz wird, desto leerer wird die Tasche; je höher man sich selbst stellt, desto kleiner kommt man den Andern vor; je breiter der Ausdruck wird, desto schmaler wird der Eindruck; je später man sich verliebt, desto früher wird man zum Narren gehalten; je ärmer die Autoren werden, desto reicher werden die Verleger; je kürzer die Kleider werden, desto länger wird die Rechnung; je nervenschwächer die Frau wird, desto nervenstärker wird der Pantoffel; je dünner die Kerzen werden, desto dicker werden deren Erzeuger; je feiner der Filz wird, desto gröber werden die Hutmacher; je mehr Equipagen die Schneider haben, desto schlechter fährt man mit ihnen; und je öfter die Mädchen sich selbst anziehen, desto seltener ziehen sie einen Freier an. Jede Marchand de modes ist eine lebendige Entschuldigung

der Hagestolzen, und besonders im Winter sind sie, wie die Blumen, zweimal so theuer. Deshalb rathe ich Allen, die heirathen, bei den Mädchen nicht sowohl auf die Sommersprossen, als auf die Wintersprossen zu sehen; die Bälle. Redouten, Picknicks, Soirées u. s. w., das sind curiose Wintersprossen. Mancher Mann führt seine Frau durch den ganzen Winter zu jeder Musik und zu jedem Tanz, und hat dann noch zu Hause seine besondere Musik und seinen besonderen Tanz. In dieser Hinsicht muß der Jüngling Halley an der Sonne, mit welcher er sich zu vereinigen strebt, ganz andere Erfahrungen gemacht haben, als die Erdenjünglinge, die sich mit ihrer Sonne ehelich verbinden. Der berühmte Dörfel hat nämlich bemerkt, daß sich der Halley'sche Komet bei seinem frühern Erscheinen schnell der Sonne näherte, und sich langsam und gleichsam schwer von ihr entfernte; bei den Männern ist das umgekehrt; sie nähern sich ihrer Sonne langsam, und haben sie sich mit ihr verbunden, so entfernen sie sich schnell und leicht; allein auch bei dem Kometen bemerkte er, wie bei den Männern, daß er nach seiner Verbindung mit der Sonne den Kopf ganz verloren hatte. Auch in dieser Hinsicht also kann der Halley'sche Komet unsere Winter-Unterhaltungen nur vermindern, indem weniger Hochzeiten statt finden. Viele Astronomen wollen behaupten, unsere Winter-Unterhaltungen werden durch den Einfluß des Kometen an Hochzeiten vermehrt werden, indem viele Ehen geschlossen werden; da, wie man allgemein glaubt, die Erscheinung eines Kometen nur Krieg bedeuten soll. Der Braut- und

Bräutigam=Stand ist nichts als das glänzende Manifest, das dem Kriege vorausgeht, und in welchem beide Parteien ihre friedlichen Gesinnungen proklamiren. Am Altare wechseln sie nicht nur die Ringe, sondern auch die Rollen, und die Feindseligkeiten beginnen. Jede Frau lebt auf immerwährendem Kriegsfuß, sie betrachtet ihren Mann als ein feindliches Heer, das sie stets umzingelt. Ich glaube auch, daß sich die Frauen zum Militärdienst sehr gut anschickten; ich aber würde sie alle zu Profoßen machen, dann wäre bei jedem Regimente nur Einer, mehrere zusammen thäten nicht gut. Zu jedem Militärdienst würden sich auch die Frauenzimmer gut anschicken, nur zum Exerciren nicht; die Worte „Halt!" und „Marsch!" wären ihnen viel zu kurz, und statt „Halt!" würde so eine gesprächige Flügelfrau ausrufen: „Aber ich bitte Euch, was geht Ihr denn immer vorwärts? Es handelt sich jetzt um ganz was anders; jetzt seid Ihr schon genug marschirt, macht jetzt einen kleinen Augenblick einen Ruhepunkt, damit man doch ein Bischen plaudern kann, darum macht jetzt ein Bischen Halt." Sprechen, reden und plaudern können nur die Frauen, die Männer können nur philosophiren, disputiren und räsonniren. In unsern Winter=Unterhaltungen spricht man allgemein davon, daß man nicht weiß, wovon man sprechen soll, und da man nicht weiß, von was man sprechen soll, spricht man von dem, was man nicht weiß, und da man sehr viel nicht weiß, so hat man sehr viel zu sprechen. Der Komet aber, der Alles weiß, weil er überall war und ist, der geht

still und stumm seine Bahn, der würde also in unsern Unterhaltungen eine traurige Rolle spielen.

Wenn man aber Alles das, was man nicht weiß, erst zu Papier bringen muß, um es nicht zu vergessen, und allein spricht, das nennt man einen Aufsatz; der Halley'sche Komet hat durch seine Trockenheit die Erscheinung dieses Aufsatzes veranlaßt: vielleicht wird die Trockenheit dieses Aufsatzes die Nichterscheinung des Kometen veranlassen, auf jeden Fall aber wird die Erscheinung des Kometen höher stehen, als dieser mein Aufsatz.

Indessen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, seien Sie getrost, fürchten Sie weder diese noch jene Erscheinung; Alles geht zu Ende, sehen Sie nur auf den Himmel, der Himmel fügt das Ende.

Da oben in des blauen Aethers Räume,
Da ziehen in der Feier jeder Nacht
Die Sterne auf, wie helle Morgenträume,
In deutungsvoller, feierlicher Pracht;
Sie prangen dort, wie gold'ne Weihnachtbäume,
Daß jedem Erdenkind das frohe Auge lacht,
Die Blumen sind der Erde gold'ne Sterne,
Die Sterne sind die Blumen jener Ferne.

Und jedem Menschen blühet eine Blume
An jenes Himmels hochgewölbter Brust,
Wenn in der Nacht, im stillen Heiligthume,
Empor er schaut, mit andachtsvoller Lust.
Ein Stern gewiß wird ihm zum Eigenthume,
Ist er des Sternes immer sich bewußt,
Denn jedem Herzen blüht in jenen Reichen
Durch Lebensnacht ein helles Wunderzeichen.

Am höchsten als das höchste Ideale
Erglänzt die Jungfrau in dem Sternenbau,
Sie schimmert in dem allerreinsten Strahle,
Wie eine Blume in der Sternenau,
Und sendet in des Lebens dunkle Thale
Aus keuschem Kelch des Lichtes Morgenthau,
Und jedem Herzen, das sich werth kann zeigen,
Wird dieser Stern in Heiligkeit zu eigen.

Und noch ein Zeichen flammt am blauen Bogen,
Die Wage, die im hohen Aether schwimmt;
Ihr Lichtstrahl, der in Doppelflammen-Wogen
Uns das erstaunte Aug' in Anspruch nimmt,
Er sagt: „Hier oben wird die Menschenthat gewogen,
Ob für den Himmel, ob für die Erde sie bestimmt,
Und unsichtbar erwägt auf dieser Wage
Der große Richter uns're Lebenstage."

Ein drittes Sternbild schauet strahlend nieder,
Sieht g'rade den Verlass'nen tröstend an:
Die Leier ist's mit purpurnem Gefieder,
Mit Flammenschwingen ist sie angethan;
Aus ihren Strahlen senken Himmelslieder
Herunter sich auf uns're Erdenbahn;
Wer dieses Sternbild sich hat auserkoren,
Dem wird aus jeder Nacht ein Tag geboren.

Und jeden Tag, wenn aus dem schwarzen Meere
Der Nacht hervor der Stern des Morgens geht,
Sein frisches Licht, das ewig junge, hehre,
Wie eine Freudenflagge niederweht,
Prangt er am Himmelsbuch wie eine Lehre,
Daß aus der Grabesnacht das Licht ersteht;
Für alle Menschen hat der Himmel Sterne,
Und wer sie glaubt, dem sind sie niemals ferne.

Sylvesterabend-Variationen auf der G-Saite des Lebens über: Glaube, Glück, Geld und Geist.

Der Sylvesterabend, meine hochverehrten Leser und Leserinnen, ist ein lachender Erbe. Er steht mit traurig sein sollendem Antlitz an dem Sarge des alten Jahres und schaut mit freudig lüsternem Blick auf die verschlossene Kiste des neuen Jahres hin, welche ihm von dem verflossenen zurückgelassen wurde. Mit der einen Hand schließt der Mensch dem alten Jahre die Augen zu, und mit der andern möchte er das neue schon gerne aufschließen, um zu sehen, was in ihm ist. Die vier Begleiter des Jahres: Frühling, Sommer, Herbst und Winter, tragen den Sarg des alten Jahres zu Grabe und gehen sogleich wieder als Pathen dem neuen entgegen.

Kein Augenblick, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist zu so ernsten und zugleich zu fröhlichen Betrachtungen geeignet, als der Sylvesterabend; er ist die letzte Seite der Jahreszeitung, auf welcher die Neugebornen gleich nach den Verstorbenen folgen.

Es hat einmal Jemand die Wiener Zeitung gelesen und fand es sonderbar, daß bei den Verstorbenen immer dabei stände, wie alt der Verstorbene war, und an welcher

Krankheit er starb, bei den Neugebornen stände aber nie, wie alt sie waren und an welcher Krankheit sie geboren wurden. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Dummheit. Wie alt das verstorbene Jahr war, und an welcher Krankheit es starb, das wissen wir leider Alle, aber an welcher Krankheit das neue Jahr geboren wird, das wissen wir leider noch nicht, und dennoch wünschen wir uns zum neuen Jahre Glück, so wie sich der Mensch auch zum Geburtstage Glück wünscht.

Ueberhaupt giebt es keine größere Ironie als das Wünschen. Das ganze Jahr hindurch wünschen sich die Menschen viel Vergnügen und guten Appetit. Es ist nicht genug, daß sich die Menschen gegenseitig alle Freude verkümmern und jede Lust versalzen, sie wünschen sich noch viel Vergnügen dazu; der Mensch sucht das ganze Jahr dem andern Menschen die Jahre sauer zu machen, und kommt dann und gratulirt ihm zum neuen sauern Jahre! Es ist nicht genug, daß der Mensch dem Menschen den Bissen Brot vom Munde wegschnappt, er wünscht ihm noch obendrein guten Appetit. Er wünscht ihm nicht allein nichts zu essen, sondern auch noch einen guten Appetit.

Man sollte sich im neuen Jahre eigentlich nichts wünschen als guten Appetit. Denn es gehört ein guter Appetit und ein sehr guter Magen dazu, so ein Jahr anzuschneiden und zu verzehren!

Jeder Mensch, meine freundlichen Leser und Leserinnen, hat vier Verdauungswerkzeuge, das Leben und das Schicksal zu verdauen: „Glaube, Glück, Geld und Geist".

Mit diesen vier Anklängen der G-Saite kann der Mensch durchs ganze Leben gehen, und sich vor Sturm und Ungewitter bewahren. Glaube und Geist sind die Sonnenschirme, die ihn vor den Stürmen von Oben, vom Himmel, schützen; Glück und Geld sind die Staubmäntel, die ihn vor den Stürmen der Erde und des Irdischen beschützen.

Welch ein Unterschied ist aber zwischen Glaube und Geist: der Geist ist eine Blume ohne Stängel, man kann ihn nirgends feststecken, allein der Glaube ist eine Blume mit ewig grünem Stängel, und man kann ihn fest an das Herz heften. Der Geist muß immer noch was Anderes haben, aber der Glaube ist selbst genug. Der Geist liebt die Hoffnung und hofft auf Liebe; aber der Glaube ist selbst die Hoffnung, und ist selbst die höchste und reinste Liebe.

Der Geist wohnt im Kopfe, das ist ein großes Freihaus, durch Ohr und Aug' und Nase führen die offenen Heerstraßen zu ihm, und wo Lärm ist, da ist kein Glück; aber der Glaube, das ist unser Tusculum im Herzen, und es führt nur ein Weg zu ihm, vom Herzen, und ein Weg aus ihm, zum Himmel.

Die Religion, das ist der Wittwensitz der Seele, wenn ihr alle irdischen Güter abgefallen sind, so genießt sie auf diesem Wittwensitze des wahren Glückes und der Ruhe. Alle Gefühle und Eigenschaften der Menschen haben ihr Aber, ihr Wenn und ihr Aber, nur die zwei höchsten Gaben des Gemüthes und des Geistes: der

Glaube nud der Witz, sie dulden kein Aber, sonst werden sie Aberglaube und Aberwitz.

Nur äußerst selten, meine freundlichen Leser und Leserinnen, findet man dieses vierblätterige Keeblatt: „Glaube, Geist, Geld und Glück", an einem Menschenstängel; blos in verschiedenen Verschlingungen und Verwechslungen ist es bei den Menschen; Mancher, der Geld hat, glaubt zu seinem Glück, er habe auch Geist; von einem Andern, der Geist hat, von dem glaubt man zu seinem Glück, er habe auch Geld. Geld, Geist und Glück, das sind curiose Drillinge! Es gehört viel Geld dazu, mit seinem Geiste Glück zu machen, es gehört viel Glück dazu, seinen Geist zu Geld zu machen, und es gehört noch obendrein viel Geist dazu, mit seinem Gelde Glück zu machen.

Geist gibt Bewußt sein, Geld gibt Bewußt haben; und es ist ein schönes Bewußtsein das Bewußthaben! Der Mann von Geist hat das, was er ist, der Mann von Geld ist das, was er hat.

Geld gibt baare Münze für den Schein, Geist gibt den Schein für baare Münze. So lang der Mensch lebt, gesteht ihm der Mensch nicht gerne Geist zu, ist er aber einmal todt, so heißt es auch vom dümmsten Menschen: er hat den Geist aufgegeben. Es ist wahrlich eine große Aufgabe, wie man das aufgibt, was man nicht hat. Man sollte eigentlich von einem reichen Manne, der stirbt, auch sagen: „Er hat das Geld aufgegeben!"

Ohne Geld, ohne Frauen und ohne Zähne kommt man auf die Welt; ohne Geld, ohne Frauen und ohne

Zähne geht man wieder aus der Welt. Was haben wir also auf der Welt gemacht? Wir haben Zähne bekommen, Geld erworben und Frauen gewonnen. Ist das die ganze Bestimmung des Menschen? Bis man die Zähne und die Frauen bekommt, hat man curiose Zahnfieber; hat man endlich Zahn und Frau mit Schmerzen bekommen, so thun sie uns Beide durch das ganze Jahr weh; und es ist nicht gerade das Uebelste, daß man sich Zahn und Frau wieder herausreißen lassen muß; es ist das Uebelste, wenn der Zahn und die Frau locker werden, und alle Augenblicke herausfallen wollen!

Die Zähne und die Frauen kommen von selbst, aber das Geld kommt entweder durch die Frauen, oder die Frauen kommen durch das Geld. Kommt das Geld durch die Frau, so bringt die Frau das Geld durch, kommt die Frau durch das Geld, so bringt das Geld die Frau durch. Wenn Jemand eine reiche Frau heirathet, so hat er vier Grundgüter: „Glaube, Glück, Geld und Geist" beisammen. Sie nämlich hat das Geld und den Geist, den Geist des Widerspruchs, und er glaubt, es ist sein Glück, und das ist sein Glück, daß er das glaubt.

Das Geld ist die Enthebungskarte des Geistes, welche man in die Tasche nagelt, damit der Andere sogleich wisse, diesem Manne brauche man weiter keinen Geist zu wünschen. Geist ist das Geld der Kasten, der Gehirnkasten nämlich; Geld ist der Geist der Kisten, der Geist in den Kisten und der Kastengeist hat bei weitem nicht so viel Unerträglichkeit als der Kistengeist.

Geld, Geist und Glück, meine freundlichen Leser und Leserinnen, das sind respektable Dinge. Geld ist der wahre Geist des Glückes, der Geist des Geldes ist Glück, und Geldgeist das wahre Glück! Ich spreche viel lieber mit einem Millionär, als mit einem großen, ausgezeichneten Manne: denn, wenn ich mit einem großen Manne lang spreche, so schäme ich mich meines Geistes, aber wenn ich mit einem Millionär gesprochen habe, so denke ich immer: „mögen sich meine Taschen schämen, was kann ich dafür.“ Ueberhaupt ist es ein Unglück mit den Leuten, die blos Geld haben, man ist keinen Augenblick sicher, wie man mit ihnen sprechen und welche Ehre man ihnen erzeigen soll. Ich spreche zum Beispiel mit einem Millionär, und mach' ihm ein Millionär-Kompliment; das sind nämlich die Komplimente, wo man sich so tief bückt, bis man ihm recht tief in die Tasche sehen kann. Während dem ich mich so bücke, kann diesem Millionär, ohne daß er es weiß, die Million zu Hause gestohlen werden, und ich habe blos einem Phantom von einem Millionär ein Kompliment gemacht.

Man sagt, Geld regiert die Welt. Es ist nicht wahr. Gerade die Leute, die sehr viel Geld haben, haben sehr wenig Welt. Die ganze Welt reimt sich auf Geld, das ist wahr, darum ist bei dem jetzigen Geldmangel die Welt so ungereimt.

Ueberhaupt muß man sich in dem Sinne dieser Sprichwörter nicht täuschen. Zum Beispiel: „Glück bessert Thorheit“, das soll heißen, durch Glück wird es noch eine

bessere Thorheit. Wie kann Glück Thorheit bessern, das Glück ist keine Thorheit, aber die Thorheit ist ein Glück. Das Narrenhaus ist ein Haus des Glücks, denn das ist schon ein Glück, daß man ihnen ein Haus baut, den klugen Leuten baut kein Mensch ein Haus. Jedes Narrenhaus ist überhaupt nichts, als ein steinernes, gebautes Kompliment, das sich die Leute machen, um sich gegenseitig einzureden, wer nicht da darinnen ist, ist ein gescheidter Mensch.

Das Glück, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kann uns Geld bringen, aber keinen Geist, das eben ist das Glück! Das Glück kann uns auch den Glauben nicht bringen, denn das Glück glaubt nur an sich selbst. Nur das Unglück erzeugt den Glauben, nur das Unglück erzeugt den Geist, das Glück aber tödtet den Geist. Gewiß sind mehr Talente schon von Goldbergen erdrückt worden, als von Armuth, und mehr Geist ist schon in Champagnerwein ertrunken, als in Thränen. Auch der Glaube gedeiht, wie die Schlehdornblüte, nur unter Gewitterschlägen. Nur wenn Gott unsern Erdenkäfig verdunkelt und finster verhängt, lernen wir seine Himmelsmelodien. Nur im Schmerze, nur im Untergange zeigt sich der himmlische Glaube am größten, wie der Mond im Untergehen. Der Glaube lernt vom Leben, daß das Sterben nichts ist, und vom Sterben, daß das Leben nichts ist; das Glück aber vergällt uns das Leben durch das Denken an den Tod und den Tod durch das Denken an das Leben. Zwischen Glauben und Glück steht der Geist, und sucht die Feindlichen zu

versöhnen. In jedem Herzen liegt ein Schatz von Glauben und Liebe vergraben, nur fehlen den andern Menschen oft die Geisterworte dazu, diesen Schatz zu heben. Der Geist aber hat dreimal drei Wünschelruthen, den Schatz des Glaubens und des Glücks in unserer Brust zu heben. Drei in der Natur: die Vergangenheit für die Phantasie, die Gegenwart für das Gefühl, und die Zukunft für die Seele; drei in sich: die Religion für das Leben, die Hoffnung für den Tod und die Liebe für jenen Halbtraum des Daseins, in dem wir die Empfindung, die wir für alle Menschen haben sollen, in einem einzigen Menschenband zusammengebunden haben; und noch drei in der Kunst; drei Erinnerungen für den inneren Menschen nämlich, durch die Kunst: die Malerei, welche den Gegenstand bringt, und durch den Gegenstand die Begeisterung; die Musik, welche die Begeisterung bringt, und durch die Begeisterung den Gegenstand, und die Poesie, die den Gegenstand und die Begeisterung zugleich bringt. Die Kunst ist die erstgeborne Tochter des Geistes, und sie hat für den Glauben eben so viel gethan, als der Glaube für sie. Sie ist nicht nur ein Kind des Glaubens, sondern auch des Glückes, jede Kunst ist selbst schon ein Glück, und das Glück ist auch eine Kunst! Wir haben jetzt so viele Bücher über die Glückskunst, oder über das Kunstglück. Zum Beispiel: „Ueber die Kunst, mit Menschen umzugehen"; welches gar keine Kunst ist, mit Menschen kann man leicht umgehen, man schreibe ein Buch über die Kunst, mit Unmenschen umzugehen. Oder: „Ueber die

Kunst, das menschliche Leben zu verlängern", welches auch keine solche Kunst ist, als die Kunst, das verlängerte Leben menschlich zu machen. Oder: „Die Kunst, in allen Fällen des menschlichen Lebens seine Ruhe zu behaupten", welches wieder keine Kunst ist; die Kunst ist aber, in allen Unfällen des menschlichen Lebens seine Ruhe zu behaupten.

Da ist mir dieser Tage ein Büchlein aus Berlin in die Hände gefallen: „Ueber die Kunst, mit Weibern glücklich zu sein". Man muß gestehen, wenn das eine Kunst ist, so ist es wenigstens keine freie Kunst! Es ist auch gar keine Kunst, mit Weibern glücklich zu sein, mit allen Weibern nämlich, die eigentliche Kunst besteht darin, mit einem Weibe, mit seinem Weibe, glücklich zu sein. Einige Regeln dieser Kunst sind äußerst drollig; zum Beispiel, so sagt der Verfasser: „Die glücklichen Augenblicke der Liebe sind die, wo man sich noch nicht entdeckt hat!" Das glaube ich selbst, das sind die glücklichsten Augenblicke, wo man sich gegenseitig noch gar nicht entdeckt hat, und Eines vom Andern gar nicht weiß, ob es auf der Welt ist. Nun fährt der Verfasser ganz prosaisch fort: „Die Schönheit vergeht, die Thaler bleiben." Das ist eine gute Bemerkung, es ist aber noch schlimmer, wenn die Schönheit bleibt und die Thaler vergehen. Ein Thaler ohne Schönheit ist noch immer ein halber Thaler Schönheit, die Schönheit ohne Thaler aber ist nicht einmal ein halber schöner Thaler! Ferner sagt der Verfasser: „An jeder unglücklichen Ehe sind neunmal die Männer Schuld." Das glaube ich selbst, daß der Mann neunmal Schuld ist; einmal, daß er sich verliebt;

zum zweiten Mal, daß er sich genähert; zum dritten Mal, daß er sich erklärt; zum vierten Mal, daß er um Gegenliebe bat; zum fünften Mal, daß er ihr geglaubt! zum sechsten Mal, daß er um sie angehalten; zum siebenten Mal, daß er sich mit ihr verlobt; zum achten Mal, daß er es nicht gleich bereut; zum neunten Mal, daß er sich mit ihr vermählt; er ist also neunmal an der unglücklichen Ehe Schuld.

Noch eine Regel gibt uns der geehrte Herr Verfasser:

„Man bestimmt seiner Gattin eine Summe zu stillen Handlungen!“

Das ist recht; die stillen Handlungen der Frauen sind die, daß sie ganz still in eine Handlung schleichen, um Putz zu kaufen, die dann sogleich aufhört eine stille Handlung zu sein. Zum Schlusse der ganzen Kunst heißt es:

„Selbst ein häusliches Gewitter ist angenehm, denn das Gewitter erquickt die Natur!“

Wie wahr und schön! So ein häusliches Gewitter, wo die Frau donnert, und der Mann blitzdumm ausschaut, das erquickt die Natur, aber es gehört eine gesunde Natur dazu!

Ich glaube, das Glück der Ehe beruht auf einer ganz geheimen Sympathie.

Der Himmel hat nicht sogleich einen Menschen erschaffen, sondern nur einen Mann; und der Himmel besah den Mann, und es war ein Bengel, und der Himmel wollte aus dem Bengel einen Menschen machen, und wollte ihm einen Gefährten geben. Hätte der Himmel ihm einen Engel

zugegeben, der Mann hätte aus dem Engel eher einen Menschen. als der Engel aus dem Menschen einen Engel gemacht. Da knetete der Himmel einen Teig aus Lilienblättern und Thautropfen, und bildete daraus ein Wesen, und auf die Wangen legte er ihm zwei Rosenknospen, und in die Augen pflanzte er ihm zwei Sterne, und in den Mund reihte er ihm Perlen aus dem Grunde des Meeres, und in das Herz legte er ihm eine Aeolsharfe, und dann hauchte er ihm einen Seufzer der Liebe und einen Seufzer des Mitleids ein, und nannte dieses Wesen: Weib, und dieses Wesen gab er dem ersten Manne zur Gefährtin, und dieses Wesen machte den ersten Mann zum ersten Menschen. Um aber das Weib dem Menschen geselliger zu machen, bildete der Himmel sie aus seiner Rippe, daß sie immer an seiner Seite bleibe, und ihn bezähme und bändige, bald durch den Seufzer der Liebe, bald durch den Seufzer der Menschlichkeit. Der ganze Zauber der Sympathie besteht also darin, daß jeder Mann herumgeht, und seine Rippe sucht, um sich mit ihr zu vermählen; glückt es nicht, und man heirathet eine blutfremde Rippe, dann freilich ist die Ehe nichts, als ein ewiger Rippenstoß.

Als das erste Menschenpaar aus dem Paradiese gejagt wurde, da beurkundete sich schon der Unterschied der beiden Geschlechter. Wenn einmal die Welt unterginge, so wird die Frau noch in aller Schnelligkeit einmal in den Spiegel sehen, und noch geschwind ihren Shawl verstecken. So war es auch im Paradiese; Adam nahm gar nichts mit. allein Eva hat sich in aller Eile noch gebückt und

pflückte schnell ein Blümchen Wunderhold und das Himmelschlüßlein, und nahm es mit aus dem Paradiese, und das Blümchen Wunderhold versteckte sie im Herzen, und das Himmelschlüßlein in den Augen, und nun haben wir im ganzen Leben nichs Paradiesisches, als einen Blick in Frauenherzen, und einen Blick in Frauenaugen. Aus tausend Zügen spricht die edlere Natur des Weibes uns im ganzen Leben an. Die Frau wünscht nichts, als daß der Mann ihr Herz errathe, der Mann wünscht nichts, als daß die Frau seinen Magen errathe. Die Frauen lieben still, in ihren Herzen hat die Liebe Sitz und keine Stimme; die Männer reden von ihrer Liebe, in ihren Herzen hat die Liebe Stimme, aber keinen Sitz. Die Mädchen verleitet blos das Bedürfniß zu lieben, zu Thorheiten, die Liebe selbst heilt sie; den Mann verleitet das Bedürfniß zu Thorheiten, zum Suchen der Liebe, und hat er sie gefunden, so verläßt ihn Liebe und Thorheit zugleich. Jedes Frauenzimmer ist um einen halben Grad feiner als ihr Stand, und jeder Mann um einen halben Grad roher. Der Mann kennt höchstens das Mitleid, er thut Gutes seinem Mitleid zu Liebe. Die Frauen haben neben dem Mitleid auch Mitfreud, sie freuen sich mit der Freude des Andern, dem sie wohlthun.

Selbst das Duzen, wie ganz anders ist es bei den Frauen, als bei den Männern! Bei den Männern ist das gegenseitige Du nichts als die Erlaubniß, gegenseitig so grob sein zu können, als man nur will; bei den Frauen hingegen gehen beim Du alle Herzensmaschen auf, und sie

winden fortan nur einen Herzensfaden ab. Die Frauenzimmer fangen sich gewöhnlich nur bei rührenden, herzlichen Gelegenheiten zu duzen an, bei Brautfesten, am Krankenbett, bei Leichenbegängnissen u. s. w. Die Männer fangen sich fast nie eher zu duzen an, als beim Wein. Sie machen es umgekehrt, so lange sie den Gegenstand einfach sehen, reden sie wie in der vielfachen Zahl mit ihm; wenn sie ihn einmal durch den Wein doppelt sehen, reden sie ihn in der einfachen Zahl an. — Man sagt, im Wein liegt Wahrheit; ich kenne viele Leute, die das ganze Jahr betrunken sind, und nie ein wahres Wort sprechen. Ist es aber denklich, daß in allen Sorten von Weinen dieselbe Wahrheit liege? Kann im Grinzinger dieselbe Wahrheit liegen, wie im Champagner? Die Menschen, die viel Champagner trinken, die schlagen erst auf das Glas, daß es schäume; sie trinken oben den Schaum fort, und die geschlagene Wahrheit bleibt niedergeschlagen am Boden liegen. Die echte, alte Wahrheit liegt eigentlich nur im Heurigen; in dieser Hinsicht wird im Lerchenfeld vielleicht auch mehr Wahrheit verzehrt, als in der ganzen Stadt. Im Weine liegt auch ein Geist, der Weingeist, das ist der einzige Geist, den man fürs Geld bekommt. Es ist überhaupt mit dem Weine, wie mit dem Geiste; französische Weine und französischer Geist verliert, wenn er alt wird, die müssen immer neu sein; deutscher Wein und deutscher Geist werden desto stärker und vollkommener, je älter sie werden. Der Wein ist die Probe des Geistes; beim Spiel, im Zorn und beim Wein erkennt man den Geist des Menschen. Nur wenn der Mensch lustig

ist, ist er zu erkennen, der Bär und der Fuchs im Menschen kriechen nur beim heitern und lustigen Wetter aus ihrer tiefen Höhle hervor. Das, worüber der Mensch weint, das kann uns oft täuschen, aber wenn wir den Menschen beobachten, worüber er lacht, das kann nie täuschen! Da unterscheiden sich die Männer wieder von den Frauen. Die Männer erkennt man, wenn sie über ein Lustspiel urtheilen, die Frauen, wenn sie über ein Trauerspiel urtheilen. Die Männer fallen gleich über die Handlung des Stückes her, die Frauen halten sich an die Sprache; der Mann beurtheilt die Charactere, die Frau die Situationen. Daß die Frauen aber die strengsten Richterinnen über ihr eigenes Geschlecht sind, das kann man nach jeder Darstellung eines neuen Stückes hören. Die Helden des Stückes sind ihnen alle recht, sie fallen nur über die Heldinnen her, da kann es ihnen selten ein Dichter recht machen. Die Frauen ertragen ein plötzliches Unglück leichter, als ein plötzliches Glück; die Männer ertragen ein plötzliches Glück leichter, als ein plötzliches Unglück; darum sind die Frauen in der Ehe viel gefaßter, als die Männer.

Die Frauen wissen, daß die Querlinie, die Diagonale, die kürzeste ist, darum kommen sie den Wünschen des Mannes immer in die Quere. Die Frauen betrachten die Ehe als ein Lustspiel, das mit der Hochzeit anfängt; die Männer betrachten die Ehe als ein Trauerspiel, das mit dem Tode aufhört. Die Frauenzimmer betrachten ihr eigenes Unglück und ihr eigenes Schicksal wie einen gedruckten Roman, sie verzweifeln nicht, denn sie denken auf jeder

Seite: „wer weiß, wie das ausgeht.“ Der Mann aber betrachtet sein Bischen Schicksal wie die Weltgeschichte, wie die furchtbarste Wahrheit, und das macht ihn verzweifeln. Selbst den Tod empfangen die Frauenzimmer wie einen unangenehmen Besuch, doch mit mehr Fassung, und sie putzen ihre Seele und ihr Herz zu seinem Empfange heraus, und das kommt daher, weil die Frauen mehr Glauben haben als die Männer; weil der Geist der Männer ihren Glauben zerfrißt, der Glaube der Frauen hingegen sich, wie eine edle Frucht, gerade durch den Geist lange frisch erhält. Die Frauen besitzen den Geist des Glaubens, die Männer aber nur den Glauben des Geistes.

Der Tod, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist die Sylvesternacht zwischen diesem und jenem Leben, vor ihm klingt die Abendglocke einer großen Zukunft. Der Tod ist nichts, als die größte Privat-Audienz, die wir bei dem Könige der Himmel und der Erde haben; die Bahre ist die Antichambre, bis dahin, bis zur Bahre, bis zu der Thür des unendlichen Audienz-Zimmers, begleiten uns die vier Lebens-Advokaten: Glaube, Geist, Glück und Geld, aber da lassen uns die drei im Stiche, und nur der Glaube öffnet uns ganz allein die Thür zu dem allmächtigen Herrscher, und nur durch ihn, durch den Glauben, gehen wir durch die lange Sylvesternacht des Todes dem unsterblichen Jubeljahre der Ewigkeit entgegen.

Vor unsers Lebens leichtbespannten Wagen,
Da tanzt die lustige Begleitung her,
Das Glück mit seinem buntgestickten Kragen,
Das Geld mit seinen großen Gaben schwer,
Der Geist mit seinem Denken, Hoffen, Zagen,
Mit seinem gaukelhaften, wilden Heer,
Sie lenken dieses Wagens rasche Pferde
Auf allen Wegen dieser großen Erde.

Die Jugend stürmet wie durch Windesflügel
Stets vorwärts mit dem lustigen Gespann,
Mit leisem Schritt', mit angehalt'nem Zügel
Verfolgt den Weg der ernstbedachte Mann,
Der Greis fährt auf den letzten Lebenshügel
Mit schlaffer Hand den steilen Weg hinan,
Und immer geben noch an jeder Seite,
So Geld als Glück und Geist uns das Geleite.

Doch endlich stehen wir am Schauerbogen,
Der Wagen hält am letzten schwarzen Thor;
Das lust'ge Heer ist schnell hinweggezogen,
Verschwunden ist der jubelvolle Chor,
Und Glück und Geld und Geist hat uns betrogen,
Nicht Einer geht den finstern Pfad uns vor;
Der Glaub' allein, mit seinem Trösterworte,
Er schreitet mit uns durch die dunkle Pforte.

Und wie ein Kind, das seinen Weg verloren,
Das nach dem Vater sehnend, suchend fragt,
Dem unbekannten Land, wo es geboren,
Mit süßem Wunsche stets entgegenzagt,
So führt uns aus des Lebens bunten Horen
Der Glaube hin, wo uns die Heimat tagt;
Und läßt uns auf den früh geahnten Auen
Den Vater und das Vaterland erschauen.

Die Laufbahn unseres Jahrhunderts auf der Eisenbahn.

Was eine Laufbahn ist, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wissen Sie wohl alle. Wenn es dem Menschen auf seinem gewöhnlichen Wege nicht mehr geht, so sucht er eine Bahn zum Davonlaufen, und dieß ist seine Laufbahn. Bevor das Kind noch gehen kann, bestimmt man schon seine Laufbahn; es ist dabei nichts bestimmt, als, daß es auf seiner Laufbahn bestimmt nicht gehen wird.

Wenn Sie, meine freundlichen Leser und Leserinnen, schon jetzt bei der Bahn, die ich mir mit dieser Vorlesung in Ihre Geduld bahne, davon laufen wollten, so wäre das Ihre heutige Laufbahn; allein das wäre für Sie noch schlimmer, denn dann müßte ich Ihnen fortlaufend vorlesen; es ist daher besser, ein verehrtes Publikum wartet den Verlauf der Vorlesung ab, als daß die Vorlesung den Verlauf des Publikums abwartet.

Die größte Laufbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist ganz dasselbe, was die kleinste Kegelbahn ist; es kommt Alles darauf an, wie die kleine runde Glückskugel rollt. Der Ungeschickteste macht oft auf seiner Laufbahn alle Neun, und der Allergeschickteste trifft nichts.

Bis jetzt hat jeder Mensch blos seine Laufbahn gehabt, jetzt wird bald jeder Mensch seine Eisenbahn haben müssen. Als vor einigen Wochen so viel Schnee fiel, sagte mir ein naives Mädchen: „Es fällt jetzt so viel Schnee, daß man gar keine Spur von Menschen hat.“ So, meine freundlichen Leser und Leserinnen, könnte man auch sagen: in unser Jahrhundert fallen so viele Laufbahnen, Fahrbahnen, Kreisbahnen, Rutschbahnen, Eisenbahnen, daß man bald gar keine Spur von unserem Jahrhundert haben wird. Aber noch in keinem Jahrhundert war die Eisenbahn so nöthig, als jetzt, wo alle Menschen ihre Laufbahn verfehlen! Eigentlich kann man nicht sowohl sagen, die Menschen verfehlen ihre Laufbahn, als: die Laufbahn verfehlt ihre Menschen; denn in unsern Schwindel-Zeiten wird die Laufbahn nicht von dem Menschen, sondern der Mensch von der Laufbahn ergriffen. Wenn die Menschen jetzt ihre Laufbahn zurückgelegt haben, so sehen sie, daß sie am Ende nichts zurückgelegt haben.

Man weiß wirklich nicht, ob der Wunsch des Jahrhunderts nach Eisenbahnen in der Sehnsucht der Menschen liegt, sich so schnell als möglich wieder zu sehen, oder in der Sehnsucht, sich so schnell als möglich wieder los zu werden.

Wir haben bis jetzt nur die unermeßlichen und unberechenbaren Vortheile berechnet, welche die Verbindung der Länder durch Eisenbahnen auf Merkantil, Industrie und Produktion hervorbringt, aber wir kennen noch bei weitem den Einfluß und die Umgestaltung nicht, welche die

Eisenbahnen in Kunst, in Literatur und selbst im Reiche der Empfindungen bewerkstelligen werden.

Die Erfindung der Eisenbahnen, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch im Grunde nichts, als eine Verkleinerung der lieben Erde. Die Welt wird ganz klein werden; man wird viel schneller die ganze Erde wirklich bereisen, als man Büschings Erdbeschreibung lesen wird. In den Schulen wird die Stunde „Geographie" nicht gelesen, sondern gereist werden; der Professor wird sich mit seinen Zöglingen auf die Eisenbahn setzen, und alle Tage jenen Theil bereisen, der gerade docirt werden soll.

Der Mensch wird zum Briefe werden. Bevor man sich Zeit nehmen wird, erst eine Feder zu schneiden, zu schreiben und zu siegeln, wird man sich selbst auf die Eisenbahn legen, und es wird nicht lange dauern, so wird man uns von den Eisenbahnen die frankirten Menschen ins Haus bringen; wir werden den Menschen lesen, und ihn retour schicken. Und sind denn die Menschen etwas Anderes, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als Briefe? — Die Großgewachsenen, das sind die langen Gellert'schen Briefe; die Kleinen die spartischen lakonischen Episteln; die Dicken, das sind die Geschäfts- und Pachtbriefe; die Dünnen, das sind die trockenen Berichtsbriefe; die Groben und Unverschämten sind die Droh- und Brandbriefe; die Höflichen und Unterthänigen die Gratulations- und Bittbriefe; die Glücklichen sind die Pfandbriefe des Himmels, und die Unglücklichen, das sind die Mahnbriefe an die Glücklichen, um sie an den fürchterlichen Wechsel,

an den Wechsel aller Dinge, zu erinnern. Die Männer im Allgemeinen sind blos die Frachtbriefe, mit welchen die Schöpfung das kostbare Gut, das weibliche Geschlecht, in die Welt sendet. — Für jedes Frauenzimmer ist im Grunde ein einziger solcher Frachtbrief bestimmt, oft geschehen aber in der Spedition solche Verirrungen, daß manchmal eine Einzige drei bis vier Frachtbriefe aufzuweisen hat. Die Frauenzimmer sind die Gnadenbriefe der Schöpfung an die Männer. Die verheiratheten sind schon an ihre Adressen gekommen! die Ledigen sind die Postrestanten, die noch abgeholt werden müssen; die ewig Ledigen sind die unbestellbaren Briefe, die auf der Post liegen bleiben, und die Witwen, das sind die Briefe, die der Empfänger gar nicht zu Ende lesen konnte. Das Postporto dieser Gnadenbriefe kommt etwas hoch, und auch bei ihnen kosten, wie bei Briefen, die Einfachen am wenigsten. — Diese Gnadenbriefe, je schöner sie geschrieben sind, desto theurer müssen die Männer diese Kalligraphie bezahlen. Diese Gnadenbriefe besiegeln ihr Wort mit Küssen und mit Schwüren, und diese Küsse und Schwüre gleichen oft den wirklichen Siegeln darin, daß sie heiß aufgedrückt und kalt gebrochen werden. Blos die Männer-Briefe, die haben auf ihrem Lebenspostlauf eine Laufbahn, die Frauenzimmer haben gar keine Laufbahn, blos diejenigen Frauen, welche Romane schreiben, von denen sagt man, sie haben die schriftstellerische Laufbahn ergriffen; bei ihrer Schriftstellerei wird wirklich nichts ergriffen, als die Laufbahn. Durch die Einrichtung der Eisenbahnen aber, meine freundlichen Leser und

Leserinnen, wird die ganze Romanenschriftstellerei hoffentlich aufhören; denn aus was bestehen die Romane, meine freundlichen Leser und Leserinnen? Aus der Zwickmühle. Trennung und Wiedersehen. Durch die Eisenbahn werden wir ganz um alle Abschiedsthränen kommen, und die Romane werden ganz mager werden. Eine solche Romanenschriftstellerei, wenn Anton sich in Leipzig von seiner Amalie losriß und nach Hamburg ging, weinte er einen halben Band, anderthalb Bände schrieb Amalie an Anton, anderthalb Bände schrieb Anton an Amalie, einen Band Briefe dann auf der Rückreise von Anton zu Amalie und die vier Bände sind voll. Wenn einmal zwischen Leipzig und Hamburg eine Eisenbahn sein wird, warum werden Anton und Amalie solche Narren sein und werden sich vier Bände Briefe schreiben? — Anton und Amalie setzen sich im ersten Bande Seite 67 auf die Eisenbahn, und Seite 68 sind schon Anton und Amalie am Ende des vierten Bandes. Wenn zu Lafontaine's Zeiten die Eisenbahnen existirt hätten, er hätte bei den Reisen seiner Helden 15 Millionen Postgeld rein erspart! Wie gesagt, meine freundlichen Leser und Leserinnen, auf Liebe, Kunst und Poesie werden die Eisenbahnen ungeheuer einwirken. —

Auch die armen „Wander- und Liebeslieder" werden aufhören müssen. Jetzt, wenn der Liebhaber in Brünn und die Geliebte in Iglau ist, schreibt er:

„Sehnsuchtslieder an die Entfernte."

Und er fängt an:

Fern von Dir
Weil' ich hier,
Die Wolken treiben,
Doch ich muß bleiben,
Die Vöglein eilen,
Doch ich muß weilen.
Es wandern die Stern',
Doch Du bleibst fern,
Wie ich auch schau',
In Iglau!

Doch wenn Eisenbahnen sein werden, wird ihm die Geliebte antworten:

„Um dieses Lied kräht kein Hahn,
Setz' Dich auf die Eisenbahn!"

Das ist schon ein kleiner Einfluß auf die Liebe. Die Abschiedsthränen werden ganz unbrauchbar werden. Welch' ein Verlust! — Die Thränen, meine freundlichen Leser und Leserinnen, und die Hoffnung, das sind die zwei Zehrpfennige, die dem Menschen auf die Lebensreise mitgegeben wurden, als er das Paradies verlassen mußte. Wehe dem, der schon inmitten der Reise keine Thränen, keine Hoffnung mehr hat; wehe dem, der seine Hoffnung nicht mit einer Thräne auffrischen und seine Thräne mit keiner Hoffnung wegtrocknen kann. Rosenblätter und Menschen müssen oft gepreßt werden, um sich in Thränen dauernder zu erhalten. Blumen und Augen trinken aus einerlei Aether vielerlei Farben und aus vielerlei Wolken einerlei Tropfen: den Thautropfen der Thräne, der ihr Herzblatt erquickt, bis der Abend kommt, und Mensch und Blumen das Haupt neigen auf den dunklen Schlafpolster

der Erde. — Auch im Reiche der Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kommen uns die Empfindungen auf zweierlei Wegen zu, in Seufzern und in Thränen, also auf trockenem und auf nassem Wege, das heißt: zu Achse und zu Wasser. — Nur die Frauenzimmer können weinen, die Männer vergießen nur manchmal Thränen; sie behandeln ihren Thränensack wie den Wassersack ihrer Pfeife, sie gießen ihn zuweilen aus. Die Männer begreifen einen Schmerz nicht eher, als bis sie ihn fühlen, die Frauenzimmer fühlen den Schmerz schon, wenn sie ihn nur begreifen. Wenn ein Mann weinen kann, so ist dies eine Gabe, ein Geschenk der Götter; bei den Frauen ist das Weinen ein Talent, eine Fertigkeit; ja es gibt Wein-Genies unter ihnen, denn das Zeichen des Genies ist: aus gar keinem Stoffe seinen Gegenstand erschaffen. Von den Thränen, welche die Frauenzimmer um ihren Geliebten weinen, gilt das, was vom Geliebten selbst gilt: „aus den Augen, aus dem Sinne."

Was sind Thränen anders, meine freundlichen Leser und Leserinnen, als die Augenzeugen des Schmerzes? Beim Lachen vergießt der Mensch auch Thränen, das sind falsche Zeugen; das Auge vergießt aber deshalb Thränen, wenn das Herz lacht, weil das Auge weiter sieht, als das Herz, und sieht, wie nach jeder großen Freude im menschlichen Leben ein großer Schmerz hinterherkommt, wie gewöhnlich im Leben nach großen Aufzügen und Festgeprängen ein armer Bettler mit seinen Jammerkrücken dem Zuge nachhinkt.

Die Hälfte der menschlichen Thränen, und gerade die schönsten, die Thränen des Wiedersehens, meine freundlichen Leser und Leserinnen, die werden auf der Eisenbahn ganz eintrocknen. Die Eisenbahnen werden nicht nur das äußerst Ersprießliche haben, Länder und Städte in nähere Berührung zu bringen, sondern sie verbinden auch die Menschen, sie schlingen ein neues Band, wenn auch kein Familienband, doch ein Aktienband um viele Individuen, und Aktienverwandte halten besser zusammen wie Blutsverwandte. Die Aktionäre der Eisenbahn werden zu Hause sitzen, und doch gut fahren; man wird die Aktionäre der Eisenbahn nicht fragen: „Wie geht es Ihnen?“ sondern: „Wie fährt es Ihnen?“ und sie werden mit Fug und Recht antworten können: „Es passirt!“ denn die große Passage macht alles aus. Die Aktionärs und die Diktionärs sind darin gleich, daß sie beide die Länder und Städte am Ende ganz enge bei einander verzeichnet und gedruckt haben. Eben so schätzenswerth und unentbehrlich wie ein dictionnaire de poche ist ein Aktionär de poche; zwischen einem Diktionär und einem Aktionär ist nur der Unterschied: bei einem Diktionär sind die späteren Ausgaben die erwünschtesten, bei einem Aktionär sind die späteren Ausgaben die unerwünschtesten. — Es geht mit den menschlichen Gedanken und Erfindungen, wie mit dem Menschen selbst und mit den Thieren. Die großen und genialen sind nicht immer die nützlichsten. Ein Schaf nützt der Menschheit mehr, als ein Rhinoceros; eine Gans mehr, als ein Strauß; ein guter Hühneraugen-Operateur bringt die leidende Menschheit

eher auf guten Fuß, als ein genialer Epigrammatist, und die Erfindung der Eisenbahnen ist für die gesammte Menschheit vortheilhafter, als die Erfindung des Schießpulvers. Solche Unternehmungen sind es auch ganz allein, bei denen der Associationsgeist Gutes stiftet, sonst hat er noch nie Gutes hervorgebracht, auch nicht einmal im Reiche der Gedanken; keine Association der Welt hätte Amerika entdeckt, keine Association der Welt hätte die Pockenimpfung, keine den Blitzableiter erfunden. Große Gedanken können nur in einzelnen Köpfen entspringen, aber es gehören Millionen Hände dazu, um die großen Gedanken der einzelnen Köpfe zu nützlichen zu machen.

Eine Eisenbahn, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist nichts, als eine eiserne Charakteristik unsers Jahrhunderts; denn in unserm Jahrhundert entfernen wir uns von nichts so sehr, als von dem, was uns recht nahe liegt, weil uns nichts so nahe angeht, als was weit entfernt von uns liegt.

Der Einfluß der Eisenbahnen auf das Reich der Empfindungen ist unberechenbar, zum Beispiel auf die Liebe! Die Liebe, meine freundlichen Leser und Leserinnen, kennt nur eine Krankheit, die Entfernung, und nur ein Verbrechen, die Abwesenheit; denn diese ist ein Symptom der Liebe.

Was ist die Liebe? Die Liebe ist jene Rechnung, bei der es keine Probe gibt. Die Liebe numerirt nur sich selbst, addirt nur das Herz zum Herzen, subtrahirt von ihren eigenen Freuden, um die der Andern zu multipliciren, und dividirt nur mit ihrem eigenen Ich.

Was ist Liebe? Liebe ist dasjenige Ding, welches die Männer auswendig wissen, aber nur die Frauen inwendig im Herzen verstehen. Die Frauenherzen athmen Liebe, die Männerherzen schnarchen Liebe. Ein Männerherz liebt mehrere Gegenstände, aber ein Frauenherz nur wenige, so wie Holzschnitte mehr Abzüge geben als Gold- und Steindrücke. Die Männerherzen sind in der Liebe wie das Schicksal oder wie die früheren Fürsten, sie stellen blos Fragen an das andere Herz, ihnen darf man aber keine Frage stellen.

Es ist eine sehr traurige aber wahre Bemerkung, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß der Mensch keinen Menschen ohne Grund liebt, daß er aber viele Menschen ohne Grund haßt. Nur der Haß des Menschen ist grundlos, aber nicht seine Liebe; der Haß des Menschen faßt im Herzen einen grundlosen Boden, aber die Liebe nur einen bodenlosen Grund! Nur im Haß ist der Mensch leichtgläubig, nicht in der Liebe. Nur bei den guten Handlungen, die der Mensch hört, fragt er um ihren Paß, und um Zeugen und Beweisgründe, und man muß sie, wie Rechtssachen, bei seinem Ohr und bei seinem Auge in Duplikat einreichen. — Die schlechten Handlungen aber, die der Mensch hört, die glaubt er gleich, sie brauchen keinen Paß, keinen Ausweis, kein Zeugniß, keine Belastungszeugen. Nur bei schlechten Handlungen, die man dem Menschen erzählt, ist der Mensch ein klägliches Ausrufungszeichen, bei den schönen Thaten seiner Nebenmenschen ist er ein ewiges Fragezeichen. In der Jugend liebt der Mensch

mehr, im Alter haßt er mehr; in der Morgensonne erschei-nen ihm die moralischen Schatten der Menschen, wie ihre wirklichen, ganz klein und kurz, aber in der Abendsonne sei-nes Lebens sieht er sie ganz lang und groß; es ist aber nicht deshalb, weil die Menschen wirklich mehr Schatten werfen, es ist deshalb, weil seine untergehende Sonne ihr Licht ganz schief und einseitig auf die Menschen fallen läßt. Die eigent-liche Liebe, das heißt, das eigentliche Verliebtsein, dauert bei dem Menschen nur, bis er majorenn wird. So lang der Mensch im Wachsen ist, kann er mehr essen und mehr lieben. Herz und Magen sind Wandnachbarn im Menschen, und zwischen einem Verliebten und einem Hungerigen ist nur der Unterschied: bei einem Hungerigen muß der Magen ein gutes Herz haben, bei einem Verliebten muß das Herz einen guten Magen haben. Bis zu vierundzwanzig Jahren kann des Menschen Herz und Magen Alles mitmachen, aber nachher kommen die Herz- und Magenkrämpfe.

Der Mensch, meine freundlichen Leser und Leserinnen, hört nie zu wachsen auf, wir sehen es nur nicht. Bis vierundzwanzig Jahre wächst er in die Höhe zum Himmel empor, nach vierundzwanzig Jahren fängt er schon an in die Tiefe, in die Erde hinab zu wachsen, ins Grab hinein. Das Leben ist ein Tunnel, ein langer, finsterer Gang, den wir in die Erde hinein gehen, und dessen Ende wir nicht sehen, als bis wir es erreicht haben. Es wird durch die Eisenbahnen keine Vergangenheit und keine Zukunft geben. Was ist die Vergangenheit? Eine gestorbene Gegenwart. Was ist die Zukunft? Eine noch nicht geborene Gegenwart.

Was ist die Gegenwart? Eine geboren werdende Vergangenheit. Die Gegenwart ist ein Wechsel, auf die Zukunft gezogen, der aber von dieser nicht respektirt wird. — Was ist alt? Was ist neu?

Neu, sagt Schiller, ist nur die Phantasie. Man kann sich also nicht wundern, daß es so wenig Neues gibt. Man sollte sich deshalb nicht fragen: Was haben Sie Neues? sondern: Was haben Sie für Phantasie? Und die Antwort wird sein: „Ach, sehr wenig!" — — Unser jetziges Leben gleicht einer Eisenbahn, wir sind halb am Ziele. Altes und Neues, Vergangenheit und Zukunft schrumpfen auch auf unserer schnellen Lebensbahn zusammen. Kaum, daß man uns am Anfange der Lebenseisenbahn, an der Wiege, zuruft: „Ich wünsche Ihnen glückliche Reise!" hören wir den Tod am Ende: „Freut mich Ihre glückliche Ankunft!" Der Mensch macht sich aber seine Lebenseisenbahn nicht deshalb kürzer und ebner, um leichter fortzukommen, ei bewahre! sondern, um sich, wie einem Pferde, noch mehr Lasten aufladen zu können. Unser Jahrhundert entwickelt eine ganz eigene Kraft: die Pferdekraft. Alle unsere Kräfte gehen dahin, entweder die Pferdekraft zu ersparen oder zu erhöhen. Wie viele übermenschliche oder nicht menschliche Kräfte brauchen wir zu den Menschen? Um sie zu ernähren, Dampfeskraft; um sie fortzubringen, Pferdekraft; und um sie zu ertragen, Riesenkraft.

Durch die Eisenbahnen wird Jemand ein sehr gereister Mann sein, und man wird doch von ihm sagen können: „Er ist nicht weit her!"

Indem man die Welt kürzer macht, macht man das Leben länger; eine Reise um die Welt, die man sonst in drei Jahren machte, wird man in drei Monaten machen, allein wir werden mehr Erfahrungen und weniger Bildung haben. Ein reicher Mann wird seinen Sohn, zur Ausbildung, eine Reise durch Europa machen lassen, eine solche Reise dauerte sonst zwei Jahre, jetzt wird der Sohn nach vier Wochen von seiner Reise durch Europa zurückkommen, er wird sich auf diese Reise mehr einbilden als ausbilden. Wenn man ihn fragen wird: „Was haben Sie denn, zum Beispiel, in Holland gesehen?“ so wird er antworten: „Entschuldigen Sie, Holland habe ich gerade verschlafen!“

Auf allen Wegen werden Eisenbahnen zu wohlthätiger Beförderung angelegt; man sollte einmal auch auf dem Proceßweg eine Eisenbahn anlegen. Man weiß, wie viel verschiedenartige Kanäle man haben muß, um auf diesem Weg fortzukommen, wie wohlthätig wäre also da eine Eisenbahn? um so mehr, da man, um auf dem Proceßweg vorwärts zu kommen, eine wahre Pferdekraft haben muß. — Ein Proceß ist ja, wie eine Eisenbahn selbst, nichts als die Kunst, seine Sachen fortzuschaffen. Mit einem Proceß ist's wie mit einer Bouteille Wein, die Anwälte, das sind die Pfropfenzieher, sie können oder wollen oft nur auf krummen und gewundenen Wegen etwas herausbringen; der den Proceß hat, ist der Pfropfen selbst, der dabei so lange angebohrt wird, bis er ruinirt ist, und die Summe des Processes ist der Wein, der gar nicht getrunken wird, sondern blos in Kosten aufgeht. Ein juridischer Proceß

und ein chemischer Proceß sind ganz gleich. Ein chemischer Proceß besteht in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen und Auflösen; ein juridischer Proceß besteht ebenfalls in Destilliren und Sublimiren, Verdampfen, Schmelzen, Niederschlagen und Auflösen. Die beiderseitigen Beweisgründe werden destillirt und sublimirt, die Proceßkosten verdampfen, die Geduld schmilzt, die Clienten werden niedergeschlagen, und bis der Proceß zu Ende geht, sind beide Parteien ihrer irdischen Auflösung nahe!

Die besten Advokaten sind die Hausherren, die lassen ihre Parteien nicht gern ausziehen, obschon sie zu jeder Zinszeit zu allen Parteien herumgehen, und wahre Parteigänger sind. Die Hausherren haben einen eigenen Kalender. Sie zählen nicht von der Erbauung der Stadt Rom, sondern von der Erbauung ihres Hauses; die längsten Tage haben sie, wenn ihnen ein Quartier leer bleibt; ihre vier Jahreszeiten sind: Johanni, Jakobi, Georgi und Michaeli. Sie haben auch alle Jahr eine andere Zinszahl. In ihrem Antlitze ist nur dann Vollmond, wenn ihnen das letzte Viertel richtig eingeht. Und von den Finsternissen haben sie nur eine, die sichtbare Finsterniß auf ihren Stiegen. Die Einwohner sagen von dem Miethzins: „Das ist fabelhaft!" allein der Hausherr sagt: „Es ist keine Fabel, es ist eine Miethe!" (Mythe), und in dieser Hinsicht könnte man sagen: „Die Hausherrenkunst ist nichts als die angewandte Miethologie!" Blos auf dem Weg unserer Miethzinse kann man keine Eisenbahnen anlegen, denn er geht immer in die Höhe.

Früher waren Diligencen, das dauerte lange, man bekam Rippenstöße, aber man hatte Zeit, sich ein Bischen umzusehen. Dann kamen die Eilwägen. Alles in Eile! Die Menschen und ihre Reisen kamen mir vor, wie Frauenzimmerbriefe; wenn sie noch so lang und noch so breit sind, heißt es doch immer: „In Eile!“ Leider schrieben sie blos zuletzt in Eile; wenn sie im Anfange gleich oben schrieben: „In Eile!“ würde man gleich wissen, daß der Brief kein Ende nehmen wird. Ich bin überzeugt, wenn wir das Manuscript von den Schriftstellerinnen sehen könnten, am Ende des siebenten Bandes steht gewiß: „In Eile.“ So thut man zwar den Frauenzimmern auch Unrecht, daß man sagt, sie werden immer zu spät fertig; es ist nicht wahr, sie fangen nur immer zu spät an. So sagt man auch, die Frauen wollen am Ende immer Recht haben, da thut man ihnen auch Unrecht, sie wollen schon am Anfang immer Recht haben, und nur, wenn sie vom Anfang an Unrecht gehabt haben, wollen sie am Ende immer Recht haben, und da haben sie am Ende nicht Unrecht. Man sagt, die Frauenzimmer machten in ihren Briefen keine Comma's, keinen Beistrich und keinen Punkt, das ist Verleumdung. Sie geben Comma's, Beistriche und Punkte blos en gros aus, sie machen gleich Anfangs einen Klecks, so ein Klecks ist nichts anderes als zusammengesparte Comma's und Punkte, die der Leser dann nach Gefallen vertheilen kann. So ein Klecks in einem Liebesbrief ist oft nicht mit Gold zu bezahlen, man muß den Klecks nur lesen können, und es kommt alles darauf an, wo so ein Klecks steht, und

wie er aussieht; zum Beispiel: „Mein einzig Geliebter!“ Ausrufungszeichen, Klecks! Da muß man immer denken, es wird so wenig bei dem einzigen Geliebten bleiben wie bei dem einzigen Klecks.

„Wie schildere ich Dir dieses Meer von Empfindungen?“ Fragezeichen, Klecks! Dieser Klecks ist die Antwort auf die Frage, sie schildert das Meer der Empfindungen es ist das schwarze Meer.

„Du begreifst nicht, was mein Herz —“ — Gedankenstrich, Klecks! Das heißt: Du begreifst nicht, was mein Herz unerklecklich ist.

„Verbleibe Deine Treue —“ Klecks!

Das ist der Klecks! —, sie hängt ihrer Treue selbst einen Klecks an. Dann kommt noch „In Eile“, oder „In aller Eile“, oder „Eiligst“ — Klecks. Ein schwarzer Beweis, daß diese Eile (Eule) nicht das Sinnbild der Weisheit ist.

Das ist alles Schuld der Eile, der Eilwagen. Die Eilwägen waren uns bald zu langsam, und wir bekamen Eisenbahnen. Im nächsten Jahre, meine freundlichen Leser und Leserinnen, werde ich auch eine Eisenbahn durch meine Vorlesung anlegen. Einer Eisenbahn durch meine Vorlesung steht auch kein Hinderniß in dem Wege, denn es geht immer hübsch flach fort. Da werden Sie gewiß gut fahren, denn sie werden schneller fortkommen.

Schnellgedanken einer Schnecke über deutsche Sprichwörter.

In meiner frühesten Jugend, meine freundlichen Leser und Leserinnen, wurden mir nur zwei Bücher zu lesen erlaubt: „Knigge, über die Kunst, mit Menschen umzugehen“ und: „Raff's Naturgeschichte für Kinder“. Ich weiß nicht, wie es kam, aber mein Buchbinder verwechselte die Titelblätter, und ich las Knigge's Menschen-Umgang als eine Naturgeschichte, und aus Raff's Naturgeschichte lernte ich die Kunst, mit Menschen umzugehen. Als ich zum ersten Mal in Gesellschaft ging, sagte mir mein Hofmeister: „Nun werde ich sehen, ob du mit Nutzen gelesen hast, und wie du mit den Menschen reden wirst.“ Ich war ganz ruhig, denn ich wußte meinen Raff und seinen Styl, wie er mit allen Thieren spricht, beinahe auswendig. Ich nahm mich recht zusammen, und zu dem ersten Manne, der mich anredete, sagte ich ganz in Raff's Styl: „Jetzt, mein lieber Esel! erzähle du mir deine Geschichte!“ und zu einem andern: „Und du, mein gutes Schaf! was weißt du von dir zu sagen?“ —

Dem Irrthume meines Buchbinders verdanke ich eine große Lebensphilosophie. Wer mit Schafen, Tigern und Pfauen umzugehen weiß, der kann mit allen Menschen gut umgehen. Van Aken hätte eher eine Kunst, mit Menschen umzugehen, schreiben können als Knigge. Der Mensch opfert sein Glück der Freundschaft, die Freundschaft opfert man der Liebe, die Liebe opfert man der Eigenliebe, die Eigenliebe opfert man für nichts, als für den — Hunger. Der Hunger ist's also, der die Thiere und die Menschen zähmt. Die Menschen sagen von vielen Lastern: das ist ganz thierisch, die Thiere sagen gewiß von vielen Lastern, zum Beispiel vom Spiel, vom Lug, vom Trunk, vom Neid, von Verleumdung u. s. w. „das ist recht menschlich!" Ich aber, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ich habe in Raff's Naturgeschichte kein Wesen so lieb gewonnen, als die Schnecke. Das Schaf, der Ochs, der Esel und dergleichen gutmüthige Wesen haben mich nur auf einige Augenblicke angezogen. Nur die Schnecke hat mich zu fesseln gewußt. Die Schnecke ist so ganz das Symbol eines Deutschen. Diese gründliche Besonnenheit, diese prüfende Bedächtigkeit, und dabei diese spießbürgerliche Häuslichkeit. Wenige Menschen, wenn sie einen Adler sehen, würden denken: o, daß ich Flügel hätte, wie er! Aber jeder Mensch denkt, wenn er eine Schnecke sieht: o, daß ich ein Haus hätte, wie sie! Man weiß, daß Menschen mit den schnellsten Gedanken am langsamsten vorwärts kommen, Menschen aber, die ganz langsam denken, machen eine schnelle

Carrière; sind also die Schneckengedanken nicht die glücklichsten?

Unsere Naturphilosophie und unser Magen sind beide relativ, ihre Beziehungen gehen alle *abwärts*. Wenn ein Deutscher Roggenbrot ißt, so denkt er nicht „Linzertorte ist besser," sondern: „Gerstenbrot ist noch schlechter!" und da höre ich ordentlich den ersten besten deutschen Docenten der Naturgeschichte ungefähr Folgendes über die Schnecke lesen: Eine Schnecke, mein würdiges und gelehrtes Auditorium, ist ein sehr reißendes und schnelles Thier. Ihre Geschwindigkeit verhält sich zu der des Faulthiers wie 34 zu $^7/_{15}$, und zu der Schnelligkeit des Krebses wie 86 zu $^3/_8$. Darum, meine theuren Hörer, ist die Schnecke auch im Bereiche der Philosophie ein Symbol des Vorwärtsstrebens des menschlichen Geistes u. s. w. Aber nur die Schnecken ohne Häuser, meine freundlichen Leser und Leserinnen, haben zuweilen schöne, bedächtige Schnellgedanken; die Schnecken mit Häusern haben gar keine Gedanken. Wer ein Haus hat, braucht nichts zu denken. Die Hauseigenthümer haben jährlich nur zwei Gedanken: einen zu Michaeli und einen zu Georgi. Da denken sie nämlich, ob ihnen der Zins eingehen wird. Um diese Zeit steigen die Hauseigenthümer bis ins letzte Stockwerk empor, um den Zins einzukassiren, dann erfüllen sie den Wunsch der Einwohner *und gehen mit dem Zins herunter!* Ich habe einmal mit einer Schnecke in aller Schnelligkeit über unsere Sprichwörter nachgedacht, denn Sie werden zugeben, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß die meisten unserer Sprichwörter

weniger schnackisch, als schneckisch sind. Sie sind alle so abkühlend und zusammenziehend, alle so schneckenthumlich. zum Beispiel: „Eile mit Weile“ — „Häuslich ist weislich“ — „Willst du glücklich sein, zieh' die Hörner ein“ — „Geduld bringt Rosen“ — „Auch die kleinste Schnecke macht endlich ihre Strecke“ — „Heißes Blut thut nicht gut“ — „Man muß sich strecken nach der Decken“ — „Langsam führt auch zum Ziel“. — Das sind lauter adstringirende, calmirende, erweichende Sprichwörter, lauter Schnellgedanken einer Schnecke. Ich habe mir über unsere Sprichwörter auch ganz eigenthümliche, langsame Schneckengedanken gemacht, zum Beispiel: „Aller Anfang ist schwer.“ Der schwere Anfang dieser meiner Vorlesung bestätigt es auch, daß aller Anfang schwer ist. Im Anfang waren die Worte, und dann war der Geist, drum kann also im Anfang kein Geist sein, drum ist der Anfang schwer. Das ist leider das Unglück bei den Menschen, daß zuerst das Wort kommt und dann der Geist; sie fangen zu reden an, bevor der Geist da ist, bis der Geist kommt, ist das Wort schon geredet, und ich kann Ihnen deshalb, meine freundlichen Leser und Leserinnen, jetzt auch sagen: „Entschuldigen Sie, mein Geist findet keine Worte mehr!“ Im Anfang schuf der Himmel den Mann und dann die Frau. Warum wurde im Anfang nicht die Frau erschaffen? Weil der Himmel wußte, daß mit den Frauen nichts anzufangen ist. —

Weil aller Anfang schwer ist, fangen die Menschen Alles verkehrt an, zum Beispiel: Gottesfurcht ist aller Dinge Anfang; diesen Anfang halten die Menschen für sehr

schwer, sie kehren also alle Dinge um, und haben erst am Ende aller Dinge Ursache, Gott zu fürchten. Ein anderes Sprichwort heißt:

„Thue Recht, scheue Niemand!“

Da aber die Leute nicht recht thun, scheuen sie sich vor Jedermann. Was heißt überhaupt Recht thun? Da man mit Recht nirgends zu Recht kommt, so thut man Recht, wenn man Unrecht thut. Ein Doktor der Rechte ist noch lange nicht der rechte Doktor; er heißt oft nur deshalb Doktor der Rechte, weil seine Linke schon oft wieder eine andere Doktorschaft hat. Der Unterschied zwischen dem Doktor der Medizin und dem Doktor der Rechtswissenschaft besteht darin: Je mehr Advokaten desto länger der Prozeß, je mehr Aerzte desto kürzer der Prozeß. Die Advokaten schicken ihre Patienten von einem Gerichte zum andern, die Aerzte schicken ihre Patienten blos ans jüngste Gericht; die Aerzte können alle viel eher heirathen, als die Doktoren der Rechte; jene können ihren Frauen viel verschreiben, die Advokaten finden aber selten die Rechte. Diese Bemerkung führt zu dem Sprichworte:

„Mann und Weib sind ein Leib und eine Seele.“

Dieses Sprichwort sagt blos, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind, es sagt wohlweislich nicht: Herr und Frau, Gatte und Gattin, Gemahl und Gemahlin sind ein Leib und eine Seele, das heißt, der Mann ist der Leib und das Weib ist die Seele, und die Seele beherrscht den Leib. Der Mann muß verzweifeln, wenn er an die Unsterblichkeit der Seele denkt! Jetzt sind

aber Mann und Weib so ein Leib und eine Seele, daß man oft nicht weiß, wer der Mann und wer das Weib ist. Man geräth jetzt oft in Versuchung, zu einem Manne zu sagen: „Verzeihen Sie, gnädige Frau!" und zu einer Frau: „Pardon, Musje!"

Mann und Weib ist ein Leib und eine Seele; oft ist der Mann zu Haus und ihre Seele fliegt auf Bällen und Promenaden herum! Der Mann muß doch an die Seelenwanderungen glauben! Mann und Weib ist ein Leib; drum, wenn der Mann kränklich ist, läßt die Frau den Leibarzt holen, und wenn die Frau ihren Kopf aufsetzt, verliert der Mann den seinigen. Mann und Frau ist aber auch eine Seele, drum, wenn man ihr ein Geheimniß auf die Seele bindet, weiß es der Mann sogleich, und wenn sie sagt: mein seliger Mann, ist sie zugleich eine ganz selige Frau. Wenn aber im Hause Mann und Frau eine Seele ist, so ist gewiß die Frau die Seele, denn der Mann ist mit der Seele gar nie zu Hause, seine Seele sitzt nur auf dem Bureau, oder im Kaffeehause, oder auf der Börse. Nur die Frau ist mit ganzer Seele zu Hause, wenn sie zu Hause ist; nur die Frau ist ganz liebende Frau, ganz liebende Mutter, aber der Mann nur immer theilweise zu Hause, und so zu sagen, nur das Futteral seiner Seele ist zu Hause. Hat eine Frau je Langeweile, wenn sie den Mann im Nebenzimmer am Arbeitstische weiß? Hat eine Frau je Langeweile mit ihrem Kinde? Nein! — Wie lange hält es aber der Mann am Arbeitstische der Frau oder am Spieltische der Kinder aus? — Jede Frau existirt nur

einmal, aber jeder Mann existirt als Duplikat, einmal für das Haus, und einmal für die Welt. Nur für die Welt erscheint der Mann corrigirt und schön gedruckt, zu Hause für die Frau erscheint er im Bürstenabzug, voll Fehler. Jeder Mann ist wie ein Fortepiano, für die Welt ist der Diskant die Gesangstimme, für zu Hause der Baß. Bei dem Manne ist die Liebe nichts, als Eigenliebe à quatre mains, bei den Frauen ist die Liebe nichts, als das Ineinanderspielen zweier Lichter zu einer Flamme. Gegen die Liebe der Frauen giebt es nur ein Mittel: beständige Abwesenheit des Gegenstandes, gegen die Liebe der Männer gibt es auch nur ein Mittel: beständige Anwesenheit des Gegenstandes. Bei den Frauen ist die Geschichte der Liebe die Geschichte der Herzen, und die Freundschaft die Fabel der Herzen; bei den Männern ist die Liebe die Fabel der Herzen und die Freundschaft ein Contometa-Geschäft der Herzen. Unsere Männer heirathen jetzt nur, wenn sie weder Leib noch Seele mehr haben; freilich ist Mann und Weib dann blos ein Leib und eine Seele. Die Mädchen heirathen, weil sie sagen: Man muß doch auf der Welt Etwas lieben! Die Männer heirathen, weil sie sagen: Man kann doch nicht ewig lieben und lieben, man muß einmal heirathen auch! Ueberhaupt, die Männer haben blos gute Eigenschaften, die Frauen sind gute Eigenschaften. Der Mann hat die Liebe, die Tugend, wie er Geld und Vermögen hat; heute hat er mehr, morgen weniger, dann schafft er sich wieder mehr an, er behandelt die Liebe wie ein Börsengeschäft, er schließt ab auf Zeit,

und geht's mit der Liebhaberei nicht, wird er Contremineur und heirathet. Die Frauen aber sind selbst die Liebe, die Tugend, die Frömmigkeit; ihre guten Eigenschaften sind ihr Selbst, es ist nichts Errungenes, nichts Erworbenes, nichts an sich Gebrachtes; darum vergeben die Frauen den Frauen Alles, nur große Laster nicht; die Männer hingegen verzeihen den Männern Alles, nur große Tugenden nicht. Das Herz des Mannes gibt der Frau höchstens eine Antwort zurück, aber das Herz der Frau gibt dem Manne stets ein Echo wieder. Man sieht also, daß Mann und Weib ein Leib und eine Seele sind. — An dieses Sprichwort schließen sich zwei andere an, nämlich:

„Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen!"

und:

„Ehen werden im Himmel geschlossen!"

Jetzt haben es die Männer gut! Da die Mädchen jetzt so veränderlich sind und alle Tage anders, so kann man, ohne daß man es weiß, eine und dieselbe, und in ihr zugleich alle Tage ein anderes Mädchen lieben! Darum aber werden die Ehen im Himmel geschlossen, denn im Himmel ist nur *eine* Stadt, die Stadt Gottes; da hat man nur *ein* Mädchen. Die Ehen werden im *Himmel geschlossen* und auf der Erde *vollführt*, darum ist der Unterschied vor und nach der Ehe so weit verschieden, wie der Himmel von der Erde. Weil die Ehen im Himmel geschlossen werden, heirathen jetzt unsere Männer so selten, sie wissen zu wenig vom Himmel! Ja, wenn die Ehen in der Reitbahn oder in der Schwimmschule geschlossen würden,

da fänden sie den Weg hin, aber in den Himmel! Kann man in den Himmel hineinreiten oder hineinschwimmen? Die Barometer und Thermometer sind schuld, daß so wenig Ehen geschlossen werden, so wie überhaupt die Wettergläser an der Gottlosigkeit der Menschen viel schuld sind. Früher, unsere Aeltern und Vorfahren, wenn sie wissen wollten, was für Wetter wird, sahen zum Himmel empor, sie erhoben den Blick zu der großen, blauen Decke, zu dem Gnadenbriefe Gottes mit den Sternenlettern und dem großen Sonnensiegel, und jeder Blick zum Himmel erhebt die Seele, trägt den Geist näher zu Gott empor; sie sahen empor zu dem großen, unendlichen blauen Regen- und Sonnenschirm, und dachten an die unsichtbare Macht, die diesen Schirm ausgespannt hat zum Schutz und Schirm ob unserem Haupte, und wurden frommer und gottesfürchtiger; jetzt sehen wir blos nach Wettergläsern, wir unterhandeln nicht mehr mit dem Himmel selbst; die Wettergläser sind unsere Dolmetscher, und wir vergessen ganz auf den großen Urheber aller Wetter. Alle Wettermaschinen sind gottlose Erfindungen. Was ist ein Blitzableiter anders, als daß man dem lieben Himmel, der uns heimsuchen könnte, den Stuhl vor die Thür setzt? Wenn man sich keinen Blitzableiter aufs Dach setzen könnte, so würde man sich, wenn der Himmel naht mit seinen Feuerblicken und Donnerschritten, einen Blitzableiter des Gewissens ansetzen, aber so ein Blitzableiter aufs Dach ist nichts, als daß man den lieben Himmel zum Hause hinauskomplimentirt und sagt: „Möchten Sie nicht gefälligst bei meinem Herrn Nachbar

einkehren?" Da also durch die Wettergläser und durch die Weingläser unsere Männer nicht zu dem Himmel emporsehen, so sehen sie nicht, daß der Himmel voll Geigen hängt, und daß im Himmel Ehen geschlossen werden. Unsere jungen Männer sehen, wenn sie heirathen, auch nach einem Heirathsglase; steht nämlich das Silber hoch, dann ist schönes Wetter, und sie gehen spazieren auf Freiersfüßen; ist das Silber ganz tief und wenig, so dünkt ihnen das Mädchen unter Null. Das Sprichwort sagt: „Liebe kann viel, aber Silber und Gold können Alles." Wenn jetzt ein Mann sagt: „Ich bin in das Mädchen verliebt!" so soll das eigentlich heißen: „Ach, ich bin in das Mädchen versilbert!" Sie verlieben sich in das Silber, und versilbern die Liebe. Liebe und Geld! Sie lieben ein Mädchen mit Geld, aber sie wollen nicht so viel Gegenliebe als Gegengeld! Früher haben die Männer die Liebe für baare Münze genommen, jetzt nehmen sie baare Münze für Liebe. Wie verschieden aber ist die Liebe bei den Männern und bei den Frauen. Der gescheidteste Mensch wird ein Narr, wenn er liebt, das albernste Mädchen wird klug, wenn es liebt. Die Männer lieben in der Jugend, sie lieben im Alter. In der Jugend lieben sie mit aller Stärke der Leidenschaft, und im Alter mit aller Schwäche der Leidenschaft. Der Mann liebt in der Liebe nicht so sehr das, daß er liebt, sondern daß er geliebt wird, darum sind die Männer noch eifersüchtig, wenn sie schon längst aufgehört haben, zu lieben; die Frauen aber eifern nur, so lange sie lieben. — Die Launen der liebenden Frauen

sind Schwächen, die Launen der liebenden Männer sind Krankheiten.

Das Herz der Frauen wird in den Thränen der unglücklichen Liebe aufgelöst, das Herz der Männer wird in diesen Thränen blos versteinert. Unsern Männern ist die Liebe blos ein Magnet, aber sie wissen, daß die Magnete stärker ziehen, wenn sie mit Metall vereint sind, darum kann bei ihnen die Liebe viel, aber sie kann Alles, wenn sie mit Gold armirt ist.

Ein anderes Sprichwort sagt:

„Wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus."

Das soll wohl heißen: Wer das Glück hat, führt sie wieder nach Haus, nach Haus zurück, wo er sie geholt hat.

Ein deutsches Sprichwort sagt ferner:

„Geh' nicht viel in Nachbars Haus,
Sonst trägst du wenig Ehr' heraus."

Dieses Sprichwort hat auch sein Häkchen; es ist nicht wahr, je mehr der Mensch in Nachbars Haus geht, desto mehr Ehre trägt er heraus, nicht seine, sondern die Ehre des Nachbars, die er abschneidet.

Ueberhaupt, wie weiß man jetzt, wo des Nachbars Haus ist? Man müßte nur in den Grundbüchern nachschlagen, wie viel bereits darauf intabulirt ist; oft geht man in des Nachbars Haus, allein das Haus des Nachbars ist nicht mehr des Nachbars Haus.

Ein anderes Sprichwort sagt:

„Kinder und Narren reden die Wahrheit."

Wir haben jetzt um die Hälfte Wahrheit weniger, als früher; denn man sagt, es gibt jetzt keine Kinder mehr. Die Wahrheit ist blos auf die Wahrheit angewiesen. Der Palast der Wahrheit ist im runden Narrenhause, das ist den Leuten zu rund. Die Narren reden die Wahrheit. Ein kluger Mensch wird nicht so ein Narr sein, und wird die Wahrheit reden. Im Wein ist auch Wahrheit; der Wein wirft die Leute unter den Tisch, folglich liegt die Wahrheit unter dem Tische, wo sie mit Füßen getreten wird, denn die Wahrheit darf man keinem Menschen an den Kopf werfen, man muß froh sein, wenn man sie ihnen unter den Fuß geben kann!

Die Wahrheit unterscheidet sich von der Lüge dadurch: die Lüge erröthet, wenn sie sich *zeigen* muß; die Wahrheit erröthet, wenn sie sich *verbergen* muß.

Die Narren sind gar nicht übel daran! Es heißt auch:

„Weiber, Glück und Gold
Sind allen Narren hold."

Die Narren sind gar keine Narren, daß sie Narren sind. Wenn dieses Sprichwort wahr ist, wird Jedermann so klug sein, ein Narr zu sein! Ich sage zuweilen aber deshalb die Wahrheit, damit Weiber, Glück und Gold mich für einen Narren halten, und mir hold sein sollen; indessen sind Weiber, Glück und Gold auch keine Narren, und halten einen blos zum Narren. An dieses Sprichwort schließt sich ein anderes an:

„Es fällt kein Gelehrter vom Himmel."

Gewiß! denn der Himmel läßt seine Gelehrten nicht fallen. Unsere Gelehrten sind blos wie aus den Wolken

gefallen! Wie könnten sie auch vom Himmel gefallen sein? Wenn man aus dem Himmel fällt, muß man doch auf der Erde auf etwas fallen. Unsere Gelehrten fallen aber auf der ganzen lieben Erde auf gar nichts! Ein anderes Sprichwort sagt: „Wer einem Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.“

Ach! meine freundlichen Leser und Leserinnen, der Mensch hört nicht auf, dem andern Menschen eine Grube zu graben, bis ihm die letzte Grube gegraben wird.

Nur der Stein, der dem todten Menschen gesetzt wird, ist, als wär' er den lebendigen Menschen vom Herzen gefallen. Nur, wenn ein Mensch einen Stein auf dem letzten Brete hat, hat er bei uns einen Stein im Brete vor. Nur, wenn der Mensch beide Augen zudrückt, drücken wir ein Auge für ihn zu; nur, wenn er uns nicht mehr hören kann, reden wir nichts, als Gutes von ihm. Der Mensch hält es mit dem Menschen, wie mit dem Tage, und sagt: man soll den Tag und den Menschen nicht loben, bis sie zu Ende und begraben sind. Die kleine Scholle, die der Mensch unter sich hat, wird ihm nicht eher gegönnt, bis er die Scholle über sich hat. Das Grab des Menschen ist nichts, als die Pause seiner Leiden, und der Grabstein ist nichts, als ein Wegweiser in ein Land, wo kein Mitmensch wartet, bis man gestorben ist, um Einem das Leben zu gönnen. Gott hat dem Menschen drei Ringe mit auf die Erde gegeben, die Liebe, den Traum und die Thräne, und sagte: „Genießt sie und seid glücklich!“ Darum besteht unser Leben aus drei

Minuten, eine zu lieben, eine zu träumen und eine zu weinen, und in diesen drei Minuten gehen die Menschen an einander vorüber, und verkürzen sich die Minute der Liebe und die Minute des Träumens, und nur die Minute des Weinens wird uns vollwichtig gegönnt. Die Minute der Liebe, und die Minute des Träumens, sie gehen alle ein in dem salzigen Wasser der Thränenminute, und jede Thräne gräbt in unser Antlitz ein offenes Grab, eine Grube, in die sie selbst hineinfällt, und während dieser Minute gräbt ein Mensch dem andern noch eine Grube. —

Was ist der Mensch? — In der Jugend ist er ein Fragezeichen an die Zukunft, in seinem reiferen Alter eine Parenthese der Gegenwart, und in seinem Alter das Ausrufungszeichen an die Vergangenheit. Was wäre aber das menschliche Leben, wenn wir die Minute des Liebens, des Träumens und des Weinens nicht hätten? Aber es gibt nur eine Liebe, die tugendreiche, und nur einen Traum, den Vortraum vom Himmelreiche, und nur eine Thräne, die liebreiche, und es soll kein Mensch den Menschen beurtheilen, als in der Minute der Liebe, und es soll kein Mensch die Träume des Menschen deuten, als in der Minute des Traumes, und es soll kein Mensch die Thränen der Menschen ermessen, als in der Minute der Thräne.

Nach diesen drei Minuten kommt der Tod, der Einzige, der Allem eine Grube gräbt, in die er nicht selbst hineinfällt, und führt den Menschen ein in das Land, wo das Leben keinen Traum, und die Liebe keine Thränen hat.

Was ist der Tod? — Der Tod ist nichts als der lebendige Beweis, daß kein Mensch auf der Welt unentbehrlich ist. Das Glück der Menschen ist, daß das Leben zu kurz ist für das Unglück, und das Unglück der Menschen ist, daß das Leben zu lang ist für das Glück. Der Tod kommt gewöhnlich im Winter des Lebens, und noch öfter im Frühlinge der Natur. Gerade in jedem Frühlinge, wenn sich die Erde bunt kleidet, kleiden sich die Menschen schwarz; gerade das Erwachen der Natur bringt oft Todesschlaf mit sich. Es ist gleichsam, als ob die Mutter Erde, wenn sie frisch die Augen aufschlägt, viele ihrer Kinder zu sich rufe, und dann Blumen und Rosen auf ihr Grab pflanze, und auch der Frühling gräbt so lange Allen eine Grube, bis er selbst auch in die Grube fällt.

Die Erde selbst ist eine Kokette, sie kann den hohen, mit Schnee bedeckten Scheitel nicht verbergen, und dennoch schmückt sie ihren Hals und Busen stets mit neuen frischen Blumen, denn das Sprichwort sagt: „Jung gewohnt, alt gethan!" Das ist auch ein Sprichwort, das nichts mehr taugt; da man jetzt in der Jugend alt ist, und im Alter jung thut, so muß es heißen: „Alt gewohnt, jung gethan!" Deshalb ist auch das Sprichwort: „Alte Liebe rostet nicht!" nicht mehr anzuwenden. Es gibt keine alte Liebe mehr! Ich habe letzthin in einer Zeitung eine Todesanzeige gelesen: „Gestorben Josepha Rintelmayer, alt 6 Monate, an Altersschwäche." So geht es unserer Liebe auch. Wenn sie ein halbes Jahr

alt ist, stirbt sie an Altersschwäche. Früher bezog sich der Ausdruck „jung und alt" auf verschiedene Menschen, jetzt kann man von einem und demselben Menschen sagen: „jung und alt"; unsere jungen Männer sind jetzt weniger liebenswürdig, aber sie sind desto ehrwürdiger, denn „das Alter muß man ehren!" Das Sprichwort sagt: „Alter Wein, junges Weib, junger Witz, altes Geld, sie erhalten den Preis in der Welt!" Das sind vier schöne Sachen in verschiedenem Alter, allein es herrscht viel optische Täuschung bei ihnen vor.

Man glaubt von manchem jungen Wein, er sei alt, und von mancher alten Frau, sie sei jung. Manches Frauenzimmer sieht von weitem beinahe schön aus, und in der Nähe ist sie bei weitem nicht hübsch; und mancher Wein, wenn wir ihn beurtheilen nach dem, was er uns kostet, ist er alt, wenn wir ihn aber beurtheilen nachdem wir ihn kosten, so ist er jung. Ein gutes Weib und ein guter Witz, die darf man nicht suchen, es ist ein Glück, wenn man sie findet. Wenn Einem die Frau ausgeht, das ist noch kein Unglück, aber wenn Einem der Witz ausgeht, das ist ein Unglück; indessen ist es beim Witz ein Trost, ein trauriger Trost, daß Einem jeder Witz am Ende heimkommt.

Man sagt: „Wenn der Wein hineinkommt, kommt der Witz heraus." Es ist nur schade, daß manchmal ein guter Wein hineinkommt, und ein schlechter Witz kommt heraus. Der alte Wein fängt zu gähren an, wenn am Stocke der junge Wein gekeltert wird. Die alten Weiber

gähren auch, wenn die jungen Mädchen lieben. Guter Wein erfreut das menschliche Herz, gute Weiber erfreuen das menschliche Herz und gute Witze erfreuen das menschliche Herz, aber gutes Geld erfreut auch ein unmenschliches Herz. Geld und Wein, je länger man sie liegen läßt, desto weniger hat man das Herz, sie anzurühren. Witz und Weiber, je schneller man sie an Mann bringen kann, desto besser ist es. Ein Weib und einerlei Wein schaden nicht, vielerlei Weiber und vielerlei Weine sind schwer zu vertragen. Die Frauen sind wie Blumen; eine erquickt und ergötzt, wo viele Blumen und viele Frauen in einem Zimmer beisammen sind, machen sie Kopfweh! Mancher wird durch seinen schlagenden Witz ein bekannter Mann, und Mancher wird durch sein bekanntes Weib ein geschlagener Mann. Mit Witz und mit Menschen ist es wie mit den Bergen. Der Mensch auf der Fläche sieht nur einzelne Berge, der Mensch auf der Höhe sieht die Kette, die Gebirgskette! Der flache Witz sieht nur einzelne Persönlichkeiten, den einzelnen Menschen, der hohe, edle Witz sieht und überblickt die Menschenkette. Der Witz und die Frauen sind sich auch darin gleich, daß sie sich nicht viel mit der Orthographie befassen. Der gescheidte Mann denkt erst und spricht hernach, die dummen Menschen sprechen zuerst und denken hernach; der Witz und die Frauen denken und reden plötzlich, auf einmal, und es ist doch oft besser, als alles Wohlüberdachte, was die Männer reden. Der Witz und die Frauen schreiben auch gleichartig, sie haben immer noch etwas nachzutragen, noch ein postscriptum. Die

Frauen schreiben, wie sie reden, liebenswürdig, aber ausführlich. Wenn eine Romanschriftstellerin ihre Heldin sagen läßt: „Johann! trag' er den Brief auf die Post!" so drückt sie dieses folgendermaßen aus: „Ach, der raschelnde Wind trug säuselnde Blätter in das heimliche Stübchen, wo mit dem glühendsten Schmerz der heißesten Sehnsucht, der brennendsten Liebe die goldlockige Apollonia mit trübstem Blick in die schwirrenden Mücken der tanzenden Sonnenstäubchen hineinsah. Ein liebeathmender Brief an den schmerzlich Entfernten ruhte in den liliengeformten Fingern der feingedrechselten Hand. Apollonia's thränenumflortes Auge ruhte mit sichtlicher Bebung auf den schwimmenden Zügen. Mit ängstlicher Schwankung und liebender, leise verhallender Stimme flisterte sie endlich wehmüthig: Johann, trag' er den Brief auf die Post!"

Auch bei dem Witz, meine freundlichen Leser und Leserinnen, ist es, wie Sie sehen, das Unglück, daß er nicht zu reden weiß, und auf das Ende kommt es doch an, denn das Sprichwort sagt: „Ende gut, Alles gut!" Sie werden zugeben, meine freundlichen Leser und Leserinnen, daß das schon allein, daß ich ende, gut ist, folglich — ist Alles gut. Das Ende ist vor allen Dingen das Beste, — das Ende vom Tage, vom Liede, vom Leben. Derjenige wohnt gewiß am ruhigsten, der am Ende der Welt wohnt. Das Ende der Zeit wird gewiß die beste aller Zeiten sein. Oft muß man eine Sache zu Ende hören, um zu wissen, daß sich die Sache gar nicht anfange. Ein kurzes Ende ist das beste: „Heute roth und morgen todt!"

das ist der kürzeste Endreim vom gereimten wie vom ungereimten Leben.

Die Erde ist eine Mutter, die ihre Kinder und Lieblinge wieder in ihrer Brust begräbt; und trägt denn nicht jeder von uns, meine freundlichen Leser und Leserinnen, einen kleinen Friedhof voll theurer Todten, eine kleine Familiengruft in der eigenen Brust?

Ein jeder Mensch, er hat in seinem Herzen
Wohl eine kleine Gruft sich angelegt,
In die er nach und nach mit stillen Schmerzen,
Was ihm gestorben ist, hinunter trägt;
Und d'rüber brennen dumpf, wie Trauerkerzen,
Die Leiden, ewig still und unbewegt,
Und über diesem Herzen, voll von Todten,
Wird uns vom Aug' der Thränenkrug geboten.

Und Liebe, Hoffnung, Wünsche, was nur immer
Das Leben bringt im frühen Jugendschein,
Das legen endlich wir in's Todtenzimmer,
In uns'res Herzens Todtenkammer ein;
Von Thränen balsamirt, vergeh'n sie nimmer.
Wir selber sind ihr einz'ger Leichenstein,
Doch nächtlich, wenn wir einsam in uns gehen,
Da fühlen wir die Todten auferstehen.

Und Vieles haben lebend wir begraben,
Und scheintodt in die Herzensgruft gesenkt:
Die Hoffnungen, die tief geschmerzt uns haben,
In unser Dasein täuschend sich gemengt,
Die Liebe, die mit bittersüßen Gaben
Des Lebens Zitterblume hat getränkt;
Und wie wir sie als Todte auch verbergen,
Sie schlummern leise nur in ihren Särgen.

Erinnerung kann ihren Schlummer enden,
Sie wachen dann im finstern Herzen auf,
Sie klopfen an des Herzens Seitenwänden
Und rufen aus der tiefen Gruft herauf,
Sie kratzen mit den wunden, blut'gen Händen
An uns'res Herzens schmerzlich wildem Lauf,
Und fahren fort, zu hämmern und zu pochen,
Bis endlich sie den Herzenssarg gebrochen.

Und ist das Herz gebrochen, dann erst ringen
Die Todten aus der Gruft sich hoch empor,
Mit uns vereint zum ew'gen Licht zu bringen,
Zum jubelvollen, reinen Geisterchor.
Im ew'gen Lichte wird sich fest umschlingen,
Was sich geliebt im ird'schen Nebelflor,
Denn nur der Tod, das Ende nur vom Leben,
Kann uns den Anfang alles Daseins geben.

Betrachtungen über den Mangel an Menschheit bei dem Ueberfluß an Menschen.

Sie werden nicht in Abrede stellen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß es überflüssige Menschen auf der Welt gibt, zum Beispiel: Humoristische Vorleser.

Allein, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, es gibt verschiedene Ueberflüsse; es gibt nothwendigen Ueberfluß, und es gibt überflüssigen Ueberfluß. — Tausend und tausend Concerte sind ein überflüssiger Ueberfluß, allein ein Concert für Verunglückte ist ein nothwendiger Ueberfluß; dieser nothwendige Ueberfluß, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, hat mir Ihren Ueberfluß an Güte und Milde bewiesen, und das ist ein Ueberfluß, bei dem Herzen und Augen überfließen. Dieser Ihr Ueberfluß hat bei mir sogleich einen Mangel hervorgebracht, nämlich an hinreichenden Sperrsitzen, und Sie sehen in mir also einen Vorleser, der bei seinen eigenen Vorlesungen heute weder Sitz noch Stimme hat! —

Oft sind gerade die überflüssigsten Menschen sehr nothwendig, das heißt: die Leute, die oft am meisten Ueberfluß haben, die wenden sich in der Noth von uns, wenn wir uns in der Noth an sie wenden, das ist die Nothwendigkeit des Ueberflusses! —

Unsere Liebe war früher Ueberfluß des Herzens, jetzt versteht man unter Liebe Ueberfluß an Herzen. — Die Eifersucht ist auch ein Ueberfluß. O ja! Allein meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern, die Eifersucht ist ein sehr nothwendiger Ueberfluß!

Das Herz hat keine Fenster, aber eben deshalb, weil es keine Glasscheiben hat, und man nicht hineinsehen kann, muß man Jalousien daran anbringen! — Wo in einem Herzen ein Romeo Platz genommen hat, da stelle man sogleich noch einen Stuhl für den Othello hin.

Die Liebe ist ein Traum, aber die Eifersucht ist die Traumdeuterin dieser Liebe. Kein Mensch acceptire eine Liebe, wenn sie auf der andern Seite nicht von der Eifersucht girirt wurde. Man spricht viel von dem Schmerz erster Liebe, aber sie ist nichts gegen den Schmerz erster Eifersucht. Die Eifersucht ist der blutrothe Scharlach, in den das Dogenschwert der Liebe gehüllt ist, wirft man sie weg, so verrostet die Liebe.

Betrachten wir die Liebe bei Verliebten, das heißt: die Liebe im rohen Naturzustande, und dieselbe Liebe bei Verheiratheten, das heißt: im Industriezustande, wie verschieden sind da Mangel und Ueberfluß, Liebe und Eifersucht!

Als Verliebte waren sich Beide Alles, also zwei Alles — als Verheirathete sind aus zwei Alles zwei Hälften, zwei Ehehälften geworden. Die Ehe ist ein arithmetisches Räthsel; zwei Halbe, die zusammen

kein Ganzes machen; zwei Halbe, die zusammen kein Maaß halten. —

Unter den überflüssigen Menschen stehen die Hagestolzen oben an.

Das Leben ist ein Theater. Die Hagestolzen sind Schauspieler, die in ihrer Jugend als Liebhaber blos Gastrollen gespielt haben; darüber haben sie sich unvermerkt über die Zeit der Familienväter hinausgespielt, und nun als zärtliche Alte finden sie kein festes Engagement mehr, sie machen also in ihrem Alter blos Hausfreunde und chargirte Charaktere!

Die menschlichen Herzen sind ein Frag- und Antwortspiel. Die Männerherzen sind die Fragen, die Frauenherzen die Antworten. Das Schicksal mischt die Karten und zieht die Antworten und die Fragen; die Männer, die nicht heirathen, die sind also die ungezogenen Fragen.

Wie ungerecht, wie bitter und herzlos sind also die Menschen nicht, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß sie nur die alten Mädchen lächerlich finden und nicht tausendmal mehr die alten Hagestolzen!

Im Herzen eines jeden alten, unverheiratheten Mädchens liegt ein tiefes Trauerspiel voll durchweinter Scenen, voll von stillen, herzzerreißenden Monologen, voll der erhabensten, edelsten, ungekannten und unverstandenen Resignation! In einem jeden solchen Herzen liegt eine Schicksals-Tragödie voll unendlicher Wehmuth und Entsagung, voll von stillen Schmerzen und lautlosen

Klagen, voll getäuschter, hintergangener, verlachter, oder, was ärger ist, voll nie verstandener Sehnsucht. Allein in dem Herzen eines alten Junggesellen liegt nichts als die alte Theatergarderobe seiner gespielten Hauskomödien. Was bei dem weiblichen Geschlechte Schicksal ist, ist bei dem männlichen Schuld. Freilich ist es auch da nicht immer Schicksal, und viele Frauenzimmer, die zu sehr wählen, bedenken blos in ihrer Jugend nicht, daß die Mädchen wie die Bäume sind: je mehr sie in ihrem Frühlinge ausschlagen, desto mehr sehen sie im Herbste von sich abfallen.

Von den überflüssigen Hagestolzen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, gehen wir auf andere überflüssige Menschen über. Es ist in der neuesten Zeit viel über die Uebervölkerung der Welt gesprochen worden, und man fürchtet, daß es bald so viele Menschen geben wird, daß sie nicht alle Platz haben werden. Ein jeder Mensch sucht einen Platz. Es ist sonderbar, wenn man spazieren geht, so sieht man, daß unsere öffentlichen Plätze von den Menschen gar nicht besucht werden; sucht man aber einen öffentlichen Platz, so ist er gewiß schon doppelt besetzt!

Sonst jagt Alles im Leben nach Plätzen; sie werden einem stets angeboten, aber man bekommt sie nicht. Wenn ein Supplikant in Demuth kommt, um einen Platz zu bitten, so ist das erste, was er hört: „Nehmen Sie Platz!“ — „Ach,“ sagt der arme Supplikant, „das ist's ja eben, warum ich komme, ich nehme Platz, geben Sie mir nur Platz!“ Allein da wird ausgewichen, und

es heißt: „Stellen Sie sich an meinen Platz!“ Das würde der Supplikant recht gerne thun, allein es rührt sich Niemand von seinem Platz. Es geht mit unsern Plätzen, wie mit den vornehmen Gasthaus-Tischen, alle Plätze sind belegt, kein Platz ist recht besetzt!

Unsere Recensenten sind nicht so dumm, wie sie ausschauen, das heißt: wie sie schreiben. Wenn unsere Recensenten recht begeistert sind, wenn sie die Sprache in ihrer lieblichsten Blüte, in ihrer schwelgerischsten Schönheit erfassen, so sagen sie: „Herr Melampus füllte seinen Platz aus.“

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Es ist eine große Kunst, seinen Platz auszufüllen, und es gibt blutwenig Melampusse auf der Welt. Es ist eine noch unentschiedene Frage: „Ist der Mensch erschaffen worden, um einen Platz auszufüllen, oder ist der Platz erschaffen worden, um einen Menschen auszufüllen?“

Was ist der Unterschied zwischen einem Platz und einer Stelle? Um jeden Platz und um jede Stelle schlagen sich wenigstens Zwei, der Schwächere bleibt auf dem Platz, und der Stärkere bleibt auf der Stelle! —

In jeder Sekunde, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, wird ein Mensch geboren, in jeder Sekunde stirbt ein Mensch, oder wird gestorben; das Gleichgewicht würde also nicht gestört werden, wenn nicht andere Umstände eintreten würden. Wer bürgt uns dafür, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, daß nicht in der

Sekunde, wo ein schönes Mädchen stirbt, ein häßliches geboren wird; oder, daß nicht in der Sekunde, wo ein geistreicher Mensch stirbt, ein dummer Kerl geboren wird? —

Noch ein Mißverhältniß findet Statt; es werden nämlich mehr Mädchen als Knaben geboren. „Im Rheingau allein," sagt die allgemeine Zeitung, „wurden in diesem Jahre 5476 Mädchen mehr geboren, als Knaben." Das ist zwar sehr gütig und sehr liebenswürdig von der Mutter Natur, allein wenn diese Mutter ihre 5476 Töchter wird heranwachsen sehen, wird ihre Natur der Natter-Mutter viel zu schaffen machen.

Was aber noch ein großes Bedenken erregt, ist Folgendes: Man liest wohl in den Zeitungen manchmal: „Hier und da grassirt eine große Sterblichkeit!" Das ist ein Unglück. Allein keiner Zeitung fällt es ein, dann und wann das größte Unglück zu berichten, und zu sagen: „Dort und dort herrscht eine große Unsterblichkeit!"

Daß so viele Leute jetzt unsterblich sind, das kann dazu führen, daß am Ende zu viel Menschen leben werden. Wenn man unsere Zeitschriften liest, so erfährt man von so vielen unsterblichen Künstlern und Dichtern, daß man, wenn man im Gedränge Jemanden auf den Fuß tritt, ganz getrost sagen kann: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Unsterblicher!"

Alle Augenblicke hören wir von einem Menschen, der sich unsterblich gemacht hat; wo sollen also alle diese Menschen am Ende hin? Am Ende haben wir Sterbliche

vor lauter Unsterblichen keinen Platz! — Allein es ist doch ein Trost bei der Sache, nämlich, daß von 100 Unsterblichen gewöhnlich 99 Hungers sterben, und der Hundertste lebt nur davon, daß die Andern Hunger gestorben sind.

Die Unsterblichen haben nur ein Hilfszeitwort: „Sein", aber nicht das „Haben". Ihr Sein hört nicht auf, und ihr Haben fängt nicht an. „Sein oder nicht sein?" das ist die Frage; „haben oder nicht haben!" das ist die Antwort. Das Leben ist in der Zeit, und die Menschen sind fast wie die Zeitwörter. Sie werden eingetheilt in thätige und in leidende. Leider ist es im Leben der Fall, daß gerade die Thätigen zugleich die Leidenden sind, und oft muß der Eine leiden für das, was der Andere that. Wie es unter den Zeitwörtern Wörter gibt, die weder ein Thun noch ein Leiden anzeigen, Mittelzeitwörter, zum Beispiel: leben, so gibt es auch unter den Menschen viele, die nichts zu thun und nichts zu leiden haben, das sind die Mittelzeitmenschen, Menschen, die so viel Mittel haben, daß sie mit der Zeit gar nichts anzufangen wissen. Die Männer sind die regelmäßigen Zeitwörter, das heißt: Einer wird von der Frau so abgeändert wie der Andere. Die Frauen sind die unregelmäßigen Zeitwörter. Eine jede Frau oder Conjux muß auf eine andere Art conjugirt, das heißt: abgeändert werden. Die Frauen sind wie unregelmäßige Zeitwörter stets nur in der halbvergangenen Zeit einsilbig, nie in der

gegenwärtigen Zeit, und sie haben auch das mit den unregelmäßigen Zeitwörtern gemein, daß sie in der zweiten und dritten Person oft gern abweichen.

Es gibt nicht nur überflüssige Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, sondern auch überflüssige Zeitwörter und Zeiten. Wie überflüssig ist das Wort „gewesen"! Wie hängt sich dieses Wort gleichsam als Todtensense der Zeit an jede Empfindung an! Sie ist schön — gewesen, er ist reich — gewesen, ich bin jung gewesen! In dem Worte: „gewesen" liegt die höchste Moral der Zeit. Das Wort „gewesen" ist das für das Herz, was das Wort „gehabt" für die Tasche ist. Die Vergangenheit, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, das ist unser verlornes Paradies. Die Zukunft ist für die Phantasie, die Gegenwart für den Magen, und nur die Vergangenheit ist für das Herz. In der Vergangenheit liegen unsere Luftschlösser und unsere Gottesacker; aus der Vergangenheit blühen unsere Rosen, aus der Vergangenheit leuchten unsere Sterne, aus der Vergangenheit schlagen unsere Nachtigallen, aus der Vergangenheit winken unsere theueren Lieben, unsere vergrabenen Wünsche, unsere eingesargten Hoffnungen, unsere versenkten Entsagungen. —

Die Vergangenheit ist der Witwensitz der Seele, wenn die Gegenwart ihr abgestorben ist, und die Zukunft ihr keine freudige Verbindung gewährt. Jeder Mensch baut sich eine Hütte in der Gegenwart, ein Luftschloß in der Zukunft, aber eine Kapelle baut er sich nur in der

Vergangenheit, zu welcher er wallfahrtet, wenn Hütte und Luftschloß über ihm zusammenbrechen, und er sich hinsehnt mit nassen Augen und stummen Lippen auf den Gräbern seiner abgeschiedenen Freuden zu liegen und zu beten. Es gibt nur eine Gegenwart, die gut ist: die Geistesgegenwart. Mit dem Geiste hat der Mensch auch drei Zeiten, denn jeder Mensch glaubt entweder, er hat Geist gehabt, allein er ist durch unglückliche Spekulationen darum gekommen, oder er hat Geist, oder der Geist wird noch kommen! Das Letzte glaub' ich ganz gewiß. Jeder Mensch muß mit der Zeit geistreich werden, es erleben's nur nicht Alle, da sind sie nicht schuld daran, daß der Tod früher kommt als der Geist!

Es gibt einen vergangenen, einen gegenwärtigen, und einen zukünftigen Geist.

Wir sehen, wie der Geist der Gegenwart sich an dem Geiste der Zukunft schwer vergeht, das ist der zukünftig vergangene Geist; wir sehen, wie unsern literarischen Schriftstellern der Geist ganz vergeht, das ist der vergangene Geist; daß Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, durch diese gegenwärtige Vorlesung in der nächst nächsten Zukunft die Geduld längst vergangen sein wird, das ist mein gegenwärtiger Geist!

Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Die geistreichen Menschen gehören auch zu den überflüssigen Menschen. Die geistreichen Menschen sind jene Menschen, die mit dem Geist nicht ausreichen, um als Menschen

zu leben. — Sind die Poeten nicht überflüssig? Zu was soll ein Poet? Was ist ein Dichter? Der Nachtwächter der Natur, er schreit aus, wie viel es in der Natur geschlagen hat. — Wenn diese poetischen Nachtwächter nicht wären, die Menschen würden die ganze Natur verschlafen. Allein da kommen die Frühlingsdichter, diese jungen Hasen der Dichtkunst, die nur im Frühlinge gut sind, und schreien, das heißt: und singen, von dem nagelneuen Schauspiel der Natur: Frühling. Die Damen hören von einem nagelneuen Schauspiel der Natur, und fahren auch ins Schauspiel Natur, und sie kommen auch in dieses Schauspiel immer lange nach dem Anfange und machen auch da einen solchen Lärm, daß weder sie, noch das andere Natur-Publikum ein Wort vom Schauspiel hören können.

Unsere jetzigen Frühjahre sind wie unsere jetzigen Ehen, sie haben keine Mai- und Flitterwochen mehr, sie fangen gleich mit dem Donnerwetter an.

Den Dichtern geht es nun mit dem Frühlinge, wie jener kleinen Dorfgemeinde, die einen Rabbi nahm. Sie konnten den Rabbi, den sie nicht mehr anhören konnten, nicht los werden; was thaten sie? Die ganze Gemeinde zog sich weg. Unsere Dichter haben so lange gesungen, bis sich der Frühling aus der Natur ganz weggezogen hat.

Alle unsere Dichter singen von unglücklicher Liebe; sie lieben alle unerhört, das glaub' ich, sie singen auch unerhört! Wenn erst die Gegenstände alle singen könnten, die von Dichtern geliebt werden, da würden wir erst sehen,

was unglückliche Liebe heißt! Allein es ist gar nicht wahr, sie lieben sehr glücklich, sie sind wie die reichen Leute, wenn sie recht viel haben, so jammern sie. Weil Daphne zum Lorbeerbaum verwandelt wurde, als sie vor Apollo davonlief, so laufen alle unsere Dichter blos jenen Mädchen nach, die davonlaufen; das ist ihr laufender Lorbeerbaum. Die Liebe in unsern Gedichten ist eine Nachtwandlerin, sie klettert an den Wänden hinauf, als ob sie Zahnreißen hätte, sie wandelt auf den höchsten Höhen, nahe bei den Sternen, wenn man sie aber bei ihrem wahren Namen ruft, so fällt sie herab und ist maustodt.

Die Liebesdichter waren früher wie die Glasharmonika, sie spielten nur durch einen Händedruck; jetzt sind die Liebesdichter wie Orgelpfeifen, sie spielen nur, wenn sie mit Füßen getreten werden.

Die Dichter singen von der Liebe, das ist eine ausgesungene Leidenschaft! Sie ist wie eine alte Sängerin, Stimme hat sie keine mehr, blos Schule und Methode.

Die Liebe ist das Kind der Poesie, darum ist auch das Kind so schwach, weil es bei Wasser aufgezogen wird. Die Liebe lebt nur noch in unseren Gedichten. Das ist ein trauriges Leben. — Jeder Dichter macht sich ein Ideal, dieses Ideal gibt er nicht um eine Million hin, warum? Weil er sich eine Idee macht von einem Ideal, von einer Million aber kann er sich gar keine Idee machen. Ein Ideal bekommt man zuweilen auf Kredit, aber keine Million.

Und der Kredit, er ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann ihn brauchen im Leben,
Und sollt' er im traurigsten Fall,
Gar Zwanzig von Hunderten geben;
Doch wer auf ein Pfand nichts kann haben,
Der ist lebendig begraben.

Wenn die Dichter, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, ganz überflüssige Menschen sind, so giebt es andere Menschen wieder, die bis zu einem gewissen Punkt höchst nöthig, aber dann höchst überflüssig sind, im poetischen Schwunge nennt man sie — Gläubiger!

Bis sie, die Gläubiger nämlich, das Geld leihen, sind sie höchst nöthig; von dem Augenblicke an aber, wo sie es hergeliehen haben, sind sie höchst überflüssig. Warum heißen sie Gläubiger? Weil sie immer glauben, sie werden bezahlt.

Schiller aber sagt: „Ihr Glaube war ihr zugewogenes Glück." Es war aber ein Aberglaube, und sie müßten eigentlich Abergläubige heißen.

Was ist das ganze Schuldenmachen? Ein Bonmot, ein Wortspiel. Auf der einen Seite stellt man den Wechsel aus, auf der andern Seite stellt man die Zahlung ein, das ist die Bellankasterische Methode, oder der wechselseitige Unterricht. Wer aber die menschliche Dankbarkeit kennen lernen will, der soll für Jemand gut stehen. Der Dankbare wird ihn für das Gutstehen sogleich gut sitzen lassen! Das ist der festgesetzte Preis verbürgter Gerichte. — Endlich kommt es in der menschlichen Gesellschaft nicht darauf an, daß man keine

Rechnung schuldig bleibt, sondern daß man keine *Antwort* schuldig bleibt. Das ist der Sieg eines präsentirten Menschen über einen präsentirten Wechsel.

Unter die überflüssigen Menschen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, zählen wir noch die *Schriftstellerinnen.*

An der table d'hôte der Literatur sollen die Frauenzimmer mitsitzen, mitgenießen, die Gerichte mit zarter Hand herumreichen, aber sie sollen weder tranchiren, noch vorlegen. Die Frauenzimmer sollen die Menschheit *lieben*, nicht sie *zergliedern*, den *Menschen beurtheilen*, aber nicht *beschreiben*, die Liebe *empfinden*, nicht sie *schildern*, sie können auch Romane *spielen*, aber nicht *drucken* lassen. Die weiblichen Herzen sind Improvisatoren. Jedes Thema von Liebe, Tugend, Menschlichkeit und Zartheit wird von ihnen innig und gefühlvoll variirt; Liebe und Treue sind ihre Themata, die von den Männern *aufgegeben* werden. Aber Improvisationen muß man nicht *drucken* lassen. Jeder Schriftsteller soll Alles, was er *schreibt*, erst einem gebildeten, geistreichen Frauenzimmer vorlesen. Das weibliche Herz ist der einzige Richterstuhl männlicher Thaten; das weibliche Gefühl ist der einzige Richterstuhl aller poetischen Erzeugnisse. Ihr Erröthen ist die Feuerprobe, ihr Lächeln die Goldprobe, ihre Thränen die Wasserprobe der Wahrheit.

Der Mann muß erst ein Brennus-Schwert in die Wagschale werfen, um zu wissen, wo die Schale sich hinneigt; bei der Frau reicht ein Rosenblatt, ein

Sonnenstäubchen, eine versteckte Thräne zum Uebergewichte hin.

Die Empfindungen in dem Herzen der Männer sind nur Uebersetzungen aus dem weiblichen Herzen, die in der Uebersetzung viel verloren haben. In den Frauenherzen ist die Geschichte der Liebe, in den Männerherzen ist die Fabel der Liebe. In dem Frauenherzen ist die Treue eine neue Auflage derselben Liebe, in dem Männerherzen ist sie die gedehnte Fortsetzung der Liebe. — Das Frauenherz preßt selbst noch aus den abgefallenen Blättern der Liebe die Thränen der Erinnerung und das Oel der Freundschaft, das Männerherz aber wirft die abgefallenen Blätter der Liebe in eine Vase, um sein Zimmer zu parfümiren.

Darum sollen die Frauen richten über die Menschen und Empfindungen, und selbst über Bücher; aber sie sollen nur keine schreiben. Nicht nur die Menschen können ohne Schriftstellerinnen bestehen, sondern auch die Unmenschen, das heißt: die Buchhändler.

Die Männer schreiben Romane, die Frauen auch. — In dem Männer-Romane ist die Liebesgeschichte wie eine Cigarre; auf der einen Seite brennt es, und auf der andern Seite dampft es; dabei werden Gottlob die Cigarre und der Roman immer kürzer. In dem Frauen-Romane aber ist der Stoff wie ein Strumpf, er wird immer länger, von oben hinab; wenn Robert eine Masche fallen läßt, so nimmt Louise zehn Maschen auf und strickt jede Empfindung dreimal herum. Liebe ist

der Stoff zu allen Romanen; allein die Männer-Romane sind wie Männer-Garderoben, ein blauer Frack und ein schwarzer Frack, glückliche Liebe und unglückliche Liebe; aber die Liebes-Garderobe der Schriftstellerinnen hat alle Farben, schwarze Liebe, blaue Liebe, Rosa-Liebe, Ponceau-Liebe, Lila-Liebe, Chamois-Liebe u. s. w. — Sie verzehren in jedem Romane den ganzen Speiszettel der Liebe. Zuerst Liebe in der Suppe, dann Monatsliebe mit Butter, dann heißabgesottene Liebe, dann Liebe mit vol-au-vent, dann Liebe mit Parmesan, dann Liebe am Spieß gebraten, dann grüne Liebe mit Sellerie, dann Emmenthaler-liebe u. s. f. — Die Liebe in den Frauen-Romanen kommt mir vor, wie der Mond; alle Augenblicke ist Neumond, und es ist doch immer derselbe Mond, und es kommt immer zu demselben letzten Viertel.

Der Romanschreiber und die Romanschreiberin, Beide braten die Herzen ihrer Helden, aber der Schriftsteller bratet die Herzen wie Kartoffeln, er sammelt glühende Kohlen auf ihr Haupt, scharrt sie in glühende Asche ein und sieht sich weiter nicht um, bis sie ganz gebraten sind. — Die Schriftstellerinnen braten die Herzen wie die Kastanien; bevor sie sie in die Pfanne hauen, schneiden sie in die Herzen noch selbst hinein, und bleiben dabei, und schütteln sie über der Gluth, bis die Kastanien und die Herzen aufspringen. Bis diese Herzen aufgesprungen sind, ist der Leser auch schon aufgesprungen und läßt die Schriftstellerin mit ihren Personen allein. — Ein Frauen-Roman ist wie das Wasserglacis, ein Paar

braucht die Kur, und hundert laufen auf und ab und besetzen alle Bänke, aber am Ende finden sich die liebenden Herzen durch die Bank zusammen.

An die überflüssigen Menschen könnte ich noch eine Menge Dinge anreihen, die überflüssig sind, zum Beispiel: Affen. Seitdem die Klischnigge uns bewiesen haben, daß die Menschen vollkommene Affen sein können, sind in der Welt entweder die Affen, oder die Menschen, oder die Künstler überflüssig. Wenn das Kunst ist, daß ein Mensch ein Affe ist, so ist jeder Affe ein geborener Künstler. In der Kunst ist Alles von Wechselwirkung. Zuerst kam der Hund aufs Theater, dann kam das Theater auf den Hund! dann kam ein Wolf und heulte wie die dramatischen Künstler; dann kamen die dramatischen Künstler und heulten wie die Wölfe; dann kamen stampfende Rosse und machten Glück wie die ersten Kunst-Helden; dann kamen stampfende Helden und machten ein Roßglück; dann kamen die Affen-Theater und zeigten, daß die Kunst den Affen zum Menschen erhebt, dann kamen die Theater-Affen und zeigten, daß die Kunst den Menschen zum Affen erniedrige.

Daß der Mensch ein Aff' ist, das ist gar keine Kunst, da gibt es sehr viel Naturalisten unter den Menschen, und wenn ein Affe ein Künstler ist, so stehen die Haustheater künstlerisch sehr hoch! —

An diese überflüssigen Wesen schließt sich noch eine Gattung Kunstmenschen an, die auch überflüssig sind: „Die redlichen Finder", die so oft gebeten werden,

und so selten erscheinen. Ein redlicher Mann darf gar nichts finden, nicht einmal einen Gönner. Die „redlichen Finder" sind ohnehin nur eine Redensart, eine polizeiliche Schmeichelei. Wo sollen in unseren Zeiten die redlichen Finder herkommen, wo kein Mensch mehr etwas zu verlieren hat.

Es wird jetzt nur ein Ding auf der Welt verloren: die Prozesse. Das sind die redlichen Verlierer! Aber zu diesen redlichen Verlierern findet sich kein redlicher Gewinner. — Ein Prozeß ist das wahre Paradies, er wird auf dieser Welt nur verloren, aber nie gewonnen.

Ich könnte Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, noch Ausdrücke nennen, die überflüssig sind; zum Beispiel: Alle, die Sie so eben von mir gehört haben; allein ich fürchte, wenn ich fortfahre, müssen Sie fortgehen, wobei Sie freilich besser fahren, und wenn Sie sich entfernen, könnten Sie sagen: „Die Vorlesung gewinnt in der Entfernung." — Ich schließe also, indem ich Ihnen, meine freundlichen Hörer und Hörerinnen, für Ihre edelmüthige Theilnahme, für den überflüssigen Beweis, daß kein Mangel an Menschheit hier herrscht, danke, tiefbewegt und innigst danke, im Namen der Menschheit, im Namen des Himmels, im Namen der unglücklichen Familie, und sollten Sie diese Vorlesung eine „unglückliche Vorlesung" nennen, so sind Sie nicht sicher, daß ich nicht sogleich noch ein Concert ankündige: „Zum Besten einer verunglückten Vorlesung."

Salaterien,

oder:

Humoristischer Essig und Oel.

Meine Sterne.

Sie war so schön mit ihrem langen, schwarzen, aufgelösten Haar! — Die letzte Sommernacht war dieses Mal so schön! Sie ließ die langen, dunklen Locken reich herabflattern, als wollte sie ihr Kind, die Erde, einwickeln in diese gesponnene Seide, und als wollte sie die Welt überdecken mit dem Isisschleier des dunklen Gespinnstes! Die geisterbleichen zarten Finger der Dämmerung spielten durch die herunterwallenden Fäden. Tief im Horizonte leuchtete der Mond an der Stirne der Nacht, wie ein goldenes Regarde-moi; vor dem Monde her tanzten tausend Sterne, um ihn wie Brautjungfern heraufzuführen in das bräutliche Himmelbett; der klare Abendstern lugte durch die Finsterniß wie das Auge der Liebe durch dunkle Augenwimpern, und die Milchstraße durchzog wie eine Guirlande weißer Rosenknospen die schwarzen Locken der entkleideten Nacht.

Ich hab' ihn so lieb, den blassen Witwer Mond, wenn er jede Nacht so traurig um die Erde, wie um das verhüllte Grab seiner Liebe herumwandelt; wenn er durch zerrissene Wolken schreitet, den feuchten Blick auf die Erde gerichtet; wenn er bleich und still immer fortschreitet, und dennoch jedem Glücklichen und jedem Unglücklichen freundlich in das Antlitz lächelt; wenn er am Tage sich mit seinem Schmerz verbirgt, und wenn er mit jedem Schmerz am Abend wiederkehrt.

Auch in dieser Nacht war ich mondsüchtig zu ihm hinausgegangen in den Prater; ich kam aus einer fröhlichen, rauschenden Gesellschaft, und gerade in und nach festlichen Stunden hält mein Herz fast immer einen stillen und geheiligten Aschermittwoch; gerade in den großen und rauschenden Macbeths-Tafeln der Freude taucht eine große Wehmuth, wie Banquo's Geist, in meinem Wesen auf, und zeigt auf eine leere Stelle in meinem Herzen und ruft: „Dorthin schau!" Ja, während der Mensch alle fünf Pforten seiner Sinne weit aufgesperrt, um die Freude und die Geselligkeit und das Vergnügen mit ihren rauschenden Geleiten einziehen zu lassen, stiehlt sich unbemerkt die Wehmuth mit ein, und versteckt sich in ein Herzenswinkelchen, und wartet, bis die lärmenden Gäste wieder abgezogen sind, und dann tritt sie hervor und geht mit leisem, aber schmerzlichem Schritte in dem Herzen auf und nieder! Gerade in dem tönenden Schilf und in den dichten Freuden-Gebüschen wohnt der Nimmersatt einer dunklen Sehnsucht, und gerade

von dem Lärmen und Tosen erwacht der eingeschlummerte Schmerz in unserer Brust und klammert sich fester und schmerzlicher an uns an! Der Nachklang eines großen Jauchzens tönt fast in jedem empfindsamen Herzen, welches einmal einen großen Schmerz erlitt, wie ein langer verhallender Seufzer aus!

So ging ich denn auch mit einem bittersüßen Weh in die Unermeßlichkeit der Nacht hinaus, die freudig still war, wie ein selig Sterbender; die ganze Natur war so klar und so rein, die Luft bewegte sich und wallte so freundlich, wie ein Menschenherz sich hebt und bewegt, wenn es eben eine schöne Handlung begangen. Ich sah hinauf zu dem Sternenhimmel, denn hinter jedem Sterne sieht der wahrhaft gute Mensch noch einen zweiten, und einen dritten, und zuletzt seinen eigenen. Ich sah empor, um meinen Schmerz milde werden zu lassen unter dem Handauflegen der Nacht, und mich besser mit ihm bekannt zu machen, und so recht weich und warm an die Brust zu nehmen, und mich mit ihm allein und einsam auszusprechen, um ihn so recht kennen zu lernen, wie man es thun muß mit Jemandem, mit dem man von nun an Hand in Hand wandern muß bis zur letzten Grube von allen uns gegrabenen Gruben! —

Ach, wenn wir es nur einmal wissen, daß ein Schmerz, daß ein Unglück für ewig unser ist, dann richten wir uns darauf ein, und schließen einen stillschweigenden Jammer- und Resignations-Contract mit ihm; aber die kleinen Zwischenfälle von Licht, die in die Kerkernacht des

Unglücks hineindringen; die kleinen Interims-Hoffnungen zwischen den Augen einer großen Hoffnungslosigkeit; die kleinen, winzigen Erquickungen und Selbsttäuschungen während eines fortdauernden Schmerzes, diese sind es, die den Muth zerfressen und das Herz entnerven, und die Entsagung grausam zerfetzen und zersprengen, so wie eigentlich nicht der grimmige Frost das Fensterglas zersprengt, sondern in den frostablockernden Zwischenmomenten von Wärme und Gluth kracht die dünne Scheibe entzwei!

Ich aber saß vor dem herabgelassenen Gitter der Nacht und sie sah mich aus ihrem dunkelfarbigen Schleier traurig milde an, und sprach sanft und tröstend: „Leidendes Herz, ich will dir senden Tröster-Sterne, daß sie dich aufrichten und stärken, und kräftigen und ermuthigen zur weiten Fahrt deines dunkel überbauten Lebens!" Und durch die herabstäubende Finsterniß flimmerte ein heller Stern hernieder, und umzog mich mit bunten Strahlen und sprach: „Ich bin das Glück!"

„Tröste dich, ich bin das Glück; ich will den goldenen Teppich des Lebens vor dir ausbreiten, dir den Freitisch des Daseins beladen mit allen Schaubroten des Vollgenusses; dein lichttrinkendes Auge will ich gewinnen mit den buntesten Farben und mit dem lieblichsten Schmelz jeder Gestaltung; dein tondurstendes Ohr will ich vollgießen mit den üppigsten Klängen, mit den weichsten, girrendsten Tönen; die Ahnung deiner Wünsche will ich in Erfüllung bringen, bevor sie noch träumend deiner

Brust sich entrungen, und jede Stunde deines Daseins will ich schmücken mit reichen Gewändern und Edelsteinen und kostbaren Gewürzen, wie eine Braut des Orients zur hochzeitlichen Feier!"

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß ab von mir, flimmerndes Bild! eitles Glück! trügerische Malerin, die du alle Wesen mit leerem Scheine überkleidest; Gauklerin! dahintanzend auf dem schwanken, schmalen Seile des Zufalls; eitle Komödiantin, herausgeputzt mit Theaterkronen und Rauschgold-Lorbeer, und mit Dekorations-Malerei den Fernen betrügend; laß ab von mir, ich greife nicht in deine Regenbogenfarben, die in leeren Wasserblasen abtropfen; deine Gaben mußt du ablegen an den fünf Sinnespforten des Menschen, aber sie dringen nicht in den heiligen und hochgewölbten Dom des Herzens! Laß ab!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen!

Da trat ein zweiter Stern zu mir her und sprach: „Ich bin der Ruhm; ich will die Schläfe dir umziehen mit dem Reif des grünen Lorbeers; deinen Namen will ich legen auf die Zungen der Milliarden der Nachwelt; dein Andenken will ich als Votivtafel aufhängen in dem Tempel der Geschichte."

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß ab von mir, du eitler Wolkentreter; du Seifenblasenhändler! der du des

Lebens blüthenreichen Baum und seine fruchtbeladenen Aeste vergüten willst mit einem Kranz aus dürren Blättern, du Galakleid der irdisch eitlen Seele; dein trockner Glanz labt nicht die lechzende Empfindung und das Herz, das nach einem andern Herzen sehnend ringt! Laß ab!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen.

Da trat ein dritter Stern zu mir heran und sprach: „Ich bin die Phantasie. Ich will eine eigene Welt dir erschaffen, dir anheimgeben zur eigenen Schaltung. Ich will dir diese Welt zusammensetzen aus den Farben der Iris, aus den Düften der jungfräulichen Rose. Zu den Bergen dieser Welt will ich nehmen den Hybla und den Montblanc; zu den Thälern das Tempe- und Chamouny-Thal; zu den Seen den Comer-See und den Genfer-See; zu den Weinbergen die Ungar-Berge und die Tokayer-Hügel; zu den Fluren den Rhein-Gau und Saragossa's Ebenen; zu den Wäldern Italiens Olivenhaine und Hesperiens Gebüsche; zu den Grotten Vaukluse und Montmorency; zu den Inseln Capri und Rügen; zu den Bädern Nizza und Ischia; und diese Clavierauszugs-Welt will ich dir überbauen mit Spaniens Himmel, mit Grönlands Abendröthen und Nordlichtern, mit Mondschein-Regenbogen und flatternden Lichtern; und die Morgenröthen dieser Welt will ich dir weben aus dem Purpur der jungfräulichen Wange, wenn die Scham der Liebe sie musivisch übergoldet; und diese Welt

will ich dir bevölkern mit Carlo=Dolce=Gestalten und Jean=Paul=Titanen; und die Wälder und Büsche will ich dir vollsiedeln mit Nachtigallen, mit hochjubelirenden Lerchen; und über diese Welt will ich dir eine unendliche Aeolsharfe ziehen, damit jeder Hauch des Herzens, jeder irrende Seufzer in ihren Saiten fortspiele, wie eine unsichtbare Geisterhand, und du, du sollst in dieser Schöpfung herrschen, ein unumschränkter König, zauberhaft, und alle ihre glühenden Blumen pflücken, und sie winden um deine glückliche Schläfe."

Ich sah den Stern an, mein Herz blieb unbewegt und verschlossen, und ich sprach: „Laß ab von mir, du bunter Kolibri, du Paradiesvogel, der nicht Fuß faßt auf dieser Erde. Die Zeit kommt, die allgewaltige, die höhnende, die stillverschluckende und ziehet leise dir eine bunte Feder nach der andern aus, und sie zerdrückt eine schimmernde Glasperle nach der andern, und sie wischt mit ihrem Stundenglase die zauberische Gluth von deinen Wangen, und wenn das mattere Blut träger durch mein Geäder treibt, sinkt dein Schmetterlingsfittig nieder, und der erste Schnee, der mein Haupt beschneit, überschneit deinen Montblanc und deine Tempe, und deine Capris, und der adlerbespannte Phaeton der Phantasie schleppt sich als unhörbarer Schleifschlitten durch die frosterstarrte Schöpfung! Laß ab!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen! Und es trat ein anderer Stern zu mir und sprach: „Ich bin die

Hoffnung, die reizende Gespielin des Herzens, des Lebens Morgen- und Abendroth; ich male Elysium auf Kerkerwände; ich zeige dem zerbrochenen Auge paradiesische Welten; ich gieße balsamische Tröstung in die Seele der Leidenden; ich baue goldene Tage in die Nacht der Kummervollen; ich sage zum Schmerz: „Sei fröhlich!“ und zu dem schlaflosen Auge: „Schließ dich in Frieden!“ ich fülle die brennende Zähre mit labender Kühle; ich bestreue das Lager der Kranken mit dem tröstenden Lotus, und ich berühre die unglückliche Liebe mit dem Geisterkusse einer blumenüberbauten Zukunft!“

Ich aber sprach: „Laß ab, du rührst und bewegst mir mein Herz nicht! Wohl magst du sein ein Lichtstrahl dem finstern Herzen; ein Karmel-Thau der welkenden Sehnsucht! eine süße Hora der leidenden Seele; eine Lotusblume auf dem Grabe des Glückes und eine perlende Thräne auf dem gebrochenen Herzblatt unglücklicher Liebe! Aber dein Reich, allgewaltige Hoffnung, sinkt zusammen, und dein Zauberstab verzundert, und deine Magie zerrinnt, und alle deine Tröstung wird Ohnmacht an einem Herzen, welches seines Lebens frischen, rothen Quell, seiner Pulse geheimstes Leben und seines Wesens tiefste Regung in unendlicher Liebe gesetzt hat an ein anderes Herz, und dieses Herz hat es getäuscht, und sein Aufzittern in inniger Liebe hat getäuscht, und sein warmer Herzensschlag hat getäuscht, und sein Schwur hat getäuscht, und alle die tausend und abermal tausend süßen, heißen, herzinnigen, liebedurchwebten, liebedurch-

wirkten Stunden der Betheuerungen haben getäuscht! dann, dann, du thörichte Hoffnung, dann stehst du da vor dem Herzen, dessen Resonanzboden zersprungen, und willst einen Ton hineinlügen, dann stehst du da, eine ausgehöhnte Närrin, dein Zauber ist gebrochen, abgetropft dein Schimmer, denn dem Herzen, dessen Wurzeln von Täuschung zerfressen, dem kannst du nichts mehr bieten; dem Herzen, das von einem andern Herzen um das Heiligste, um das Vertrauen betrogen wurde, dem kannst du nichts mehr geben. Laß ab, arme Hoffnung!"

Da zerfloß die Erscheinung, der Stern schoß durch die Luft und verschwand im Niederfallen.

Da trat ein anderer Stern her und sprach: „Tröste dich, ich bin die Religion! An meinem Busen ist Trost, in meinem Arme ist Ruhe, in meinem Kusse ist Frieden. Laß nur auszucken dein zerissenes Herz; laß austönen deine Lippen die Passionslieder deiner Seele; laß dein Auge ausleeren seine schneidenden Krystalltropfen und die Tropfsteine des ätzenden Kummers; laß von dir ausglimmen und abflackern die Augenblicksfronte der täuschenden Feuerwerke und dann, wenn das Unglück, der Schmerz, die Bosheit, die Täuschung, die Erfahrung, diese geschäftigen Kammerdiener der Seele, dich entkleidet haben von allen irdischen Freuden und Erwartungen, dann werfe dich an meine Brust, in meine Mutterarme und ich will dich wie einen Neugebornen weich einwickeln in Trost und Liebe. Komm zu mir, ich bin ja selbst die Liebe, die einfachste, und darum die höchste Liebe, und alle Liebe

auf Erden ist ja nur ein Abfall meiner Liebe! Ich bin Liebesanfang und Liebesfortdauer ohne Liebesende. Nur bei mir ist die Stiftshütte der Ruhe, nur bei mir die Bundeslade des Friedens; ich allein gieße die heilige letzte Oelung in dein sturmbewegtes Herz; komm' in meine Arme!"

Da zog ein Frühlingshauch durch meine Brust, und es war mir, als löste ein warmer Odem die Eisdecke von meinem Herzen, und die neuerwachten und entfesselten Ströme und Bäche der Empfindungen rannen und rieselten aus meiner Brust wieder freudig hinein in das Leben, und klangen und sangen ein freudig Gebet hinein in die rosenrothe Schöpfung.

Frühlingspräludien.

»Commo gentle spring, and from the Bosom
Of you dropping cloud in our plains descend.«

Der Frühling kommt! Er hat die phlegmatische Luft, die milchartige, zerrissen, und nach ihm stürzt sich der blaue Aether durch den Riß hernieder, und fällt der Erde liebewillig und inbrünstig um den Hals, und der liebe Himmel lacht wieder, und aus seinem zarten blauen Auge schaut er hernieder und freut sich, daß die Erde erwacht.

Der Frühling kommt! Alle meine Sinne gehen ihm jubelnd entgegen, beladen mit Geschenken, und sie hängen sich an ihn, wie Kinder an einen rückkehrenden Vater, und sie fragen, was er denn mitgebracht hat, und durchsuchen seine Taschen, und der Frühling lächelt, und kost mit meinen fünf Sinnen und sagt: „Seid nur ruhig, liebe Kinderchen, ich habe euch Allen was mitgebracht, laßt mich nur erst auspacken alle meine tausend bunten Dinge und alle die glänzenden Geschenke; ich werde euch dann den ganzen Erdentisch voll damit bedecken wie an einem Christabend, und ihr werdet lauter blühende Christbäume und Bescherungen erblicken!“

Der Frühling kommt! Die Luft wird würzig und lau wie der lange Kuß der sichern Liebe, der Himmel schwimmt in einem durchsichtigen Flore, wie das Auge der süßen Gewährung; zwischen den Schneegipfeln ferner Berge flattern blaue Luftbänder herein, und die große Frühlingsfeier schüttelt in meinem Herzen alle riesigen Wintergehänge ab, und der Bach der Lebensfreude rinnt und klingt durch alle meine Pulse, und in allen Winkeln meiner Brust werden Nachtigallen wach, und all' mein Blut in meinen Adern singt rothe Jugendlieder und mein Geist treibt Knospen; und Lust und Keckheit sprengen und strotzen aus diesen Knospen hervor an das Mutterlicht des Lebens, und die fülligen Blumen des dreifachen L, Leben, Liebe und Lied, schießen lebensroth und blätterüppig in mir auf, und bauen in mir auf, und bauen in mir einen Frühling im Frühling, ein Herzenstempe im großen Naturtempe!

Der Frühling kommt! Ich komme mir viel besser vor, ich habe mich viel lieber, ich bin so leicht, so froh, ich glaube ordentlich, ich wäre um einen Kopf gewachsen, und was die Hauptsache ist: die Philister sind mir unausstehlich! Im Winter, ich weiß nicht, wie es kommt, im Winter betrachtet man die Philister viel freundlicher, sie kommen einem in der zähen Stubenluft so ziemlich leidlich vor. Auf Bällen, in Concerten, Picknicks, Abendgesellschaften, und in allen diesen Gewächshäusern des Philisterthums, da gewöhnt man sich ordentlich an sie. Ein Mensch in einem Pelz, in einem

Mantel und in einer Mütze wird schon selbst ein Stück Philister.

Aber im Frühling, wenn man so hinausgeht und sieht, wie unser Herrgott auf allen Wegen und Stegen weise wirthschaftet, wie Alles fröhlich dabei durch die Welt singt, und das Haus beschickt, und wie alle Bäche klingen, und die Wässerlein ihre Mieder ausgezogen haben, und in den lieben Tag hineinplaudern, und wie die Bäume die Aeuglein aufthun und mit den Sonnenstrahlen liebäugeln, und wie die Gräserchen so schnippisch wohlig aus der Erde gucken, und aus ihren Zellen schlüpfen, und wie die Vöglein zwitschern, und wie die Luft so laumilde ist wie der Odem der Liebe, und wie vor dem Geläute der Blumenglocken die Kobolde in unserer Brust Reißaus nehmen, und wie die heilige Natur alle Teufel aus uns herausbeschwört, und uns füllt mit allen lichten Engelein des Lebens und der Liebe, und wie unser Wesen schwimmt in Poesie, und diese über uns ihre lauten Fluthen zusammenschlägt wie über einer Taucherglocke, dann vergessen wir Alles in und um uns! Da ist er denn endlich wieder! Fenster, Thüren und Herzen öffnen sich, und Alles strömt ihm entgegen, die Menschen aus den Häusern und die Gefühle aus der Brust möchten ihm entgegen laufen, damit er ja nur geschwinder komme. Dann, wenn er da ist und da steht an allen Wegen mit seinen Blumenkörben, als sollte der Herr der Schöpfung in seinem Glanze vorüberziehen, und er wolle ihn festlich empfangen, und auf beiden Seiten am Wege stehen die

blühenden Gebüsche und die duftenden Gesträuche, und die herausgeputzten Bäume, als wollten sie ausrufen: „Erhebt euch, ihr laubgekrönten Häupter und ihr jungfräulichen Blüten, denn der Herr zieht einher in seiner Herrlichkeit!"

Dann bücken sich die Gipfel der Bäume in Ehrfurcht, und die Blätter besprechen sich demüthig untereinander, und die Gräser gucken neugierig aus der Erde heraus, und die Blumen neigen anbetend ihr Haupt, und durch alle Zweige rauscht ein freudiges Hallelujah dem Schöpfer entgegen, der daher kommt in seinem Krönungsmantel mit Blütenhermelin und Rosenpurpur!

Ach, lieber Leser! ist es dir nicht, wenn der Frühling wiederkommt, als käme dir ein alter, lange nicht gesehener Freund wieder zurück, und du stürzest dich an seine Brust, bist so recht selig und recht still. Du hättest zuvor so recht viel mit ihm zu plaudern und zu schwatzen, aber du bist doch still, denn du weißt nicht, wo du beginnen sollst, es drängt sich so Alles auf einmal dir auf die Lippen, und doch kannst du nicht sprechen, bis so nach und nach du lang mit ihm wandelst Arm in Arm, und nun kommt eine Erinnerung nach der andern, und eine Freude und ein Schmerz der Vergangenheit kommt hintereinander, und ihr lebt sie alle noch einmal wieder durch! So ist es mit dem Frühling, wenn er nun kommt, da fliegen wir an seine Brust, und es ist uns so wohl und so wonnig, und wir hätten dem Frühlinge so viel zu sagen und zu klagen, ach, so viel

von dem vergangenen Winter, von den überschneiten Herzen, von den erstarrten Blüten und von den frosttodten Blumen. Aber wir schweigen noch; nach und nach jedoch gehen wir mit dem Frühling immer länger um, und gehen mit ihm zurück in die früheren Frühlinge und in die Vorfrühlinge unseres Lebens, und da schlüpft denn eine Rückerinnerung nach der andern aus dem Architrave der Vorzeit heraus, und leistet uns Gesellschaft und mischt sich traulich in unser Gespräch! Dann gehen wir an der Hand des Frühlings herum in seiner Luftpflanzung, und jede neue Blumenstelle erkennen wir wieder, und um diese Blumenstelle gaukelt der Schatten eines entschwundenen Glückes, den uns die Blumenstelle im vorigen oder vorvorigen Jahre gewährte; und jeder stille Laubgang ruft uns zu: „Denkst du noch daran?“ und jedes Rosengebüsch ist bevölkert mit Geistern der Erinnerung, welche rufen: „Denkst du noch daran?“ und in dem frischen Säuseln der Blätter tönt uns wieder zu der Refrain früherer Liebes- oder Leidenslieder und ruft: „Denkst du noch daran?“ — und der geschwätzige Bach murmelt uns halbvergessene Melodien zu und ruft: „Denkst du noch daran?“ und die jungen Zweiglein scheinen mit dem Finger zu drohen und zu rufen: „Denkst du noch daran?“ und aus den Aesten gucken die klugen Aeuglein der befiederten Sänger, und diese bekannten Aeuglein scheinen zu fragen: „Denkst du noch daran?“ So ist der Frühling nur ein großes Auferstehungsfest aller früheren Frühlinge mit ihren Wonnen und ihren

Schmerzen; ein Allerseelentag, der die Gräber unserer versunkenen Hoffnungen und die eingefallenen Leichenhügel unseres Glückes und unserer Wünsche mit seinen Blumen und Immergrün, mit seinen bunten Frühlingslampen und Glühwürmchen überbaut! So komm' denn, o Frühling! Mein Herz ist ein frisches Grab, es liegt eine theuere, heißgeliebte, schmerzlich beweinte Leiche in diesem Grabe; ich habe ihr unter Thränen und herzzerreißendem Ach! die freundlichen Augen zugedrückt, und sie mit stillem Kummer eingesargt in die öde Kammer meines Herzens. So komm' denn, Frühling! und besuche mit leisem Schritte dieses Grab, und lege deine grünen Reiser darauf, bedecke es mit dem Weihwasser deines Frühlingsthaues, wehe es an mit deinem sanften Odem, bis einst an jenem letzten Erden- und ersten Himmelsfrühling die Leiche der Liebe frisch emporblühen wird zum Leben, das keine Leichen mehr zurückläßt.

Kleines
Toiletten-Büchlein des weiblichen Herzens.

Man hat Dir, meine holde Leserin, schon viele Toiletten-Büchlein geboten, Toiletten-Büchlein des Leibes und Toiletten-Büchlein des Geistes, aber noch nie ein Toiletten-Büchlein des Herzens!

Man ist von Deiner Jugend an, meine holde Leserin, damit beschäftigt, Deinen Körper zu pflegen, zu warten, zu verschönern, groß und gerade zu richten, man hält Dir Tanzmeister und Reitlehrer u. s. w., man ist auch damit beschäftigt, Deinen Geist zu bilden, Du verstehest Musik und Sprachen, Blumenmalen und Singen, Geographie und Geschichte. Man putzt Deinen Körper heraus wie einen Weihnachtsbaum, und behängt ihn mit tausend bunten Dingen und abflackernden Lichtern, auf daß die unverständigen Menschenkindlein nach seiner Bescherung die Hände ausstrecken sollen; man putzt Deinen Geist heraus wie ein Schmetterlings-Cabinet, damit er schillere und glänze mit seinem angeflogenen Fittigschimmer und mit seinem Farben-Gaukelspiel das Auge Dir blende, das kurzsichtige; aber man putzt Dein Herz gar nicht heraus, man bildet, man erzieht es nicht;

Dein Herz ist das Aschenbrödel der beiden Schwestern Körper und Geist; Körper und Geist werden allen Freiern auf dem Präsentir-Teller vorgeführt mit allen Schlittengehängen und mit allem Krimskrams der eitlen Gegenwart, aber das Aschenbrödel-Herz bekommt man nicht zu sehen, das Herz bleibt in grauer Unanscheinlichkeit zu Hause am Kamine, während Körper und Geist ihre Künste zeigen müssen!

Und doch, meine holde Leserin, was nützt dem weiblichen Wesen alle Schönheit des Körpers und des Geistes, wenn das Herz nicht schön ist? Der Körper zieht an, der Geist nimmt gefangen, aber festhalten den Gefangenen, für die Lebenszeit festhalten, das kann nur das Herz. Was nützt es, wenn Euere Gestalt ist füllig und üppig, wie die Weizenähre des Banats, und Euer Herz ist leer und hohl, wie eine taube Nuß? Was nützt es, wenn Euer Gesichtlein ist schneeflockig und weiß wie der Silberschaum des Meeres am stillen Gestade, und Eure Wänglein sind lieblich und rosig, wie die glühende Lippe der Abendwolke, wenn der Tag scheidend sie küßt, und Euer Herz ist voll von häßlichen Muttermalen und Leberflecken und bleichsüchtigen Streifen? Was nützt es, wenn Euer Ohr in zehn Sprachen vernehmen kann das Wort der Leichtfertigkeit, und Euer Mund in zehn Sprachen erwiedern kann die Rede des Leichtsinns, und Euer Herz nicht versteht seine einfache angeborne Muttersprache: die Sprache der Herzen, und Euer Herz ist wie ein Taubstummer, und nicht hört die Töne des

Gefühles, und nicht spricht die Worte der Empfindung? Was hilft es, wenn Euere Hand vermag auf die Leinwand zu hauchen die süßesten Landschaften, überbaut von zauberisch verglühenden Himmeln; wenn Eure Hand vermag künstlerisch einzunähen und einzusticken glühende Blumen, die mit Feuer-Augen uns anfunkeln und zublinzeln, und wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein häusliches Stillleben mit seinem einfach ewig klaren Himmel um Euch hervorzurufen, wenn Euer Herz hingegen nicht vermag, ein einziges kleines Blümchen der Freude, der reinen Tugend der Liebe einzusticken und einzunähen in den Goldgrund eines andern menschlichen Herzens? Was nützt es, wenn Eure zehn Finger wie magische silberne Schlüsselchen aufschließen das Zauber-Reich der Töne und aus demselben heraufbeschwören die leichtbeflügelten, tonbeschwingten Geister aller Harmonien und Euer Herz nicht anzuschlagen vermag einen einzigen Accord auf der myriaden-besaiteten Claviatur der Gefühle und keinem andern Herzen zu entlocken vermag einen verschwisterten Laut? O, meine holden Leserinnen, wenn Ihr so ausgerüstet seid mit den blitzenden Waffen des Geistes und mit der blankgeputzten Glanzrüstung des Körpers und innen aber fehlt das Herz, das belebende, herrliche, göttliche Herz, dann seid Ihr schön und vergnüglich anzuschauen und anzugaffen in den Rüstkammern und in den Zeughäusern der Gesellschaft und der Salons, aber Ihr seid nicht in die Arme zu schließen, man kann die fühlende Brust nicht legen an Euer überpanzertes

Außenwerk, und dem Herzen schlägt aus diesem blanken Waffengebäu kein innewohnendes Herz entgegen, welches freundlich: „Herein!“ ruft. Glaubt mir, meine freundlichen Leserinnen: Körper und Geist machen die Zange, mit der man die Männer anfaßt, und freilich wollen wir Männer auch hübsch gefällig und sanft angefaßt sein. Freilich ist es auch hübsch, wenn diese Anfaß-Zange hübsch fein gearbeitet, aus silbernem oder güldenem Stoff ist; allein das Herz, das ist die traute heimliche Jelängerjelieberlaube, in welchem Ihr die Männer für ewig behalten wollt; das Herz ist das Museum der Liebe, in welchem Ihr die Männerherzen für immer aufstellen wollt; darum müßt Ihr trachten, dieses Museum zu heiligen und in reiner Weihe zu erhalten, in sittiger Stille und Ruhe; müßt an diesem Herzens-Museum nicht Fensterchen und Guckläddchen ringsum anbringen, sondern das Licht muß von oben, vom Himmel, hineinfallen; die Wände Eueres Herzens müssen nicht mit eitlem Schnitzwerk und von glänzenden Fresken überdeckt sein, sondern von den gediegenen Haut- und Bas-Reliefs und den getriebenen Wappenbildern des wahren Herzensadels, und von dem schweren, seidengleichen Goldstoff der Tugend.

Ach ja, meine lieben Leserinnen, Mütter und Erzieherinnen, thun genug für den Körper ihrer Töchter, zuviel für den Geist, aber nichts oder sehr wenig für ihr Herz! Auf Alles nehmen sie mehr Rücksicht, als auf das Herz! Wenn der Körper eine schiefe Richtung bekommt, da wird lamentirt und um den Arzt geschickt,

und Luftbetten und Zwangmieder angeschafft; aber wenn das Herz eine schiefe Richtung bekommt, das merkt die Mutter nicht einmal! Wenn das Töchterchen die Stirne kraus zieht, da legt die Mutter die Hand darauf und fragt: „Was fehlt Dir, Töchterchen?“ Wenn sich aber das Herz der Tochter krampfhaft und schmerzlich zusammenzieht, darnach wird nicht gefragt! Bei Tische, an großen Tafeln, da sagt die zärtliche Mutter hundertmal: „Ach, liebes Kind, verdirb Dir den Magen nicht!“ aber sie führt sie in frivole Zirkel, an den Freitisch der großen Welt, und sagt nicht: „Ach, liebes Kind, verdirb Dir das Herz nicht!“ Und der Magen braucht doch weniger Sorgfalt, als das Herz, denn der Magen wirft, wie der gesunde Humor, die schlechten Stoffe selbst heraus, aber das Herz nimmt die schlechtesten Stoffe am liebsten auf, und treibt sie in Saft und Blut schnell herum. Einem überladenen Magen kann man zum Brechen eingeben so vielmal man will, aber das Herz, ach das Herz bricht nur einmal, dann ist es aus!

Darum, meine holden Leserinnen, ich bitte Euch, bekümmert Euch mehr um die Toilette Eures Herzens! O, es gibt auch für die Herzens-Toilette schöne, elegante Putzwaaren! Bänder und Kettchen, und Ringe und Schleier u. s. w., als da sind: das Band der Liebe und der Freundschaft; das Band der Eintracht; die goldene Kette weiblicher Pflichten: der Schleier der Züchtigkeit und der Gürtel der Scham, der Mantel der Nächstenliebe, die Perle der Tugend, der Krystall der lautern

Empfindung und der kostbare Solitär der einzig beseligenden Religion! O, seht, wie reich, wie glänzend, wie herrlich diese Bijouterien für die Toilette Eures Herzens daliegen; greift zu, Euch damit zu schmücken, die drei schönsten Zierden des edlen weiblichen Herzens sind stets bereit, Euch zu verschönern, die drei himmlischen Herzenszierden: Religion, Liebe und Tugend.

Ich kann Euch weiter, meine freundlichen Leserinnen, nichts sagen, als wiederum, wie ein weibliches Herz eigentlich sein soll, und wie es zugleich nicht sein soll; Ihr habt den Talisman bei Euch, der es dazu machen kann.

Ein weibliches Herz soll sein wie ein Kirchhof, es soll von Allen, die darin wohnen, nichts als Liebes und Gutes sagen; und wiederum soll es nicht sein wie ein Kirchhof, es soll nicht sogleich Gras wachsen lassen über die Theueren, die es einschließt. Ein weibliches Herz soll sein wie eine Glocke, die Freuden und Leiden seiner Mitmenschen sollen darin gefühlvoll wiederklingen; und es soll wiederum nicht sein wie eine Glocke, es soll nicht von jedem kleinen Riß, den das Schicksal hineinreißt, verstimmt und unklar werden. Das weibliche Herz soll sein wie ein Schiff, gerade wenn der Sturm des Lebens am stärksten tobt, soll es auf der hochgehenden Welle emporgetragen werden zum Himmel; und wiederum soll es nicht sein wie ein Schiff, es soll nie verschlagen sein und nie flott werden. Ein weibliches Herz soll sein wie ein gutes Bildniß, die Zeit soll seine

etwas zu grellen Farben mildern und immer weicher und gefälliger machen; und wiederum soll es nicht sein wie ein gutes Bildniß, es soll nicht Jeden, der es ansieht, wieder anzusehen scheinen. Das weibliche Herz soll sein wie eine Schwalbe, so häuslich, so fromm und heimisch; und soll wiederum nicht sein wie eine Schwalbe, es soll uns nicht entfliehen, wenn der Herbst naht, und nicht in den Winterschlaf gerathen. Das weibliche Herz soll sein wie die heilige Schrift, so voll vom Worte Gottes und so einfach und so ewig milde; und es soll wiederum nicht sein wie die heilige Schrift, es soll nicht in so viel Zungen existiren. Das weibliche Herz soll sein wie die Auster, es soll sich nur einmal aufschließen, um den Thau der Liebe in sich aufzunehmen und ihn als kostbare Perle all sein Leben lang in sich tragen; und wiederum soll es nicht sein wie die Auster, es soll keine so harte Schale haben. Ein weibliches Herz soll sein wie ein Springbrunnen, der frische Strahl des Gefühls soll aus seinem Innern emporschießen und in tausend Theilchen zerstäuben, Alles rings erfrischen und erquicken; und es soll wiederum nicht sein wie ein Springbrunnen, die Empfindung, die es ausströmt, soll nicht immer wieder nur zu sich selber zurückkehren. Ein weibliches Herz soll sein wie eine Aeolsharfe, die, angehaucht von weichem Odem der Empfindung, auftönt in leisen, lieblichen, heiligen und ahnungsreichen, schmelzend-erklingenden Accorden; und wiederum soll es nicht sein wie eine Aeolsharfe, nicht jeder Windbeutel soll ihm einen harmonischen Ton abgewinnen.

Ein weibliches Herz soll sein wie ein Kalender, es soll alle Himmelszeichen in sich tragen; und wiederum soll es nicht sein wie ein Kalender, es soll nicht so viele Namenstage zu feiern haben. Kurz, ein weibliches Herz soll sein wie ein wahrer Humorist: wenn es einen Gegenstand erfaßt hat, soll es davon gar nicht weichen können; und wiederum soll es nicht sein wie ein wahrer Humorist, der sich nicht anders zu helfen weiß, als daß er seinen Gegenstand plötzlich verläßt und abbricht.

Das Auge der Geliebten.

Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es geschämig sich hebt und den lieblichen Wimper lichtet vor dem glänzenden Ovale; wenn es, verzagt suchend den Gegenstand seines Liebens, scheu herumirrt, und süß erschreckt zurückflieht, wenn es den Liebenden gefunden; wenn es dann willig folgend dem Zuge des Herzens sich wiederum hebt, und spähend der Blick schwimmet in mild aufdämmernder Sehnsucht! Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn es der verschlossenen Lippe zuvoreilt im beredsamen Geständniß, wenn die bläuliche Farbe verkündet, daß in dem Herzen verborgen ruht der Schatz beglückender Liebe; wenn der schimmernde Demant im Zauber-Ringe ausstrahlt den Glanz der Erhörung; wenn unter den freundlich-gewölbten Brauen hervorquillt der liebliche Aether des Blickes, und das süße Bekenntniß aus des Auges offenem Himmel niedertropft, wie der Thau von dem verschwiegenen Busen der Nacht. Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn durch seinen wolkigen Himmel sich schlängeln die Blitze des

Zürnens, wenn die grollenden Blicke zucken durch das dunkle Gespinnst wie Weberschiffchen durch das Kunstgewebe des Meisters; wenn in dem südlichen Himmel des Auges plötzlich auflodert das Nordlicht des Zornes, wie Schwerter und Sicheln, und dann versöhnt zusammenfließen zur lieblichen, zur friedlichen Dämmerung und zum jungen Morgenroth der Liebe! Schön ist das Auge der Geliebten! —

— Schön ist das Auge der Geliebten, wenn angeregt vom gefühlvollen Herzen die Thräne des Mitleids es trübet, so wie die klare Quelle sich trübet, wenn der Herzkern der Erde erbebet; wenn die Thräne, das tropfbare Echo der Seele, ihr nasses Gewand wickelt um die Schönheit des Auges. Schön ist das Auge der Geliebten!

— Am schönsten und am heiligsten zugleich ist das Auge der Geliebten, wenn es voll Andacht sich hebet im frommen Gebet! wenn es, zum Himmel gewandt, schimmert im verklärenden Licht des Gebetes; wenn der fromme Blick aufsteigt aus seiner reinen Muschel, wie die Lilie aus jungfräulichem Boden; wenn seinem stummen Blicke entblüht ein Gebet voll Innigkeit und Demuth, voll Religion und göttlicher Liebe; wenn in seinem schimmernden Ring sich malt der tiefe Himmel des Glaubens! wenn das Kreuz, das Fundament eines jeden Sternes, in seinem Sterne erglüht in inniger Andacht; wenn es den sanften gläubigen Blick wehmüthig heftet an den großen, blauen Gnadenbrief des nie wankenden Himmels:

O wie schön und heilig ist dann das Auge der Geliebten, und wer es sah in diesem Moment, dem ist ein schöner Tag, ein langer Tag des Lichts und der Seligkeit, ein Tag der Versöhnung mit sich selbst aufgegangen, und in seiner Sterbestunde wird das Auge der Geliebten wie ein Leuchtstern ihm vorschweben auf dem lichtlosen Pfade, denn schön ist das Auge der Geliebten!

Va banque, der Hoffnung!

Hoffnung, falsche Spielerin an dem Roulett-Tisch des Glückes; Croupier der Lüge; betrügerische Kartenlegerin; zeichendeuterische Kaffeeschwester; alte schmunzelnde, wahrsagende Zigeunerin; verbuhlte Seiltänzerin auf dem Narrenseile der Erwartungen; glatte, geschminkte Larve auf dem Maskenballe des Lebens-Carnevals; unermüdliche Falschmünzerin; ausgestopftes, überfirnißtes, blumenbehängtes Skelet; marktschreierische Quacksalberin aller menschlichen Leiden; Hoffnung, va banque! Hebe dich weg von mir! Ich hasse, ich verabscheue, ich verachte dich. —

Hoffnung, unsterbliche Thörin sterblicher Thoren, betrogene Betrügerin, Seifenblasen-Gottheit, emporgeblasen aus dem Strohhalme läppischer Kinder; Narrenfürstin, ich sage mich von deinem Reiche los!

Hoffnung, große, unsichtbare Vexir-Ahnfrau des Menschengeschlechtes, bunt herausgeputzte, scheckige, ewig lächelnde Kastagnetten-Schlägerin; ausgebildete Ausgeburt eingebildeter Tollhäusler, wer hat dir je gehuldigt?

Kranke, Verliebte, Versmacher und Lotteriespieler!

Und den Weihrauchdunst aus den Dampfkesseln dieser Gehirnkasten ziehst du wohlgefällig in deine Nase, und dünkst dich Gottheit und Oberpriesterin zugleich!

Hoffnung, mit Dampf gestopfter Nimmersatt, stets hungriger Mitesser aller unserer Leidenschaften, wie armselig, wie mitleidenswerth, wie erbarmungswürdig stehst du vor mir da, die du lebst von Geschenken der Bettler, und schwelgst von den erpreßten Gaben der Darbenden!

Hoffnung, was bist du Anderes, als die schellen-behängte Kinder-Klapper, welche die gütige Vorsehung ihren ungebehrdigen Kindern mitgab?! Was bist du Anderes, als der Spiritus, in welchem sich alle Miß-gestalten und Krüppel unserer Wünsche ewig frisch und unversehrt erhalten?! Was bist du Anderes, als ein ewig fortlaufendes Festprogramm und Theater-Repertoir von Festen und Lustspielen und Beneficen, die nie aufgeführt werden? Was bist du Anderes, als das Nizza des Geistes, wohin die schwindsüchtigen Herzen geschickt werden, damit sie dort leichter enden?! Was bist du Anderes, als das „Eiapopeia" der alten Kinderwärterin Zeit?! Was bist du Anderes, als die Eintrittskarte zu einem Balle, der nie stattfinden wird, die heiße Liebe zu einer Person, die noch nicht geboren worden ist? Was bist du Anderes, als eine Schuldverschreibung der Zeit, die zur Verfallzeit immer und ewig sagt: Es hat noch Zeit! Was bist du Anderes, als das Grahams-Bett der Zukunft, um die Vergangenheit und Gegenwart darin einzuschläfern?! Was bist du Anderes,

als eine rückwärts gekehrte Erinnerung? Was bist du Anderes, als ein diesseitiges Jenseits?

Hoffnung, urgraue Spielmarke des Lebensspiels, dich nennen die Menschen ein Glück! dich nennen sie eine Gabe der Götter!!!

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

Hoffnung ist Gift, und Hoffen das höchste Unglück des Menschen! Nicht blos Narren machte Hoffen und Harren, sondern Unglückliche! wahrhaft Unglückliche!

Hoffnung ist der Blutschlag aller Thätigkeit; Hoffnung ist der Deckmantel aller Faulheit; Hoffnung ist die Ausrede des Müßigganges! Hoffnung ist die günstige Gelegenheit, durch welche der Mensch seine Sachen alle von der lieben Vorsehung besorgen ließe, um seine Hände in den Schooß zu legen; Hoffnung ist das Opiat aller Kräfte; Hoffnung ist die Einlullerin jeder wachen Ermahnung; Hoffnung ist die Nervenlähmung jeder sich aufraffenden Thätigkeit, jedes männlichen Entschlusses!

Wollt ihr mehr Beweise dafür, welch ein werthloses, unnützes, elendes Ding Hoffnung ist, als daß sie euch von allen Menschen gegeben, gemacht und geschenkt wird?!!

Nicht einen Heller schenken sie her, nicht einen Pfennig geben sie den Elenden, aber Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung! Hoffnungen schütten sie aus dem Aermel, wie die Taschenspieler! Und mit solcher Münze sollte man sich Leiden, Schmerz, Jammer und Unglück abkaufen

lassen? Mit diesem abgeschmackten Hausmittel sollte man Wunden des Herzens, der Seele heilen wollen?

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

Wenn Jemand den Fuß bricht, und der Brand da ist, so wird kein ehrlicher Arzt den Kranken mit der Aussicht auf den nächsten Galoppwalzer trösten; und wenn uns das Herz gebrochen wird und in Brand geräth, sollten wir uns mit dem Echo eines Nichts, mit dem Schatten des Traumes von einem Verrückten, mit Hoffnung trösten?! Wenn sich Jemand einen Stockzahn ausreißen läßt, so wird ihn kein Zahnarzt trösten und sagen: Es wird Ihnen schon ein anderer Stockzahn wachsen; und wenn wir uns das Theuerste auf Erden aus dem Tiefsten unseres Wesens herausreißen, sollten wir uns mit einer Anweisung auf den ewigen Bankrottirer Hoffnung trösten lassen?! Wenn Jemand ein Haus auf dem Graben liebt, und es gerne sein nennte, wird ihm kein Mensch tröstend zurufen: „Hoffe auf die endliche Gegenliebe dieses Hauses!" Und wenn wir ein Wesen mit aller Heiligkeit und Innigkeit des Herzens lieben, und nicht besitzen, da sollten wir uns mit dem Augennichts, mit dem nihil-album, mit dem Spiegelbild eines leeren Scheines, mit Hoffnung trösten lassen?!

Alberne Verkehrtheit! Verkehrte Albernheit!

So lange der Mensch hofft, ist er matt, schlaff; ohne Spannkraft, zäh, harzig. Alle seine Kraft trassirt er auf die Hoffnung; die Hoffnung soll Alles für ihn

thun; die Hoffnung ist die lange Bank seiner Trägheit, die Rutschbahn seiner Unentschlossenheit!

Ein Mensch, der mit der Hoffnung liebäugelt, ist eine Turteltaube vor dem Spiegel, die so lange mit dem gleißenden Spiegelbilde liebäugelt, bis sie, dasselbe küssend, sich den Kopf zerschlägt! — Das Glockengeläute der Hoffnung zieht die Ungewitter an, statt sie zu zertheilen. — Das menschliche Herz ist wie eine Glocke, kleine Risse nehmen ihnen jeden Klang, ein großer durchgehender Riß gibt der Glocke und dem Herzen seinen Metallklang wieder! Wehe dem Herzen, das ein Hagestolz, sich die Hoffnung zur Haushälterin nahm, sie bringt ihm ein Süppchen ums andere, braut ihm Tränkchen und Säftchen, aber am Ende ist er doch in der Rechnung betrogen!

Hoffnung heuchelt dem Menschen von der Wiege bis zum Sarge, und schlägt dann hohnlachend ein Schnippchen auf seinem Grabeshügel!

Va banque Hoffnung! Ich habe dich abgeschüttelt wie die Carnevals-Kappe am Aschermittwoche, ich habe mich selbst bei den Ohren genommen und habe mich köpflings aus deiner Vogelfängerschlinge herausgezogen!

Va banque Hoffnung! Landläuferin, Allerweltsdienerin, langausgesponnener Alterweibersommer, leer-, geschwätzige Ohrenbläserin, fahr' hin, ich hasse, ich verabscheue, ich verachte dich!

Ich will nichts mehr hoffen, als daß ich nichts mehr hoffen werde, und in dieser Hoffnung leb' wohl, Hoffnung!

Va banque, dem Frühling!

Frühling! Wieder ein Wort und ein Begriff wie „Hoffnung!“ Wieder eine Täuschung, wieder eine Redensart, wieder ein Papierwort, wieder ein Dichter-Ausdruck, der nichts ist, nichts heißt, nichts gewährt!

Frühling! Was ist der Frühling? Wo ist der Frühling?

Frühling, poetische Grimasse der Natur! Frühling, du ohrenfeuchter, weißnasiger Gelbschnabel der Schöpfung! Frühling, Frosch-Freund, Schnupfen-Schnapper, Schwindsucht-Schwindler, Lungen-Langer, Kehlkopf-Kehlabschneider!

Frühling, hinkender Bote des Winters! Frühling, ich hasse dich! Fort mit dir, à bas le Printemps!

Was ist dieser Frühling? Schaut ihn an! Was ist er Anderes, als ein Winter ohne Ball, ein Winter ohne Soirée, ein Winter ohne Tanz!

Wollt ihr Schnee? Der Frühling bringt ihn! — Wollt ihr Eis? Der Frühling bringt es! — Wollt ihr Husten, Schnupfen, Rheuma, Migräne, Gliederreißen, Frostbeulen? Der Frühling bringt das Alles! — Wollt ihr

Morast, Kälte, Boreas, Gestöber? Der Frühling hat das Alles im Ueberfluß!

Frühling? Ist das der Frühling, der so weiß auf den Bergen liegt? Ist das der Frühling unter den Mänteln und Muffen der Damen, welche erfroren die Straßen durcheilen? Ist das der Frühling, der im Ofen und im Kamine wie dürre Späne knistert?

Hinaus mit dem Frühling aus dem Wörterbuch; hinaus mit dem Frühling aus den Jahreszeiten!

Zu was vier Jahreszeiten? Welch ein Luxus, welch ein Unsinn! Wir haben nur eine Jahreszeit: Winter; einen Winter in drei Farben, einen weißen Winter (Winter), einen grünen Winter (Sommer) und einen gelben Winter (Herbst). Der Frühling ist eine poetische Lüge, den ein Heer hungriger Dichter der guten Natur aufgebunden hat, um davon zu singen, und dann mit dem Notenblatte bei Buchhändlern und Redaktionen sammeln gehen zu können!

Frühling! Ungeheure Ironie! Da sitzt ein Frühlingsdichter', so eine auf Wartegeld sitzende Philomele. Hören wir, wie er vor Frost mit den Zähnen klappert, sich in seinen Flanell wickelt und singt:

„Der Lenz mit seinen Strahlen,
Er thut die Blümlein malen
Mit Farben allerlei!
Es singt die Philomele
Aus wundgeritzter Kehle,
Daß Lenz gekommen sei!" u. s. w.

Der Lenz hat aber nichts gemalt, als eine frostblaue Nase dem Dichter; ich aber singe:

„Der Lenz mit seinen Strahlen
Muß mir mein Holz bezahlen
Und Socken allerlei!
Die Opern=Philomele,
Sie singt mit heiser Kehle,
Daß Lenz ein Esel sei!"

Frühling, oder die Narrheit kürzer ausgedrückt, Lenz! Ich bitte Sie, lieber Musje Lenz, Sie machen sich lächerlich!

Frühling! Was ist ein Frühlingstag? Zu kurz für die Langeweile, und zu lang für die Kurzweile! Was ist ein Frühlingsabend? Zu lang für ein Bonmot, und zu kurz für einen verliebten Seufzer; zu kalt für ein Rendezvous, und zu warm für eine Staatsvisite; zu hell für eine Entführung, und zu dunkel für eine Eroberung!

Frühling! Es geht mit dem Frühlinge wie mit den Feiertagen; man freut sich die ganze Woche auf den Feiertag, und wann langweilt man sich am ärgsten? Am Feiertag!

O Frühling, wer sind deine Nachtigallen? Die Fiakres! Die können singen, ihnen blühen Rosen aus dem Moraste!

Fort mit dem Frühling! Fort mit diesem Autodidakten! Fort mit dem Frühling aus den Gedichten! Fort mit dem Frühling aus der Sprache! Fort mit dem Frühlinge aus dem Leben! Va banque, Frühling!

Was ist selbst der Lebens-Frühling: die Jugend? Dieses Kopfstück des Daseins, voll Gräten und Knorpel, voll Sulz und Gallerte, und nirgends Kern und kräftiges Zeug!

Was ist der Lebens-Frühling? Dieser nichtssagende Vormerkschein, dieser matte Vor-Abhub des Lebens? Was sind die Menschen in ihrem so belobten, beliebten und besungenen Frühling? Betrachten wir das weibliche und männliche Geschlecht in dieser Zeit. Die Frauenzimmer sind in ihrer Jugend: Frühlings-Engel, und die Männerzimmer: Frühlings-Bengel.

Was thun wir als Frühlings-Bengel? Wir üben uns in den sieben freien R-Künsten des Lebens: Raufen, Rauchen, Reisen, Reiten, Renommiren, Raisonniren, Recensiren.

Lieben die Männer im Frühlinge ihres Lebens?

O nein, sie liebeln, sie sind verliebt, sie lieben so zu sagen bis über den Kopf, weil sie noch nichts im Kopfe haben. Liebe, wahrhafte Liebe, kennt nur der Mann, der den Frühling des Lebens zurückgelegt hat.

Die Treue ist keine Frühlingspflanze. Die Treue ist eine Herbstfrucht; sie ist das Rebenblut der Liebe, lange gezeitigt an der hochstehenden Sonne des Lebens.

Leidenschaftliche Liebe ist eine Frühlingsrose bald zerflattert; innige, dauernde Liebe ist eine Spätpflanze, die dann fürs ganze Leben in unserm Herzen überwintert!

Fort mit dem Frühlingsleben, fort mit der Frühlingsliebe der Männer!

Und nun die Frühlings-Engel!

Was ist ein Mädchen in seinem Frühlinge? Nichts als ein schönes Augen-Nichts (nihil-album). Was liebt ein Mädchen im Frühlinge, in jenem zarten Alter, wo die ersten Rosen auf den Wangen blühen, und die ersten Nachtigallen in dem Busen schlagen? Sie liebt einen Courmacher und einen Schneider! In ihrem Herzen wohnt die Modiste neben dem Geliebten! Ein Gedicht und eine Guirlande ist ihr eine gleiche Huldigung! Ein Walzer und ein Seufzer rührt sie auf gleiche Weise! Ein guter Tänzer lebt so lange in ihrem Herzen als ein treuer Liebhaber! Die Liebe dieses Frühlingsengels ist ein Einfall, ein Märzstrahl, ein Aprilblick, eine Grille. Ihre Neigung ist Laune, ihre Liebe Caprice, ihre Anhänglichkeit Eigensinn.

Ein Mädchen im Lebens-Frühlinge kann nicht lieben, es kann sich lieben lassen, es kann heute an Jenem Gefallen finden, und morgen an einem Andern, es möblirt sein Herz wie seine Garderobe, und es zieht Neigungen und Männer an, wie Moden und Handschuh!

Nur ein Frauenzimmer, welches anfängt aus dem wetterwendischen, aprilmäßigen, launenvollen Frühlinge in die sommerliche Zone überzugehen, kann lieben, kann treu sein!

Fort mit dem Frühlingsleben, mit der Frühlingsliebe der Frauenzimmer!

Fort also mit allen Frühlingen! Werft sie hinaus diese falschen Würzler, diese Heuchler, werft sie hinaus aus der ganzen Wesenheit, und werft ihnen nach alle Frühlingsdichter, alle Frühlingskuren und alle Frühlingsempfindungen! Keinen Frühling und kein Frühlings-Zeug, blos Sommer und weiße Sommer-Pantalons!

Va banque, dem Frühling!

Etudes der Theater-Recensenten,

oder:

Die Recensir-Schule für Kinder von 6 bis 12 Jahren.

Mit faßlichen Exempeln aus den Recensionen des großen Theater-Kritikers Chloderig Süßholz.

Ueberflüssiges, jedoch höchst nothwendiges Vorwort.

Clavierspielen und Recensiren sind die grassirenden Kinderkrankheiten unseres Jahrhunderts. Diese angeborene Doppelgliedrigkeit der Jugend hat noch lange nicht genug die Aufmerksamkeit unserer psychologischen Kinder-Aerzte auf sich gezogen. Die drei Worte unseres unverschämten Zeitgeistes: Frech-Ruhr, — Sprech-Ruhr — und Brech-Ruhr sind bei weitem nicht so miasmatisch um sich greifend, als die „Clavier-Ruhr" und „Recensir-Ruhr" unserer Kinder. Letzthin soll eine Frau von einem Zwilling genesen sein, welcher sogleich ein Concert zum Besten seiner Mutter veranstaltete, und eine vierhändige Sonate ganz windelweich spielte. Eine andere gebar einen Knaben, welcher sogleich, als er auf die Welt kam, im Style unserer geübten Kritiker ausrief: „Die Hebamme war auf ihrem Platz!" worauf eine Tante sogleich prophezeite, er werde

ein großer Theater-Recensent werden und bei Vieh, Menschen und Künstlern wohlgelitten sein.

Da nun einmal die zarte Kindheit sich fast ausschließlich das Urtheil über Bühnen und Künstler zu ihrem Spielzeug gemacht hat, so thut ein Hand-, Noth- und Hilfsbüchlein für recensirende Kinder sehr Noth, und ein solches Büchlein ist mehr Bedürfniß, als das Conversations-Lexikon von Brockhaus, in welchem man Alles findet, was man nicht sucht, und Alles das sucht, was man nicht findet.

Freilich ist eine große Schwierigkeit mit einer solchen Recensir-Schule für Kinder verbunden, die nämlich, daß das Publikum, für welches es geschrieben ist, die zarte, recensirende Jugend nämlich, noch nicht lesen kann; allein diese Schwierigkeit ist leicht zu beseitigen. die Ammen, Wärterinnen, Kindsfrauen u. s. w., die sollen den Kindern diese Etudes vorlesen und sie dieselben auswendig lernen.

Kinder sind ja ohnehin schon wie halbe Recensenten gehalten, sie haben überall ein halbes Freibillet und bezahlen nur die Hälfte Entree. Auch haben die Kinder die Gewohnheit der meisten Recensenten: alle ihre Gegenstände zum Mund zu führen und sie nur deshalb anzugreifen, um etwas zu beißen zu haben.

Ich, der Verfasser dieser Etuden, ein unparteiischer Mann, der nie für seinen Gegner Partei genommen hat und nie ein leidenschaftlicher Verfolger seiner Freunde war; ein Mann, der die eine Hälfte seines Lebens mit

Recensionen-Lesen, die zweite Hälfte mit Recensionen-Schreiben, und die dritte Hälfte mit dem Nachdenken darüber zugebracht hat; ein Mann, der zehn Jahre lang umsonst Theater-Recensionen schrieb und zehn Jahre lang vergebens; ein Mann, der nie eine Kritik schrieb ohne innere Ueberzeugung — daß sie nichts hilft; ein Mann, der lange Jahre jeden Abend im Theater verlebte, und der jeden Abend im Theater lange Jahre verlebte; kurz, ein Mann (nicht: ein kurzer Mann), der seine Jugend in einer unglücklichen Liebe zur Theaterkunst zubrachte, trotzdem man ihm alle Tage eine öffentliche Vorstellung dagegen machte; dieser Mann glaubt der Menschheit einen reellen Dienst zu erweisen, wenn er aus dem Schatzkästlein seiner mehr kostspieligen, als kostbaren Erfahrungen und Verfahrungen der recensirenden Jugend die unentbehrlichen Nothpfennige zur Reise ins gelobte Lobland der Theater-Kritiken mittheilt.

Die Beispiele sind alle aus den gesammelten oder gestammelten Recensionen des unaussterblichen Kritikers Chloderig Süßholz genommen. Ich nenne diesen Süßholz deshalb den unaussterblichen Kritiker, weil seine Kritiken nie aussterben, sie pflanzen sich wild, wie die Kartoffeln in Amerika, fort; unsere Urenkel werden sie noch in eben dieser Form aus der Erde graben. Er ist der ursprüngliche Schöpfer der sogenannten „Naturkritiken". Die Simplicität eines Diodor, die Kräftigkeit eines Tacitus und die Phantasie Chateaubriands zeichnen seinen Styl aus. Zum Beispiel: „Herr X. füllte seinen Platz

ganz aus." Solche Kürze der Kraft bei solcher Kühnheit der Wendung: „Herr X. füllte seinen Platz ganz aus!" Solche Neuheit der Belehrung bei solcher Altheit der Umfassung. Herr X. füllte nicht etwa unsern Platz aus, Gott bewahre! das wäre weit gefehlt gewesen; auch nicht ihren Platz, das wäre noch schlimmer; er füllte gerade nur seinen Platz aus; das ist eine eigene Originalität des Herrn X., nur blos seinen Platz auszufüllen! Wenn Herr X. ein Bischen mehr Kunst entfaltete, so hätte er vielleicht so viel geleistet, daß der unaussterbliche Süßholz gesagt hätte: „Herr X. füllte heute seinen und noch ein Drittel Platz von einem Andern aus." — Wiederum erfahren wir aus dieser Grundkritik, daß Herr X. seinen Platz ganz ausgefüllt hat! Andere gewöhnliche Menschen füllen ihren Platz nur halb aus, die andere Hälfte bleibt unausgefüllt, aber Herr X. ist ein Genie!" Er füllt seinen Platz ganz aus!

Das: „Herr X. füllte heute seinen Platz ganz aus," ist aber blos der Positiv des unaussterblichen Süßholz. Seine Phantasie und sein üppiger Styl werden im Comparativ noch geist- und kraftreicher. Dieser Comparativ heißt nichts Anderes als:

„Herr X. schien sich heute selbst zu übertreffen!"

Solche Tiefe der Flachheit bei solchem Kern der Schalheit! Solcher Schwung der Schlaffheit bei solcher Elasticität des Naiven! Man kann diesem Comparativ ein Glied nach dem andern abzwicken, und es bleibt doch eine Kritik. „Herr X. schien." Das ist schon etwas. Schien

kommt her von scheinen; was scheint, ist wahr, daher heißt es wahrscheinlich. Also „Herr X. schien" heißt: „er war glänzend und wahr!" Weiter: „Herr X. schien sich." Hier geht der Comparativ in die Individualität des Herrn X. ein. „Er schien sich," das kann heißen, er hat sich so gefallen, als ob er nur für sich allein geschienen hätte, aber eine andere Lesart liest: „er schien sich," er hatte selbst Bescheidenheit und schien sich blos gut zu spielen.

Noch ein Glied dazu: „Herr X. schien sich heute selbst," das heißt, Herr X. bedurfte keines andern Lichtes, zum Beispiel des Souffleurs, um ein gutes Licht auf sich werfen zu lassen, sondern er schien sich heute selbst, er war seine eigene Sonne, oder seine eigene Laterne. Aber ein minder berechnender Kritiker hätte blos gesagt: „Herr X. schien sich selbst," nur ein solcher Mann wie Süßholz sagt: „Herr X. schien sich heute selbst." Wenn der Leser nun immer das liest, scheint Herr X. immer, der ewige heutige Scheiner!

Mit allen seinen Gliedmaßen heißt aber dieser Comparativ: „Herr X. schien sich heute selbst zu übertreffen!" Hier schwindeln einem ehrlichen, hochverständigen Menschen die Sinne. Ein sich selbst übertreffender X.! Da fängt der Verstand an, auf nichts zu treten. Wie ein Mensch sich selbst übertreffen kann, weiß nur Herr X., aber er sagt es nicht aus, und diese Kunst geht mit ihm zu Grabe, wenn der Staat sie nicht an sich kauft. Allein Herr X. kann kein tragischer Schauspieler sein, denn wenn er einmal sich zu erstechen oder zu erschießen hätte, so trifft er

sich nicht, denn er übertrifft sich! Der Stich und der Schuß gehen über ihn hinaus! Darum aber sagt der unsterbliche Süßholz: „Herr X. schien sich heute selbst zu übertreffen!“ In Facto hat sich Herr X. nicht übertroffen, er hat die Bescheidenheit gehabt, sich blos zu übertreffen zu scheinen! —

Nun kommt der Superlativ!

„Herr X. wand sich neue Lorbeeren um seinen alten Künstlerruhm!“

Ach! laßt mich Athem holen! Solche Schlanktitüden des Ausdruckes bei solcher Leberhärte des Gedankens! Solche Wohlgezogenheit der Phrase bei solcher Energie der Leerheit! Man könnte hier wieder die Gliedmaßen abtrennen, zum Beispiel: „Herr X. wand sich.“ Da kann man sich schon vorstellen, wie sich Herr X. gewunden haben muß!

Wie anschaulich ist aber das Ganze, ich sehe ihn ordentlich vor mir, den Herrn X., wie er immer neue Lorbeeren um seinen alten Ruhm windet, damit er nicht auseinander falle, so wie die Drahtflechter einen alten Topf umwinden.

Also aus den Recensionen des Herrn Chloderig Süßholz will ich die Exempel zu meiner „Recensirschule für Kinder“ nehmen. Ob aber das Buch der Vorrede wirklich nachfolgen wird, weiß ich noch nicht. Ich war heute blos so gut aufgelegt, ja, ich schien mich heute selbst zu übertreffen.

Traurige Variationen auf ein lustiges Thema.

Thema: „Saphir, der von seiner Mutter ein bedeutendes Erbtheil Mutterwitz geerbt, soll nun auch von seinem Vater in Pest 35000 Gulden geerbt haben.
(Dorf-Zeitung Nr. 197. 24. September 1834.)

Bei dem edlen Bewußtsein, daß ich nie etwas geerbt habe, als einmal einen Stockschnupfen von einer rheumatischen Geliebten, hat mich die Neuigkeit, daß ich Witz und Geld geerbt habe, eben so überrascht als erschreckt! Wenn es nicht in einer Zeitung gestanden hätte, ich hätte es nicht geglaubt. Ich und erben! Einmal starb mir eine reiche Tante, die hinterließ mir einen schuldenfreien Mops, und einmal starb mir eine treue Geliebte, die hinterließ mir nichts als ihren Mann! Aber Witz und Geld? Zwei Dinge, die ich nur dem Namen nach namenlos liebe; diese Liebe ist aber eine unglückliche Liebe, sie findet keine Erwiederung.

Witz und Geld! Zwei zarte Wesen aus dem Fabellande, von welchen ich viel und oft reden hörte, deren persönliche Bekanntschaft zu machen ich nie so glücklich war! Witz und Geld, welcher Pleonasmus; Geld allein ist schon der beste Witz! Witz aber ist das schlechteste

Geld! Geld kann man überall für Witz ausgeben, Witz aber wird kein Mensch für Geld annehmen.

Witz und Geld! Schöne Erbtheile! verderbliche Erbtheile, und ich kann mich für die Unwahrheit, daß ich kein Geld geerbt habe, mit nichts Anderm trösten, als damit, daß ich auch keinen Witz geerbt habe. Muß man von Witz auch Erbsteuer bezahlen? Fast glaub' ich es, denn Abfahrtsgeld habe ich manchmal vom Witz bezahlen gesehen! —

Was ist Witz? Was ist Geld? Witz gibt den Schein für baare Münze, Geld gibt oft die baare Münze für den Schein!

Witz ist die Geistesgegenwart des Gehirns, Geld ist die Geistesgegenwart der Tasche. Witz ist das Vermögen, den Unterschied aller Dinge zu erfassen; Geld ist das Vermögen, alle Dinge ohne Unterschied zu erfassen. Witz ist ein glänzendes Talent, Geld ist das Talent des Glänzenden. Witz besticht und Geld besticht, allein Witz besticht blos das Urtheil, Geld aber die Beurtheiler. Witz ist ein stiller Beruf, sich Feinde zu machen, und ein lauter Befehl, sie auszulachen; Geld ist eine laute Anklage, sich Freunde zu machen, und ein ausgebildetes Talent, keine zu besitzen.

Witz ist ein nothwendiger Trost über den Ueberfluß an Geldmangel; Geld ist eine trostreiche Nothwendigkeit bei Mangel an Witz-Ueberfluß. Witz will nicht gesucht sein. Geld will sehr gesucht sein, und doch wird beim Geld der redliche Finder belohnt und beim Witz

der redliche Finder bestraft! Witz schlägt, Geld wird geschlagen, und doch ist derjenige, der Witz besitzt, mehr geschlagen, als derjenige, der Geld besitzt. Witz vergleicht alle Gegenstände mit einander, Geld entzweit alle Gegenstände. Wer Witz besitzt, der theilt gerne aus; wer Geld besitzt, theilet nicht gerne aus. Wer Witz hat, verschafft dem, der Geld hat, Unterhaltung, wer Geld hat, verschafft dem, der Witz hat, keinen Unterhalt! Der beste Witz wird oft schlecht aufgenommen, aber auch das schlechteste Geld wird stets gut aufgenommen. Der Witz trägt gewisse Zinsen, die sehr unsicher machen, das Geld trägt sichere Zinsen, die sehr gewiß machen. Der Witz verschafft sich selten eine Obligation, das Geld ringt nach nichts als nach Obligationen. Witz ist eine Pointe ohne Metall, Geld ist ein Metall ohne Pointe. Witz ist ein Geld, das nur mit dem Geiste geprägt wird; Geld ist ein Witz, den man mit den fünf Fingern greifen kann. Beim Witz geben die Falschmünzer Fremdes für Selbstgemachtes aus, beim Geld geben die Falschmünzer Selbstgemachtes für Fremdes aus. Beim Witz geht der angeerbte am wenigsten aus, beim Geld geht gerade das angeerbte am leichtesten aus.

Es ist mir also begreiflich, daß ich nicht Geld und Witz beisammen habe, aber es ist mir blos unbegreiflich, warum ich keinen Witz habe, da ich doch kein Geld habe, oder warum ich kein Geld habe, da ich doch keinen Witz habe. Ich möchte nur wissen, was ich früher

nicht gehabt habe, kein Geld oder keinen Witz? Es wäre mir interessant das zu wissen; denn habe ich früher kein Geld gehabt und dann keinen Witz, so hat der Witz recht gehabt, daß er zu keinem armen Teufel ziehen wollte; habe ich aber früher keinen Witz gehabt, so begreife ich das Geld, warum es nicht bei mir einkehrte, wo es nie gewitzigt worden wäre.

Wie glücklich bin ich, daß ich weder Witz noch Geld habe, denn wenn ich Witz hätte, ich läge vielleicht in Ketten und Banden, und wenn ich Geld hätte, ich wäre vielleicht schon verheirathet!

Fünf und dreißig tausend Gulden! „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" Nein, so ein schlechter Schriftsteller bin ich nicht, daß ich so viel Geld haben soll! Fünf und dreißig tausend Gulden! Dazu gehört ein entschiedenes Talent zur Talentlosigkeit! Fünf und dreißig tausend Gulden einem Schriftsteller? Nein, meine verehrte Dorf-Zeitung, so sehr erkennt das Geld seinen Beruf nicht!

„Nehm' ihn zurück den Vollmachtsbrief zum Glücke,
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke!"

Nimm sie zurück, ich begnüge mich mit dem Bewußtsein, in Ermanglung vom Bewußthaben; nimm für deinen guten Willen meinen Witz, denn Undank ist der Welt Lohn!

Ueber den Einfluß der Grammatik und der Orthographie auf die weibliche Schönheit.

Ach, was ist Schönheit für eine schöne Sache! Ob ein schöner Mann oder eine schöne Frau schöner sei, ist eine Streitfrage, die nur ein Tiresias entscheiden kann, oder Jener, welcher beides selbst ist; also auf keinen Fall ich, der ich keine schöne Frau bin. Ein Herr Mönnich hat vor mehreren Jahren im „Morgenblatte" bewiesen, das heißt, beweisen wollen, daß eigentlich die Männer das schöne Geschlecht zu nennen seien, und zwar aus zwei Gründen: Erstens weil die Frau ursprünglich nur ein Theil des Mannes war, und ein Theil könnte unmöglich schöner sein als das Ganze. Dieser Grund ist ganz klar, und eben deshalb ist auch die Auster schöner als die Perle, denn die Perle ist ja nur ein Theil der Auster; deshalb ist ein roher Marmorblock schöner als die Venus von Canova, denn diese ist ja nur ein Theil des Felsenblockes; deshalb sind auch des Privat-Souffleurs Lewald sämmtliche „Werke" schöner, als ein Theil derselben! Neben diesem einleuchtenden Grund führt Herr Mönnich noch einen zweiten, eben so ästhetischen an, nämlich: Auch bei den Thieren ist der Widder, der Ochs u. s. w. der schönere

Theil des Geschlechtes. Wiederum ein sehr schlagender Beweis. Darum sind wahrscheinlich auch die Frauen der stillere Theil, weil bei dem Gesieder die Männchen singen und schlagen, und die Weibchen nicht. Nein deshalb, weil die Ochsen schöner sind, als die Kühe, schlage ich mich nicht auf die Seite der Männer. Ueberhaupt verspreche ich den Frauen, daß ich für meine Person nie etwas dazu beitragen werde, daß man die Männer für das schöne Geschlecht halte.

Ach wie schön sind die Frauen, ja sie sind nur ein Theil, also auf jeden Fall zum Theil sehr schön, und sehr schön, wenn sie zum Theil werden.

Die Schönheit ist eine Idee; das heißt, „eine Idee von der Vollkommenheit der Erscheinung, schön ist sonach was einen vollkommenen Schein von sich gibt;" deshalb halten unsere Männer alle Mädchen, die nur brav „Scheine" von sich geben, für große Schönheiten. Die Idee der Schönheit umfaßt das „Anmuthige" und das „Erhabene", jenes ist weibliche Schönheit, dieses männliche Schönheit. Es gibt aber Fälle, wo auch Frauenzimmer erhabene Schönheiten sind; denn erhaben ist: „die Andeutung einer Idee, welche über alle Form ist, zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen!" Wenn mir nun ein schönes Frauenzimmer im Umgange die Idee einer unendlichen Einfalt andeutet, so ist sie eine erhabene Schönheit! und — und so auch umgekehrt.

Die Idee der Anmuth ist: „daß sie ein mit der Sittlichkeit nahverwandtes Gefühl ausdrückt." Man weiß,

daß die „Nahverwandten“ sich oft sehr ferne von einander halten, und in dieser Hinsicht erwecken unsere Männer wirklich das Gefühl der nahverwandten, ferngehaltenen Sittlichkeit, sie sind also anmuthige Schönheiten. Die höchste Kunst-Schönheit ist: „wenn das Erhabene durch die Anmuth gesänftigt wird;“ ergo, wenn so eine unendliche einfältige weibliche Schönheit eine so sittlichkeitsentfernte anmuthige männliche Schönheit heirathet, so ist das höchste Prinzip der Kunst erreicht! Darum herrscht so wenig Natur in unsern Ehen, weil sie blos auf Kunstprinzipien beruhen, auf den Gesetzen der Schönheit in der Kunst!

Schönheit bedarf keiner Kunst, aber ganz und gar die reine, liebe Natur thut es doch auch nicht so recht; ein Bischen Kunst muß doch auch dabei sein, und wäre es auch nur ein Bischen Grammatik, ein Bischen Orthographie. Sechs Monate war ich ihr gefolgt, wie ihr Schatten. Schwarze Augen wie die Zigeuner schienen mir mein Glück wahrzusagen; lange Wimpern hielten Wacht vor den zwei Sonnentempeln, und über ihnen wölbten sich kühne Brauen, welche von Schlachten und Siegen träumten. Schwarz-nächtige Locken fielen in lakonischen Ringen um die in Marmor gedichteten Schultern. Zwei glühende Lippen, als entstiegen sie eben dem Herzblutbade der Liebe, bildeten das Purpurthor vor der Doppelbrücke der blendenden Zähne.

Die ganze Gestalt klang rhythmisch in einander, die zarten Formen sprachen von behaglichem Bewußtsein, in dem schwebendsichern Gange entwickelte sich die erregte Form eines angenehmen Lebensgefühls; Hand und Fuß

in züchtig demüthiger Schwingung, und die Haltung der ganzen Taille wie eine in schwärmerischer Sehnsucht leise bebende, eben aufbrechende Lebensblüte.

Mit stiller Sehnsucht war ich ihr nachgezogen. Ich sah sie im Theater, im Prater, an allen öffentlichen Spaziergängen, in Hietzing, in Baden, in Nußdorf u. s. w. Wie die Sonnenblume hing mein Blick an diesem wonnigen Antlitz, und nur ein Wort, ein kleines unbedeutendes Wörtlein hätt' ich pflücken mögen von der schwebenden Granatblüte dieses Mundes. Es kam nie dazu. Meine Sehnsucht wurde immer größer, die ideale Gestaltung verfolgte mich in meinen Träumen, in meinen Arbeiten!

Da kam der glückliche Tag! Zufall ist der Gott der Welt! Zufall ist der Gott der Liebe! Der Zufall ist der echte Lustspieldichter und Humorist. Es war in Heiligenstadt. Unter der offenen Holzhalle saß sie mit noch einem andern Mädchen, ebenfalls in Schönheit- und Jugendreiz prangend. Ich bekam kaum ein Plätzchen im Garten unter freiem Himmel. Ich saß ihr gerade gegenüber. Sie schien mir schöner als je; in jedem ihrer Blicke lag eine Odyssee; sie lächelte einen Maitag in meinem Herzen wach, und es ward mir so zu Muthe, als an dem Tag, wo ich in der Classe mein erstes Prämium bekam. Da erbarmte sich der Himmel meiner und schickte einen plötzlichen Platzregen hernieder! Alles flüchtete ins Haus und unter die Laube. Ich war der Erste, und die Gelegenheit bei ihrem langen Schopf ergreifend, setzte ich meinen Strohsessel an das kleine Tischchen, wo die zwei Schönen saßen, und

eröffnete den Cyklus meiner Gastrollen mit der geistreichen Ouverture: „Sie erlauben, meine Gnädigen, es regnet furchtbar!“ Das war gewiß kein trockener Anfang, und so zu sagen Wasser auf meiner Mühle. Sie nickten mit dem Haupte, rückten etwas abseits und enge aneinander. Eine große Pause trat ein, die Schönen aßen still ihren Kuchen, nur von häufigen Donnerschlägen unterbrochen. „Die Götter donnern rechts und die heiligen Hühner picken lebhaft ihr Futter!“ Das ist ein gutes Zeichen, und ich rückte etwas näher. Sie rückten wieder abseits. „Es ist mir sehr schmeichelhaft,“ fing ich mit aller Platina an, die meine Stimme nur auftreiben konnte, „daß ich Sie, meine Schönen, so zu sagen verrückt mache!“ Sie sahen sich einander an wie die Turteltauben, schillerten etwas mit ihrem Gefieder und fuhren fort zu schweigen. Mein göttlicher Witz war vergebens abgeblitzt. Ich war in Verzweiflung. Da rettete mich ihr Mops. Sie hatte einen kleinen Mops bei sich. Ich dachte mir, vielleicht führt der Weg zu ihrer Bekanntschaft durch diesen Mops. Es war einer der abscheulichsten Mopse, den je die Mopswelt hervorgebracht; aber die Liebe überwindet auch einen Mops. Ich lockte den Mops zu mir, und vermittelst der unwiderstehlichen Sprache eines Stückchen Schinken war der Mops bald mein innigster Freund. Es war ein liebes Thier, auf dem rechten Auge blind und auf dem Hinterfuße lahm, sonst die liebe Unschuld selbst. Er lag auf meinem Schooß und sah mich mit seinem Solo=Auge pomeranzenfärbig an. Das schien sie zu rühren. O, wenn

ich nur erst den Mops eines Frauenzimmers an mein Herz drücke, so folgt bald die Mopsgebieterin nach. „Ach," sagte ich, meine Stimme war weich wie Saffian, und in meinem Auge glänzte eine wahre Hundethräne, „ach, welch ein sanftes Geschöpf!" Das wirkte. Sie neigte sich zu mir: „Ja, es is a' liebes Viecherl; sind Sie auch ein Freund von diesen Hunderln?" — Mir fiel der Mops und das Herz zu Boden! Dieser Purpurrosenmund und diese Worte! Der Mund schien mir schon nicht gar so reizend, und mir kam es vor, als sei er ein Bischen schief. Dennoch aber rückte ich noch näher. „Sie werden mich doch nicht fürchten," fragte ich mit jenem unergründlichen Lächeln, welches meine Freunde „der unterirdischen Hohen" nennen. „Fürchten?" erwiderte sie, „o jegerl, warum nit gor!" Mir schauderte die Haut. Der Mund schien mir wiederum um viel weniger schön. „Habe ich die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein?" „O ja, i les' Ihnen sehr gern, weil se so ein' gespaßigen Hamur haben." In diesem Augenblick kamen mir ihre Lippen kirschblau und ihre Zähne rabenschwarz vor, doch wollte ich mich vom Grund aus kuriren und setzte das Gespräch fort. „Es ist leicht, in gutem „Hamur" zu sein in einer Welt, die solche Schönheiten hat, wie Sie." — „Ich!" kicherte sie; „jetzt gengen's, wollen's mi a antupfen?" „Antupfen?" fragte ich ganz verblüfft. „Ja, ich hab's schon g'hört, Sie tupfen alle Leut' an, und machen Ihnen über sie lächerlich!" — Ihre Götteraugen kamen mir nun auch schon halb katzengrün vor. Ich ergriff ihre Hand und

sagte: „Der Regen ist köstlich, so ein Ungewitter hat auch Dido zur glücklichen Liebe geholfen." — „Di do?" fragte sie und sah sich überall um; „welche denn?" — „Nein," versetzte ich, Dido, so hat eine Frau geheißen; wie heißen Sie denn?" — „Rathen's einmal!" war die Antwort. Nun ist das keine geringe Aufgabe, zu errathen, wie Jemand heißt. Ich zog mich, wie immer in ähnlichen Fällen, mit einem unterirdischen Lächeln aus der Affaire und sagte nach kurzem Besinnen: „Lorenz!" — „I, warum nit gor! Na das errathen Sie nit, wie mir haßen; da segen Sie's selbst." Sie reichte mir den Zipfel ihres Taschentuches, da stand es: „Agahde". „Aha," sagte ich, „meine Schöne, sind Sie eine Freischützische? Und Ihre schöne Freundin, wie heißt die?" — „Ach, rathen's einmal wieder!" — Mit einem dritten unterirdischen Lächeln rieth ich wieder: „Melchior!" — „I, warum nit gor! Da schaun's!" Sie reichte mir das Ende des Taschentuches ihrer Freundin hin, da stand es: „Frihtderigge". „Zwei sehr schöne Namen," sagte ich; „jetzt rathen Sie, wie ich heiße!" — „Wie werden Sie denn heißen! Sie heißen halt: der Xaffeer!" — „Ja, der Xaffeer, das ist mein Familien-Namen, aber mein Vornamen!?" „Ihr Familien-Namen? Warum nit gor! Sie haben ja noch gar ka Familli!" „O meine Holde, das ist eine Sache für sich; aber rathen Sie, wie ich mit meinem Vornamen heiße?" „Na, M. G.; das M. Mitzi!" — „Richtig! Und das G.?" — „Das G.? Gürgel!" — „O, das hat Ihnen Einer gesagt!" — „Meiner Six nit!" — „Ich denke, das M. könnte auch „Moritz" heißen!" — „Moritz? Na, Sie

werden mir doch die Leut' nit kennen lernen wollen, die Moritz haßen?!" — „Aber ich bitte Sie, könnte ich denn nicht eben so gut Moritz heißen?" „Warum nit gor! So schauen's aus die Leut', die Moritz haßen!" Ich muß gestehen, daß das mich ein wenig aus der Fassung brachte. Ich dachte nicht, daß es einen eigenen Anschauungstypus gäbe für Menschen, die Moritz heißen. Das Wetter hatte sich indessen aufgehellt, der Regen machte dem Sonnenscheine Platz. Ich war herzlich froh. Die sonst Angebetete kam mir ganz ungemein häßlich vor, solchen Einfluß hat Grammatik und Orthographie auf die weibliche Schönheit. Ich empfahl mich Agahden und Frihtderiggen, und nahm mir vor, diese Scene zu erzählen, damit sich das schöne Geschlecht zu dem Kölner Wasser und zu der Pomade auch eine Sprachlehre und eine Orthographie für die Toilette anschafft. Probatum est!

Magen- und Kopfgedanken über und unter dem Tische.

Unter allen Künsten ist die Kunst, gut bei Tische zu sitzen, die schwierigste und dennoch die allernöthigste. Man kann ein guter Mensch, ein tiefer Philosoph, ein ausgezeichneter Schriftsteller, ein berühmter Mann, und dennoch ein schlechter Esser, ein schlechter Tischnachbar und Tischgast überhaupt sein, und doch werden oft die wichtigsten Dinge des Lebens bei und über Tische abgemacht, von dem epigrammatischen soupé à quatre mains bis zu dem gewichtigsten diné diplomatoire. Ein Diné trägt schon an und für sich alle diplomatischen Symbole in sich; da sieht man erst eigentlich, was der Andere vertragen kann; man bemerkt sogleich, was denn im Grunde aufgetischt wird; man erfährt, wer die Suppe einbrockt; man gibt genau Acht, wenn Jemand das Maul aufmacht, und man kann seine wahre Gesinnung politisch verbeißen. Man hat bei einem Diné die Repräsentanten aller Nationen, gallischen Hahn, englische Puddings, italienische Maccaroni, holländischen Häring, deutsches Sauerkraut, türkischen Reis, Schweizerkäse, polnische Fische und russischen Kaviar

Beim Weine findet man die Angelegenheiten sehr anstößig; man beobachtet, wer dem Andern reinen Wein einschenkt. Beim Dessert erfährt man, ob die Kirschen schon zeitig sind, und wer die Kastanien aus dem Feuer holen soll; endlich nach Tische haben sie's Alle satt und machen eine Motion. Ist also ein Diné nicht das Allerwichtigste im Leben? Und ist folglich die Kunst des Tisches, die Tischkunst, nicht eine der wichtigsten?

Ein Mann von Welt, ein geistreicher Mensch, muß bei Tische sechs- oder achtmal ein anderer Mensch sein. Bei der Suppe ein Egoist, nur darauf bedacht, sich den Mund nicht zu verbrennen; bei den Assietten ein Schwärmer, ein naschender Schmetterling; bei dem Rindfleisch ein gründlicher Philosoph, denn das ist die Basis des Ganzen; bei den Entrée's ein Naturforscher, das ist die interessanteste Partie, so zu sagen der gelehrte Tischtheil. Es gehört große Politesse dazu, mit den Entrements umzugehen; alle diese Saucières, Cotelettes, Trüffe's, Paté's sind wie die Liebe, sie wollen still verstanden und zart behandelt sein. Die Zugemüse machen bei einem gebildeten Magen nur die Gedankenstriche, der Magen überdenket die Vergangenheit und schwärmt in der Zukunft. Beim Braten endlich ist der Mensch der wahre Mensch, beim Braten erst fängt der Mensch an, ein galanter Mann, ein freundlicher Mann und ein conservationeller Artikel zu werden. Nun ist ein Zwischenact, und dieser Zwischenact zwischen Braten und Dessert ist der einzige Entreact, in welchem den Menschen erlaubt ist, daß der Geist und das

Herz sich auch zu Tische setzen. Da beginnen die halben Vertraulichkeiten, die nachbarlichen Scherze, die Calembourgs, die galanten Anspielungen, die Fußspitzenbonmots u. s. w. Das Dessert ist nichts, als die Koketterie der Küche, es ist die Metaphysik der Kochkunst, es ist die transcendentale Entwicklung des großen Speise-Drama's. Es gibt dreierlei Appetite: der brutale oder der deutsche Appetit, der dauert bis zum Rindfleisch; der Geschäftsappetit, der Appetit de la noblesse finahcière, der dauert bis zum Braten; und der vornehme Appetit, das ist der, welcher zuletzt Alles aufißt. Der brutale, deutsche Appetit, der ist heftig wie die erste Liebe; wie ein feuriger Jüngling von sechzehn Jahren stürzt er sich auf den Gegenstand seiner Sehnsucht; der zweite, der Geschäftsappetit, ist schon geduldiger, kühl und besonnen wie die Ehe; der vornehme Appetit endlich will schon geschmeichelt und gereizt sein. Nur derjenige Mensch, der alle diese drei Appetite in sich vereinigt, ist der vollkommenste Mensch auf Erden, das heißt, bei Tische. Für die Suppe gehört das Stillschweigen, für die Assietten kurze Bemerkungen, abgerissene aber leicht faßliche Gedanken, bei dem Rindfleisch Sentenzen und Aphorismen, klein geschnitten, wie Petersilie; bei den jungen Zugemüsen, da darf das Herz schon mitreden, da kann man schon artig und sogar verliebt sein; bei den Zugemüsen beginnen die Schäferspiele der Tischfreuden, zum Beispiel bei jungen grünen Erbsen kann man mit seiner schönen Nachbarin vom Frühlinge, von der wiederkehrenden Natur, von dem Erwachen der Liebe und dem

grünen Zugemüse reden, denn grüne Erbsen sind die Perlen aller Zugemüse, grüne Erbsen sind die Hoffnungsboten der aufblühenden Empfindung, grüne Erbsen sind die ersten Elemente der Tafel-Schwärmerei, enfin, grüne Erbsen bedeuten Thränen! Witzig aber muß man nie sein, bevor der Nachbar oder die Nachbarin eine halbe Flasche Champagner getrunken haben. — Sie sehen, meine lieben Leser und Leserinnen, daß die Tischkunst eine große Kunst ist. Das ist die Kunst über dem Tische; nun kommt aber erst die Kunst unter dem Tische. Das ist die größte Kunst. Ueber dem Tische, da ist der Mensch nicht er selbst, da ist der Mensch blos sein Verhältniß; über dem Tische, da sieht man den Unterschied der Stände, des Ranges u. s. w. an Gesicht, an Orden, an Uniformen, an Band und Stern; aber unter der Erde und unter dem Tische, da sind die Menschen alle gleich, unter dem Tische hört der Unterschied der Stände und aller Abzeichen auf, unter dem Tische, da hat Rousseau Recht, wenn er sagt: »Nous sommes tous égaux.« Die Erde, meine lieben Leser und Leserinnen, ist doch weiter nichts, als ein großer runder Tisch, an den uns unser lieber Gott gastfreundlich gezogen hat; dieser Tisch, den der große, unsichtbare Wohlthäter alle Jahre zweimal deckt, einmal mit der grünen Sammtdecke des Frühlings und einmal mit der weißen Damastdecke des Winters, ist voll beladen mit seinen herrlichen Gaben, es ist ein Weihnachtstisch, voll Bescherungen und Bäumen. Wir, die wir um diesen Tisch sitzen, wir leben! Das Leben besteht auch aus drei Gängen, zuerst kommen die Assietten: Jugend,

Liebe, Hoffnung u. s. w.; dann im Mittelalter kommen die schweren Speisen: das Rindfleisch, die Beefsteaks: die Ehe, die Arbeit, die Prosa des Lebens; dann zum Dessert das Alter mit seinen kindischen Spielereien und zerbrechlichen Sächelchen. Während wir an diesem Erdentische sitzen, zechen wir uns Alle voll, Einer an dem Champagner des Glückes, und der Andere an dem essigsauren Wein des Unglücks, bis wir Alle unter diesem Tische liegen, und unter diesem Tische da ist die wahre Freiheit.

Die Tafelrunde unseres Lebensdiné's und unserer Lebenssoiréen werden also eingetheilt in zweierlei Freuden, in Freuden über dem Tische und Freuden unter dem Tische, und ich habe die Ehre, Sie, meine theuren Leser und Leserinnen, zu versichern, die Freude über dem Tische steht oft weit unter der Freude unter dem Tische. Mancher Kopf, der über dem Tische ganz vornehm aussieht, hat einen Fuß als Fortsetzung unter dem Tische, der ganz human mit einem andern Fuß auf freundschaftlichem Fuße lebt. In mancher Serviette, die unter den Tisch fällt, und nach welcher sich zwei Wesen bücken, geht oft die kräftigste Hand mit der zartesten Hand Hand in Hand. Manchmal spielt unser Fuß eine größere Rolle unter dem Tische, als unser Kopf über dem Tische, und bei manchem tête de veau wird über und unter dem Tische zugleich ein tête-à-tête abgemacht. Unter dem Tische gibt es keinen Verrath, unter dem Tische gibt es keine Augen, nur manchmal Hühneraugen, und die verrathen nichts, sie sind nur dann und wann betreten. Unter dem Tische ist der Mensch in einem magnetischen Zustande,

Knie und Fußspitzen werden clairvoyant. Also unter dem Tische spielt der Mensch auch eine wichtige Rolle. Ich selbst, der ich überhaupt nur eine kleine Rolle spiele, spiele bei Tische fast gar keine, keine über, auch keine unter dem Tische; ich habe aber Gedanken, Gedanken über dem Tisch und Gedanken unter dem Tisch. Es sind ganz confuse Gedanken, von denen ich Ihnen einige mittheilen will.

Erster Gedanke über dem Tische.

Essen ist die Philosophie des Magens; wenn mich eine starke Empfindung ergreift, zum Beispiel die Liebe oder die Langweile, oder wenn mich eine starke Leidenschaft überwältigt, zum Beispiel der Geldmangel, dann gehe ich gleich essen, im Essen liegt Seelentrost. Die Arbeitsstunden des Magens sind die Feierstunden des Herzens. So lange man Sauerkraut ißt, seufzt man nicht, und so lange man ragoût fin mit vol-au-vent verzehrt, ist man nicht eifersüchtig.

Erster Gedanke unter dem Tische.

Was sind die Frauenzimmer? Sie sind wie ein Speiszettel, viel hors-d'oeuvres, lauter Eingemachtes, das Meiste en papillote, nur keine Fische, weil sie nicht schweigen können.

Zweiter Gedanke über dem Tische.

Die weise Vorsehung hat es so eingerichtet, daß der Mensch oft essen muß, damit er Mensch bleibe; wenn

die Menschen nicht essen müßten, sie wären die einsamsten, finstersten Geschöpfe. Durch seinen Magen wird der Mensch gesellig, liebenswürdig und umgänglich. Der Mensch ißt sich so lange durch alle Brühen durch, er kommt in seinem Leben in so viele Saucen und Brühen, bis er nicht mehr ißt und nicht mehr ist, und selbst erscheint entweder in der Pfefferbrühe der Hölle oder in der Paradiessauce des Himmels.

Zweiter Gedanke unter dem Tische

Der Mensch sitzt dritthalb Minuten an dem Tisch der Erde, dann kommt er unter den Tisch, eingeschlagen in der Leichenserviette. Diese drei Minuten am Tische hat der Mensch nur zum Weinen, zum Lächeln und zum Lieben. Ach! noch drei Minuten hat der Mensch: „eine, in welcher er gekannt; eine andere, in welcher er verkannt; und eine dritte, in welcher er erkannt wird;" und die zwei ersten Minuten sind noch in diesem Leben zahlbar; aber die dritte Minute, die Minute des Erkanntwerdens, ist erst drei Tage nach Sicht des Todes einlösbar. In den zwei Minuten aber des Kennens und des Verkennens legen die Menschen an uns an alle Blutegel des Hasses und alle Schröpfköpfe der Verleumdung, und alle Quetschformen der Vorurtheile, und alle Zugpflaster der Lieblosigkeit, und sie ziehen und zerren an unserm Innern mit dem Haarseile der Rohheit, und mit dem Spannriemen der blinden Verdammung, und sie arbeiten in diesen zwei Minuten emsig und geschäftig,

und mit thätiger Hast, und sie dehnen sie aus zu langen bittern Jahren, und sie bohren an unserm Ruf, und sie nagen an unserm Herzen, und sie miniren unser Glück, als hätte Gott ihnen deshalb siebzig Pulsschläge des Daseins gegönnt, um sich gegenseitig zu füttern mit Gift und zu tränken mit Galle, und aufzuziehen in Groll und Bitterkeit! Was bleibt dem Menschen dann übrig, als hinzuknien an sein eigenes Herz, als einzutreten in sein eigenes Gemüth, und da in inniger Selbstrührung zu feiern ein großes Versöhnungsfest, und da von sich herunter zu reißen alle Blutegel des Hasses, und aus den offenen dreispitzigen Wunden aus- und abströmen zu lassen alle Bitterkeit des Herzens, und jeden Sauerstoff der Seele, und jeden herben und trüben Bodensatz der weitgewölbten Brust, sein Gemüth aber zu überbauen mit einem reinen tiefen Stillhimmel, und an diesem Himmel still und feierlich anzuzünden die strahlenden Astral- und Sinumbral-Lampen einer innigen Menschenliebe. Was bleibt dem Menschen dann noch übrig, als hinzutreten in den Dom der heiligen Sänger, in die Natur, wenn der Frühling mit seinen Blüthen an allen Wegen steht, gleichsam als wolle er seinen lieben Schöpfer empfangen, und dann aufzuschließen all sein Herz dem herabrinnenden Staubdache voll Leben und voll Liebe und Sehnsucht, voll unerwiederter Liebe, und voll ungestillter Sehnsucht in dem zerrinnenden Aetherduft schwimmen, und beben und zucken zu lassen wie eine zitternde Thräne in einem aufflammenden Feuerauge.

Dritter Gedanke über dem Tische.

Die zwei Nationen, die deutsche und die französische, unterscheiden sich gleicherweise in ihrem Trauerspiele, in ihrer Liebe und in ihrer Küche. Die deutsche Liebe, das deutsche Trauerspiel und die deutsche Küche sind voll kräftiger, steter Natur, allein die angenehme, süße Empfindung des Verschwebenden, Verschmelzenden der Franzosen fehlt ihnen. Das deutsche Trauerspiel hat seinen Rostbraten mit Zwiebeln, die deutsche Liebe hat ihr Sauerkraut mit Knödeln, aber die sensation sucrée und die fines herbes der französischen Küche und Liebe fehlen uns ganz. Die deutsche Liebe hat nur das mit der französischen Liebe gemein, daß man auch eine halbe Portion bekommt.

Dritter Gedanke unter dem Tische.

Wenn man ein Messer sucht, findet man eine Gabel, wenn man einen verlorenen Ring sucht, findet man einen alten, längst verlegten Hausschlüssel, wenn man eine Wahrheit sucht, findet man tausend Thorheiten, und wenn man unter dem Tische das niedliche Füßchen seines Vis-à-vis sucht, so findet man richtig den großen Fuß ihres Nachbars. So ein gesuchter Fuß ist wie ein gesuchter Witz, sehr unangenehm.

Das größte und mächtigste Regiment liegt unter dem Tische in Garnison, es ist das Pantoffelregiment. Der Nagel im Pantoffelholz ist der einzige Nagel, der den Nagel auf den Kopf trifft.

Vierter Gedanke über dem Tische.

Der Mensch ist wie ein Lachs, er geht gern dem Lichte nach; was thun die Lachshändler? Sie halten den Lachsen ein Licht hin, um sie zu fangen.

Vierter Gedanke unter dem Tische.

Die Liebe hält auf verschiedene Weise ihren Einzug in das menschliche Herz, sie springt wie ein Kunstreiter durch den Reif in das Herz, oder sie dringt durch den Augenring in unsere Seele. Bei Tische nur, das heißt, unter dem Tische, dient sie von pique auf, da dringt sie von der Fußspitze empor in das Herz, da wird sie so zu sagen auf die Spitze gestellt.

Fünfter Gedanke über dem Tische.

Bei Tische ist jeder Mensch liebenswürdig, denn er braucht nur das Maul aufzumachen, so hat er zwischen Nase und Kinn etwas, was sehr für ihn einnimmt. Und nun schließe ich meine Gedanken mit einer kleinen praktischen Tischeintheilung.

Das Frühstück ist der Freundschaft hold!
Mit off'nem Sinn und off'nem Herzen
Erwacht man bei Aurorens Gold,
Gestimmt zum Ernste, wie zum Scherzen.

Der Kopf ist hell, der Geist ist frei,
Der Tag liegt vor uns zu durchschreiten,
Man sitzt beisammen und spricht dabei
Von Leben, That, von Welt und Zeiten,
Man heckt ein Plänchen fröhlich aus,
Und geht sodann an's Werk hinaus.

Der Mittagstisch, genannt Diné,
Ist stets geweiht der Etiquette,
Man invitiret den Abbé,
Den Lieutenant, die Soubrette!
Man setzt sich um den runden Tisch,
Kein Mensch kennt hier den andern,
Man ist erst stumm, so wie der Fisch,
Der bald beginnt zu wandern,
Man schenkt dem Nachbar höflich ein:
„Erlauben Sie, mein Bester!"
Und bittet dann den Nachbar fein:
„Ich bitte Sie um Chester!"
Dann steht man auf, und küßt die Hand,
Und geht hinweg, und sagt: „Charmant!"

Der lieben, holden Kinderwelt
Das Vesperbrot ist heilig,
Die Mutter hat es wohl bestellt,
Die Kindlein kommen eilig,
Die kleinen Bäcklein frisch und roth,
Verdoppeln sie die Schrittchen;
Ein jedes will sein Butterbrot,
Ein jedes will sein Schnittchen;
Die Mutter theilt die Gaben aus,
Dann tummeln munter sie durch's Haus.

Das Abendessen ganz allein,
Das ist der Liebe eigen;
Wenn aus den Lichtern, aus dem Wein
Die Doppelflammen steigen!
Ein kleines Tischchen, zwei Couverts,
Zwei Augen wie die Veilchen,
Das Herz gefüllt, das Glas geleert,
Ein Gläschen und ein Mäulchen,
Verlöscht sodann auch wohl das Licht,
So sieht man's wohl, doch merkt man's nicht.

Ende des ersten Bandes.

Inhalt
des ersten Bandes.

Romane und Novellen.

Humoristische Vorlesungen.

Salaterien, oder: Humoristischer Essig und Oel.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

M. G. Saphir's Schriften.

Cabinets-Ausgabe

in zehn Bänden.

Ausgewählte Schriften.

Von

M. G. Saphir.

Neunte Auflage.

Zweiter Band.

Brünn und Wien.

Verlag von Fr. Karafiat.

1876.

Humoristische Bilder und Arabesken.

Devisen aus Baden.

1.
Stellwagen.

Nimm mich auf, du alte Schule,
Jantschky's sind mir zu romantisch,
Hier in deinem Lederthule
Ist es klassisch und romantisch.

Drei Personen und sechs Füße
Machen einen Hexameter,
Wechseln Tritte erst und Grüße,
Sprechen dann vom Staub und Wetter.

Das Gespräch und seine Reize
Hat bald überhand genommen,
Bei der Spinnerin am Kreuze
Hat's die wahre Höh' bekommen.

— „Heut' ist Feuerwerk, ich glaube.“ —
— „Da wird es gewiß noch regnen;“
— „Nun fürwahr, dem großen Staube
Könnte Beff'res nicht begegnen.“

— „Heiß ist es in dieser Hitze!“ —
— „Und der Staub ist gar entsetzlich!“ —
Und so folgen Witz' auf Witze
In dem Wagen ganz ergetzlich.

Und im Winkel sitz' ich schweigend,
Schneid' dramatische Gesichter,
Vornehm mit dem Kopfe neigend
Wie ein echter Winkel-Dichter!

2.

Neudorf.

Ich gebe dem Mädchen die Hand,
Ich hebe das Mädchen vom Wagen,
Das nenn' ich doch wahrlich galant,
Es läßt sich darüber nichts sagen.

Da fällt ihr ein Päckchen vom Schooß',
Ich fasse das Päckchen am Zipfel,
Das Päckchen der Kleinen geht los,
Das Päckchen gefüllet mit Kipfel!

Ein Kipfelchen fällt in den Sand,
Das Mädchen, das fällt zu dem Kipfel,
Erhaschen will beid' ich galant,
Und falle zu Mädchen und Kipfel!

Das ist ja ein einziger Fall!
Was meinst du, o menschlicher Richter,
Wie nimmt sich bei solch' einem Fall
Ein Mädchen, ein Kipfel, ein Dichter?

3.

Baden.

Ich weiß nicht, wie ich sie beschreibe
Der Welt der Lust und Majestät,
Die kleine bunte Zauberscheibe,
Auf der die große Welt sich dreht!

Ein Demant ist's, in reichen Spangen
Gefaßt von Schöpferin Natur;
Ein Frauenbild mit Blüthenwangen,
Das ruht in einer Blumenflur;

Ein Feenweib mit gold'nem Stabe,
Das an die reiche Erde schlägt,
Daß sie ergieß' die Balsamgabe,
Die sie in ihren Adern trägt;

Ein tanzend Kind mit off'nen Haaren,
Die süßen Glieder unverschanzt,
Das durch der Berge Männerschaaren
Mit Freude, blumenstreuend tanzt;

Ein lyrisches Gedicht aus Lettern,
Die, wie in Büchern früher Zeit,
Aus Menschenköpf' und Rosenblättern
Gar lieblich sind zusammgereiht;

Ein süßes Märchen, ausgesonnen
Und nacherzählt am Wunderquell;
Ein Städtchen, aus der Luft gesponnen,
Ein kleines Wien in Aquarell!

4.

Einrichtung.

„In's Wasser!" heißt die Morgenschaltung,
Doch ungenäßt bleibt Kopf und Locken,
Deshalb ist die Bade-Unterhaltung
So wäss'rig halb und halb so trocken.

Um zwölfe: Park! das ist so köstlich!
Man gehet und man wird gegangen;
So gluthig-schattig, so west-östlich,
So persisch mit gebrat'nen Wangen.

Die Frauen meistens bänkelsäßig,
Die Männer nur peripathetisch,
So unvermischt wie Oel und Essig,
Und nur die Blicke seltsam ethisch.

Bald packt der Hunger doch Tamino,
Pamina, Herrin und auch Zofe,
Begeben d'rum sich in's Casino,
Zum Adler und zum Sauerhofe.

Von drei bis vier da fehlet Keiner,
Ein Bündniß ist es, ein geschwornes,
Sie sitzen Alle da bei Scheiner
Und rauchen friedlich ihr Gefrornes!

5.

Weilburg.

Da steht ein steinernes Gedicht,
Ein Epos, das ein Held erbaut,
Die Seele großer Thaten spricht
Aus diesen Marmorversen laut.

Es streckt sich kräftig wie ein Held,
Der nun sein Schwert hat abgethan,
Behaglich in das grüne Feld,
Lehnt sich an Riesenberge an.

Die Zweige bauen sich zum Dach,
Und wehren ab der Sonne Gluth,
Weil in dem innersten Gemach
Der große Sieger sinnend ruht.

Und nun voll Jugendreiz erblüht
Im holden Kind' Ihm die Welt,
So wie die Götter dem Alcid
Einstens Hebe's Blüte zugesellt.

Der Lorbeerzweig so reich belaubt,
Den Ihm die Weltgeschichte wand,
Den pfleget auf dem edlen Haupt'
Der süßen Tochter treue Hand.

6.

Helena.

Es steh'n zu beiden Seiten
Die großen Berge da,
Wie Geister beſſ'rer Zeiten,
Die einſt die Vorwelt ſah.

Sie ſchütteln gen den Himmel
Das wäldergreiſe Haupt,
Weil unten das Gewimmel
An Zeit und Geiſt nicht glaubt.

Es ſpricht ein großes Mahnen
Aus ihrem Angeſicht,
Doch die verſteinten Ahnen
Verſteh'n die Enkel nicht.

D'rob weinen ſie im Stillen
Hinein in's Waldgewand,
Die Bergesthränen quillen
Als Bächlein in das Land.

Und um das Bächlein drehet
Sich luſtig das Geſchlecht,
Und doch die Welt beſtehet,
Und Strauß hat dennoch Recht! —

Gedächtnißreiche Bäume,
Sie schauen in den Bach.
Es geht durch ihre Räume
Ein ungehörtes Ach!

In ihren Zweigen hangen
Gedanken voller Kraft,
Wie große Riesenschlangen
Sich ringeln um den Schaft.

Die Blätterzungen sprechen
Geheimnißvoll zusamm',
Doch ihre Worte brechen
Sich lautlos an dem Stamm.

Und all' die Menschen d'runter
Sie hören nicht ein Wort,
Sind wohlbestellt und munter
Und jubeln fröhlich fort.

7.

Die Wiese.

Schöne Herren, schöne Damen,
Kleine Leute, große Namen,
Hier allein und dort selbander,
Prachtgewänder, simple Kleider,
Grüne Gecken, wicht'ge Schneider,
Alles freundlich durcheinander.

Diplomaten, schlichte Bürger,
Rossebänd'ger, Börsen-Würger,

Hier Gesandte, dort Geschickte,
Junger Reichthum, alter Adel,
Ritter ohne Furcht und Tadel,
Wie's durch Zufall g'rad sich schickte.

Tausend Frauen, vielgestalt'ge,
Logischdünne, kraftgewalt'ge,
Objective, rationale,
Leseblasse, schillerschmächt'ge,
Wolkengeist'ge, epischprächt'ge,
Prosabreite, duftigschmale.

Taillen, Formen, wie chaotisch!
Jonisch, dorisch und gar gothisch!
Und die Kleider, wie extremisch!
Spart'sche Zettel, kurz und sündig,
Gellertbriefe, lang und bündig,
Fußverneinend, knöchelhämisch!

— All dies Treiben, babylonisch,
Dennoch rhythmisch und harmonisch,
So gefügig und geschicklich!
Einzig im Zusammenflusse
Zum geselligen Genusse
Herzerhebend und erquicklich!

8.

Kaiser Franz.

Ach, ich hatte schon so lange
Meinen Kaiser nicht geseh'n;
Und ich blieb im süßen Drange
Mit gerührtem Herzen steh'n.

Denn er ging nun schlicht vorüber,
Mit dem Antlitz fromm und mild,
Und das Auge ging mir über,
Und das Auge blieb gefüllt.

Kann es nicht mit Worten sagen,
Wie's im Herzen mir geschah,
Als ich nach so langen Tagen
Meinen Kaiser wiedersah.

Stand und sah mit stummem Sinnen
Ihm noch lange liebend nach,
Ich weiß nur, daß ich tief innen
Still mein „Unser Vater!“ sprach.

Noch, indem ich dieses dichte,
Füllt mit Rührung sich's in mir,
Und es fällt vom Angesichte
Eine Thräne auf's Papier!“

9.

Eine aus Allen.

Es kam ein Blick geflogen,
Wohin? das weiß nur er,
Es kam ein Blick geflogen,
Ich weiß es nur: woher!

Es kam aus einem Sterne,
Der nicht am Himmel glänzt,
Der selbst in seinem Kerne
Den Himmel sich ergänzt.

Aus einem Augenstrahle
Ward dieser Blick gesandt,
Der in dem Lichtovale
Wie in Verklärung stand.

Und um die heißen Wangen
Erblühte hell ein Schein,
Als wär' sie selbst befangen,
So wunderschön zu sein.

Und tausend Reize bauten
Um ihren Mund sich an,
Und holde Worte thauten
Von ihren Lippen dann.

Die Gräserspitzen strebten
Mit Lust nach ihrem Tritt,
Und alle Blumen bebten,
Als sie vorüberglitt.

Und still stand ich und fragte:
Ob's Wahrheit, ob Gedicht?
Und wenn man mir's auch sagte,
Ich glaubt' es dennoch nicht!

Die Landpartie, ich und der Esel.

Eine Naturscene nach dem Leben.

In unser Fuhrwesen und in unser Schreibwesen ist eine gleichartige Schnelligkeit und Eiligkeit eingetreten. Eilwägen und Eilblätter, Dampfschiffe und Dampfschriften, Gesellschaftswägen und Pfennigmagazine treiben, fördern und bringen Reisende und Leser ganz schnell und wohlfeil herum. Dafür sind sich aber auch die fünf Welttheile so bekannt, die fünf menschlichen Sinne sich so fremd geworden: die fernsten Gegenden liegen uns dadurch so nah und die nächsten Menschen stehen uns dadurch so fern; wir fahren dadurch so rasch vorwärts und gehen dadurch so schnell zurück; wir werden dadurch so vielfältig und bleiben dabei so einfältig; wir verschwenden dadurch so wenig Zeit und gewinnen dadurch so viel Zeit zur Verschwendung; wir lernen dadurch Alles so kurz und thuen dadurch kurz Alles, nur nicht lernen; kurz, wir werden dadurch so vortrefflich gebildete Menschen für die Gesellschaft, daß wir keine Gesellschaft für den gebildeten Menschen sind.

Vor Zeiten, als wir noch unser Testament machten, wenn wir in fremde Länder gingen, kannten wir sie

ganz gründlich aus der Geographie; jetzt, da wir in aller Schnelligkeit und leicht sie bereisen, jetzt wissen wir gar nichts von ihnen. Nie sind die Menschen in sich und gegenseitig so zerfallen und sich entfremdet gewesen, als seitdem so viel über den Gesellschaftsverband und über das Associationswesen gedruckt worden ist.

Dem Namen nach glaubt der Kurzsichtige und Kurzhörige, daß die Associations-Pläne und die Gesellschaftswägen die Geselligkeit und den Zusammenhang der Menschen befördern, allein in ihrer Wesenheit zerstören sie den Verband der Menschen und lösen ihn auf. Er ist nur der gemeinsame Weg, der sie auf einen Augenblick zusammenhält, das Ziel aber ist bei jedem Einzelnen ein anderes. Am Ende des Weges fängt ihr Weg erst an, viel weiter aus einander zu gehen, als je. Insonders ist es mit den Gesellschaftswägen so; sie zerreißen die Geselligkeit, anstatt sie zu befördern. Wenn Jemand sonst nach Grinzing oder nach Meidling fahren wollte, mußte er sich um Gesellschaft umsehen, er suchte eine Gesellschaft, er schloß sich an, er arrangirte eine Partie; so entstand die Geselligkeit; jetzt hat man die Bequemlichkeit, zu jeder Minute um zehn oder zwölf Kreuzer nach jedem Spazierorte fahren zu können. Man fährt nicht spazieren, man wird auf der Achse spazieren transportirt; man macht keine Landpartie, sondern man macht eine Partie Land; es ist ein Gesellschaftswagen, aber kein Wagen Gesellschaft; man ist ein Stündchen lang eine eingelegte Arie in einem Menschen-

Quodlibet. Es ist ein großes Vorurtheil, wenn man glaubt, die Gesellschaftswägen seien zu unserer Bequemlichkeit da; wir sind zur Bequemlichkeit der Gesellschaftswägen da!

Man glaubt gar nicht, wie genau der Geist und die Empfindung des Menschen mit seinem Fuhrwerke in Wechselwirkung stehen. Ein Mann in einem Wagen mit schnaubenden Rossen hat gewiß eine blühendere Phantasie und ein edleres Gefühl, als ein Mann in einer Landkutsche mit zwei lendenlahmen Gäulen. Wenn alle Schriftsteller ihr Arbeitszimmer in der herrlichen, fortrollenden Equipage hätten, es kämen viel geistreichere Werke in die Welt. Auf einem Wagen, mit vier Pferden bespannt, läßt sich viel mehr improvisiren, als auf einem Einspänner; in einem Jantschky macht man eine Liebeserklärung viel poetischer als auf einem Fiaker; in einer eigenen Equipage ist der liebeserklärende Mann unwiderstehlich; nach seinen zwei Pferden ist er der anziehendste Artikel, und je rascher jene vorwärts kommen, je rascher kommt er auch vorwärts. Auf einem Einspänner ist noch nie ein großer Gedanke entstanden! Die großen Gedanken gehen gerne zu Fuß oder sie fahren in Vieren. Ein Einspänner, die Cabriolets, die Tilburys, das sind die Homöopathen des Fuhrwesens; so ein Ding mit einem Pferd, mit zwei Rädern und einem Gedankenstrich von einem jungen, dünnen Mann darauf, ist ein Lichtenberg'sches Messer: eine Equipage ohne Roß und Wagen, wozu der Eigenthümer fehlt.

Wenn ich auf einem Einspänner sitze, kommt es mir immer so vor, als ob meine Seele nur einen Flügel hätte; je mehr Pferde vor dem Wagen, desto mehr Flügel wachsen meiner Seele! Ich habe es auf einem Einspänner nie höher im Denken gebracht, als bis zu einer moralischen Sentenz; auf einem Fiaker nie höher, als zu einer Fabel; auf einer Equipage nie höher als zu einer Novelle, und nur, wenn ich auf der Post mit vier Pferden fuhr, brachte ich es manchmal zu Gedanken, zu vortrefflichen Gedanken, die ich, Gott Lob, alle wieder vergessen habe, denn man vergißt nichts so leicht, als die unvergeßlichen Gedanken.

Ein Gesellschaftswagen aber ist ein Vade-mecum, ich habe es auf einem Gesellschaftswagen im Denken nie weiter gebracht, als zu einer Anekdote oder zu einem Bären.

Ich ziehe überhaupt, wenn ich eine Landpartie mache, besonders eine auf dem Gesellschaftswagen, nie einen eleganten Rock und nie einen eleganten Geist an; sie werden Einem oft zerknittert und staubig. Ich habe so einen Reisegeist, pfeffer- und salzfarb, grau in grau, auf dem man den Staub nicht bemerkt, und dem es nicht schadet, wenn sich die Wagen-Nachbarn auf ihn setzen und ihn zerknittern. So ungern ich also auch im Gesellschaftswagen fahre, so gibt es doch Augenblicke im menschlichen Leben, wo ich ihm näher stehe, als sonst, und ein solcher war es, als ich letzthin, Dinstag, so viel Langeweile hatte, daß mir die Zeit zu ihr zu kurz

wurde; diese Langeweile wurde endlich so groß, daß ihr die Stadt zu klein wurde, und sie beschloß eine Landpartie zu machen. Wir machten uns auf, ich und die Langeweile, und bestiegen einen Gesellschaftswagen, der eben an uns vorüber und nach Grinzing fuhr. Einen von uns muß der Charon nicht gesehen haben; ich weiß also nicht, hab' ich für mich bezahlt und habe die Langeweile gratis mitgenommen, oder habe ich für die Langeweile bezahlt und sie hat mich gratis mitgenommen.

Der Verleger dieses „Geistes der deutschen Klassiker", vulgo der Kutscher des Stellwagens, öffnete erst die vordere Thüre, um mich in den Rücksitz, auf dem schon zwei Menschen-Facsimiles saßen, hinein zu schieben. Da näselte eine Weiberstimme: „Dort hinten wird der Herr besser sitzen!" und zeigte mit einem Finger, der aussah wie ein quiescirtes Deuthölzchen, nach der Bank am Ende des Wagens. Ich zog den obern Theil meines edlen Ichs, das schon im Wagen war, wie eine Schildkröte wieder zurück und stieg in das Oberhaus des Wagens, um auf dem Wollsacke meinen Platz einzunehmen. Dieser Platz war bisher von einem kleinen Bündelchen eingenommen, welches nun von einem Mädchen an sich und auf den Schooß gezogen wurde. Ich setzte mich neben sie, und im Winkel an ihrer andern Seite saß auch ein Mann. Ich sah mir meine Nachbarin an, um zu erfahren, ob es für diese kurze Zeit der Mühe lohne, die Enterhaken des Gesprächs nach ihr auszuwerfen, und fand ein ganz allerliebstes Mädchen mit einem allerliebsten Stumpfnäschen und spitzigen Redensarten.

Unter allen Frauenzimmern sind die stumpfnasigen am wenigsten stumpf. So ein unternehmend aufgeschürztes Näschen scheint immer gegen den Himmel zu sehen, weil da oben die Ehen geschlossen werden. Dieses mein heutiges Stumpfnäschen war noch von einem ganzen Blumenparterre von Rosen- und Lilienwangen umbaut, und zwei Aeuglein, wie die schwarzen Wildschützen, lagen von beiden Seiten dieses Näschens auf der Lauer. Ein kleines Häubchen, dieser Spitzen-Taubenschlag der Wiener Stubenmädchen-Täubchen, verbarg nur schlecht zwei braune Haarflechten, die ans Tageslicht hervorstrebten.

Man kennt die Sympathie, welche zwischen Poeten und Stubenmädchen herrscht! Von wem sind Schiller's Gedichte mehr zerlesen worden, als von Stubenmädchen? Wer erhält die deutschen Leihbibliotheken mehr, als Stubenmädchen? Wer weiß „Kabale und Liebe" in allen ihren Beziehungen besser auswendig, als Stubenmädchen? Und wiederum, wer kennt das Herz des Stubenmädchens besser, als die Dichter? Ist nicht ein jedes Stubenmädchen ein Wesen voll Dichtung und Wahrheit? Für wen schreiben unsere Novellendichter jetzt sonst noch, als für Stubenmädchen? Kehrt nicht die Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig jetzt wieder in unsere Lustspieldichtungen ein? Darum erkennt ein Dichter ein Stubenmädchen aus Tausenden heraus und ein Stubenmädchen erkennt ebenso den Dichter aus allen andern Thier- und Menschengattungen heraus.

Ich fing also gleich ein Gespräch an, das Bündelchen, welches früher auf meinem Platz und jetzt auf ihrem

Schoß lag, gab mir Stoff zu einem Kraftwitz. „Wie sehr beneide ich meinen Vorgänger, mein schönes Fräulein!“ sagte ich mit aller Grazie, die einem sechs Fuß hohen Mann nur gegeben ist, indem ich lächelnd auf das Bündelchen zeigte. Sie lächelte ohne Erwiederung. Ich fuhr mit unendlicher Liebenswürdigkeit fort: „So ein Bündel ist doch ein wahrer Glücksmensch! ein wahrer Schoßbündel der Grazien!“ Hier folgte ein zweites Lächeln mit einem obligaten Seitenblick. Ich fuhr etwas ermüdet wieder fort. „Ich bin zwar mein Lebtag kein Bündel gewesen, allein ich besitze so viel Kenntniß des menschlichen Herzens, um zu wissen, was sich dieses Bündel jetzt denkt und von welchen Gefühlen es erfüllt ist.“ Hier machte ich Anstalt, diese Gefühle näher zu betrachten, allein ein gordischer Knoten verhüllte diese geheimnißvollen Gefühle. Das Stubenmädchen lächelte zum dritten Male und zog das Bündelchen näher an sich, indem sie drohend den Zeigefinger aufhob. Ich wurde immer reizender und geistreicher. „Mein schönes Fräulein, Ihr Inneres ist eben so verschlossen, als dieses beneidenswerthe Bündel; allein dieses Geheimniß scheint Sie zu drücken, erlauben Sie, daß ich es Ihnen indessen halte,“ und damit wollte ich das Bündel auf meinen Schoß nehmen. „Ach, ich danke Ihnen,“ sagte endlich die Lächelnde, und indem sie das Bündel mit den Händen festhalten wollte, ergriff sie meine Hand, und ich bemächtigte mich schnell ihrer Finger. Darüber fiel nicht nur sie, sondern auch das Bündel aus der Rolle und auf den Boden. Jetzt erst bemerkte ich, daß wir kein Ambo, sondern eine Terno waren: denn die dritte

Nummer auf unserm Sitz, ein langer, blasser und melancholischer Mann, bückte sich auch, um das Bündel aufzuheben, und unsere drei Köpfe stießen so hohl an einander, daß die andere Wagengesellschaft glaubte, einen entfernten Donner rollen zu hören. Sie hatte endlich das Bündel wieder auf dem Schoße. „O," sagte ich, „Sie haben eine himmlische Natur, Sie nehmen die Gefallenen wieder liebreich auf, wenn sie zurückkehren in den Schoß der Reue! Ach, ich wollte, ich wäre auch ein Gefallener, das heißt ein Mann, der Ihnen gefallen, Ihnen zu Füßen gefallen, um mich so wieder zu erheben!"

„Ach," sagte sie, und ein belesenes Lächeln umschwebte ihr Antlitz, „Sie sind sicher irgend ein Dichter!" — „O," erwiederte ich und machte Anstalten zum Erröthen, „ich bin zwar nicht sicher irgend ein Dichter, als vielmehr so sicher als irgend ein Dichter; jeder Mensch hat einmal einen Ort in seinem Leben, auf dem er zum Dichter wird, und ist also sicher irgend ein Dichter; ich bin nicht so eigentlich ein Dichter, aber doch auch so eine Art überflüssiger Mensch!"

„Ueberflüssiger Mensch?!" deklamirte sie nun mit allem Pathos einer Stubenmädchenseele; „wenn die Dichter überflüssige Menschen, was sollen wir erst sein?" — „Verzeihen Sie," sagte ich, und im Feuer der Rede machte ich eine rhetorische Inversion und zog meine Hand sammt der ihrigen in meine Hand. „Ueberflüssiger Mensch heißt bei mir ein Mensch, der von Gedanken und Empfindungen überfließt, darum heißt man uns Dichter überflüssige

Menschen; man setzt uns daher, wie andern reißenden und verheerenden Strömen, Dämme und Gränzen, damit wir nicht überfließen. Kleine Töpfe und große Köpfe fließen leicht über, aber für beide gibt es Deckel. Ich fließe in diesem Augenblick von Bewunderung über. Sie werden nicht so grausam sein, diesen Ueberfluß mit Mangel zu erwiedern, das heißt mit Empfindungsmangel!" Sie drückte mir die Hand und sagte halbselig: „Ach, Sie sind so geistreich und so witzig, Sie schreiben gewiß die Charaden in der Theaterzeitung?" — „Sie haben es errathen," erwiederte ich jungfräulich und verschämt; „das ist mein Hauptmetier!" — „Ach, das ist schön!" schrie sie, „machen Sie schnell eine Charade, ich liebe sie sehr und werde sie auflösen!" — „Mich lieben Sie, mich wollen Sie auflösen? O, ich dank' Ihnen, ich bin schon wie aufgelöst! Aber nun hören Sie: Es ist ein viersylbiges Wort, die ersten zwei lieb' ich schön gebaut, freundlich, gesund, gut aufgeräumt und besitze sie gerne allein. Die andern zwei lieb' ich auch schön gebaut, freundlich, gesund, gut aufgeräumt, und besitze sie gerne allein. Das Ganze besteht aus den letzten beiden für die ersten beiden; das Ganze ist heute ein Seitenstück von einem Dichter und ein sehr liebliches Ding."

„O," platzte Nr. 3, der Mann im Winkel, heraus, „das ist: Aepfel-Strudel!" — „Nicht so ganz," erwiederte ich, „als so eine Art, eine Art von Strudel, ein Strudel der Leidenschaft u. s. w." — Sie aber hatte es gleich errathen und sagte: „O nein, Stuben-Mädchen ist es." — Sie bat mich, ihr die Charade zukommen zu lassen,

welches ich ihr auch unter der Bedingung versprach, daß sie mir die Auflösung zukommen lasse. Während wir auf solche Art in dem Oberhause die Zwangsbill abschafften und freiere Institutionen durchgehen ließen, hatte im Unterhause des Wagens, im Hause der Gemeinen, die rächende Nemesis meine Partei ergriffen. Die näselnde Dame nämlich, die mich schnöde zurückwies, um bequemer zu sitzen und nicht so viel Hitze auszustehen, war nun bestraft. Der Wagen hielt nämlich still, denn ein Mann wollte einsteigen, ein Mann von derjenigen runden und dicken Gattung, die des Morgens ein Bierfaß und des Abends ein Faß Bier sind. Auf der andern Seite der näselnden Dame saß eine Frau, die auch einsah, daß die Kugelform die vollkommenste ist, und die sich daher all' ihr Lebenlang arrondirte. Der runde Mann wälzte sich auf den Wagen hinauf, und ließ sich wie ein Felleisen in den Winkel hineinfallen. Meine unbekannte Näselnde, die mich dünnes Ausrufungszeichen nicht zum Nachbar haben wollte, mußte nun ein großes Fleisch-O neben sich ruhen lassen. Sie sah zwischen ihren beiden Nachbarn aus, wie ein Einser zwischen zwei Nullen, wie die schmale Gränze zwischen Tugend und Laster, wie ein Fastentisch zwischen zwei Hochzeitstafeln, wie die lebendige Knochenlehre und das lebendige Krystallisations-System zwischen den personifizirten Gesetzen der Sphäroiden.

Trotzdem ich ein humoristischer Satan und ein gemüthlicher Bösewicht bin, dauerte sie mich doch, als ich sie so wie ein dünnes Seidenpapier zwischen diesen

beiden Fleisch-Stücken gequetscht sah. Mit einem Gesichte voll Resignation sagte sie wie vor sich hin: „Der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht!" — „Und" — sagte ich ihr nun maliziös — „wenn es noch ein schlankes Schicksal wäre, aber so! Das ist zu rund vom Schicksal! das kommt immer dicker!" Sie warf mir einen Ponceaublick zu, in welchem ich Reue, Liebe und Zerknirschung lesen konnte; da fuhr der Wagen plötzlich über einen Stein, der dicke Mann fiel auf die arme zärtliche Person wie ein Rondeau-brillant auf ein Adagio, und ich klapperte an dem Herzen meiner Nachbarin: „Wenn Sie das nicht erschüttert hat," sagte ich ihr, ihren Arm ergreifend, „so war dies der letzte Stoß, der heute meinem Glücke gegeben worden ist." — „Gehen Sie, Sie Loser!" antwortete sie. Nun weiß man in der Stubenmädchen-Sprache, wenn man „ihr Loser" ist, dann ist man erst „ihr Fester", und sie heißen uns nur dann Alles gut, wenn sie uns „Sie Schlimmer" heißen.

Endlich, nachdem die Pferde solche langsame Fortschritte machten, als es sich für unsern Zeitgeist geziemt, kamen wir in Grinzing an, und wir neun Musen des Stellwagen-Parnasses wurden nach und nach aus unsrer Emballage herausgezogen und begrüßten mit Freude die Mutter Erde wieder. Ich hatte mich im Herabsteigen des Bündelchens, als des Mediums zwischen mir und dem Stubenmädchen, bemächtigt, nahm das Bündelchen unter den linken und das Mädchen unter den rechten Arm und sagte:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte."

Sie wollte nach dem Kahlenberge, ich war schnell entschlossen, ich hatte für den Abend keinen Plan; auf den Bergen, dachte ich, wohnt die Freiheit, ich will daher mit ihr hinauf, da ich mich ohnehin mit dem Anblick von da aus, und mit der Erinnerung an die historische Vergangenheit für die hysterische Gegenwart entschädigen wollte.

„Wollen Sie zu Fuß da hinauf?" fragte ich. — „Nein," erwiederte sie, „ich werde suchen mit einem Esel hinauf zu kommen." — „Das ist mir sehr angenehm," erwiederte ich ganz galant, so bleiben wir noch den Weg über beisammen." Und so zogen wir denn, ich, sie und das Bündel, Hand in Hand durch Grinzing bis ans Ende des Dorfes, wo die Esel in einem kleinen Häuschen stehen.

Als wir in den Raum traten, wo die Esel standen, fanden wir Nr. 3 von unserm Wagen, der blasse „Aepfel-Strudel", welcher schon da mit sinnigem Auge die Esel prüfte. Er drängte sich gewaltsam zu uns, um mit uns den Ritt zu machen, indem er uns sagte: „So eine Esel-Partie ist doch auch angenehm." Ich suchte einen etwas größern Esel, damit meine Beine nicht auf den Boden schlotterten, der Führer aber versicherte mir treuherzig: „So einen großen Esel, der zu Ihnen paßt, werden Sie schwerlich finden!" Meine Gefährtin kicherte in sich hinein, ich aber fragte: „Mann, woher kennst Du mich?" Nr. 3 fragte ihn nun wieder, ob er auch ihn mitnehmen

und seinen Esel auch leiten wollte, worauf er erwiederte: „Auf einen Esel mehr kommt es mir nicht an!"

Wir setzten uns nun in Marsch, nachdem ich dem Führer einen Wink gegeben hatte, daß mir Nr. 3 lästig wäre. „Lassen Sie mich nur machen!" sagte er, „der soll nicht lange mit uns reiten!" Wir waren ein Frauenzimmer, zwei Männer, zwei Esel, ein Führer und ein Bündelchen, zusammen sieben Personen. Zuerst ritt Nr. 3 und lehnte sein Gesicht zu uns, so daß sein Esel aussah wie ein Janus mit einem doppelten Gesicht; nachher kam die Holde auf ihrem Esel, und ich schlenderte gesellig nebenher. Ich mag es nicht leiden, wenn die Frauenzimmer reiten, das heißt, ich mag es nicht leiden, wenn sie sich aufs hohe Pferd setzen, aber ich sehe es gar zu gerne, wenn ein Esel sie aufsitzen läßt, oder wenn sie auf einen Esel versessen sind!

Ich ging sachte neben dem Esel her, und sie sah sorgsam auf uns herab und zählte die Häupter ihrer Lieben! Die Frauenzimmer sind nie muthwilliger und überhaupt nie williger, als zu Pferde oder zu Esel, und sind nie leichter aus dem Sattel zu heben! Ich ergriff ihre weiße, weiche Mundsemmelhand, und weil wir nun so grade unter uns waren, wollte ich einen Schritt weiter thun, da sah sich Nr. 3 um und rief: „Das wird halsbrecherisch!" Der Weg ging nämlich etwas steil in die Höhe. „Verlassen Sie sich nur auf ihren guten Genius und auf Ihren Esel!" sagte ich unwillig; in diesem Augenblicke aber gab mir der Führer einen Wink, faßte seinen Esel an und in demselben Augenblicke setzte der Esel unser Nr. 3 ab und zu Boden,

daß er wie ein lebenslustiges Heupferd dreimal vom Boden elastisch in die Höhe prellte. Der Esel trillerte darauf voll Freude mit seinen Hinterfüßen in die Luft und beschnupperte sodann Nr. 3, als ob er ihn für eine Felddistel gehalten hätte. Das Stubenmädchen wollte sich todt lachen, und ich sagte ihr, daß dies nicht der erste Esel sei, von dem ein dummes Werk schnell abgesetzt wird. Nr. 3 raffte sich vom Boden auf und machte noch einen schwachen Versuch, sich auf seinen Esel zu erheben, allein theils mangelte ihm aller lyrische Schwung dazu, theils protestirte der Esel mit allen vier Füßen dagegen, und wenn Nr. 3 schon saß, legte er sich, der Esel nämlich, flach auf den Boden nieder, und so lagen sie beide da in Ruhe und Eintracht. Nr. 3 schalt den Führer, allein dieser sagte: „Heute Abend hat er nun einmal seinen dummen Tag, da läßt sich nichts mit ihm machen.“ Nr. 3 fluchte und zog es vor, lieber allein den Rückweg anzutreten, als mit einem launenhaften Esel vorwärts zu reiten. Der Führer bat ihn, doch den Esel mit zurück zu führen, welches der gute Mann auch wirklich that, und bald sahen wir sie beide und ihre langen Schatten sich in das Dunkel der Gebüsche verlieren.

Der Abend wurde immer kühler, der Esel und ich, wir wurden immer wärmer; die Gegend wurde immer dunkler, man konnte kaum mehr drei Schritte weit vor sich sehen; ich und der Esel waren kaum mehr zu unterscheiden, darauf hatte ich gewartet.

„Ach,“ sagte ich mit elegischer Stimme, „bald werden Sie sich von uns trennen; werden wir Sie nicht

wiedersehen? Wie bald werden Sie das Alles vergessen!" — „Nein," antwortete sie mit gerührtem Tone, „nein, nie werde ich wieder eine so angenehme Eselpartie machen, als heute mit Ihnen, nie werde ich einen Esel sehen, ohne mit Vergnügen an Sie und an diese Stunde zu denken, ich werde nie wieder hier heraufreiten, ohne Ihr geliebtes Haupt vor mir zu sehen!" — „O!" rief ich entzückt aus, „darf ich das glauben? Geben Sie mir ein Zeichen! Wo wollen wir uns wiederfinden?" Von Empfindung überwältigt sank sie vom Esel in meine Arme. Der Esel aber lief davon.

Lieber Leser, wenn du den Kahlenberg hinaufgehst, so siehst du ein Plätzchen, ein reizendes, du kannst es nicht verkennen; oben ist der herrliche Himmel, rechts und links Natur, unter dir weicher Rasen, um und um frische Luft, das ist das Plätzchen; wenn du da vorübergehst, so denke: da war der Platz, der Eine lief davon, der Andere blieb auf dem Platze, wer war mehr Esel? Richte aber nicht, denn gedenke des Sprichwortes: „Heute mir, morgen dir!"

Essers Leiden an der Table d'hôte.

Buridan's Esel, welcher zwischen zwei Bündeln Heu Hungers starb, hat gewiß an einer Table d'hôte gespeist; Die Table d'hôte ist eine homöopathische Erfindung. Ueberhaupt muß man, um an einer Table d'hôte zu essen, kein Deutscher sein, denn der Deutsche läßt Alles an sich kommen; bis aber an einer Table d'hôte etwas an Einen kommt, hat selbst ein Deutscher die Geduld verloren. An einer Table d'hôte ist man bei jeder Schüssel Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person; und am Ende der Table d'hôte liegt uns nichts im Magen, als die unglückliche Liebe und ein Paar Nachbarn. Um an einer Table d'hôte satt zu werden, dazu gehören drei Dinge: man muß sehr gut gefrühstückt haben, man muß sehr gut zu Mittag gegessen haben, und man muß die Gewißheit haben, sehr gut zu Nacht zu speisen; mit diesen drei schönen Bewußtheiten ausgerüstet, lassen sich an einer Table d'hôte mit Anstand die Fügungen des Schicksals und des Kellners ertragen.

Ich habe einmal in einer Gegend Deutschlands, wo das Sattwerden noch nicht allgemein geworden ist, an einer

Table d'hôte gespeist, und als ich aufstand, war ich so nüchtern, daß ich vom Kellner mein Frühstück verlangte. Es war ein unglücklicher Tag! Des Morgens hatten mich drei Verleger besucht, Abends war ich zu einem Haus-dilettanten-Concerte eingeladen, und Mittags speiste ich an der Table d'hôte, oder eigentlich die Table d'hôte speiste an mir. Ich saß in der Mitte des langen Tisches, auf meiner rechten Seite saß eine Frau mit einem Gesichte, so lang wie eine Erzählung in der „Abendzeitung", und mit einem ganz dünnen durchsichtigen Näschen wie eine Citronenscheibe; sie hatte ihren letzten Coupon, ein Söhnlein von 7 bis 8 Jahren, mitgebracht, um ihm die Anfangsgründe der Table-d'hôte-Speisekunst beizubringen. An meiner linken Seite saß ein Mann, den die Natur zu einem zarten Esser schuf. Er hatte einen Mund, einen Conversationsmund, dessen Supplemente ins Unendliche gingen, und nur an beiden Seiten von den Ohren verhindert wurden, die Reise um den Kopf zu vollenden. Er lächelte jede Schüssel an und sah aus wie ein lächelnder Sphinx mit offenen Krallen, und die Schüssel, die an ihn kam, war nun ausgestrichen aus der Reihe der menschlichen Wesen.

„Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald die Schüssel Abschied nahm."

Außer diesen zwei Seitengaben des Glückes hatte ich noch ein Gegenüber, welches auch mit langen Armen in mein Geschick eingriff. Es war ein Mann, so zwischen Schafskopf und Liebernarr; ein Gesicht, feist, mit

kleinen Sprößlingen der Wurzelwelt übersäet, und ich konnte ihn nie ansehen, ohne an Preßburger Zwiebacks zu denken. Gleich im Anfange des Tisches hatte die Geschichte dieser Table d'hôte damit begonnen, daß mir mein Nachbar links beim Niedersetzen einen derben Rippenstoß versetzte; das Söhnlein meiner Nachbarin im Heraufschweben auf seinen Stuhl mit dem Ellenbögelein ins Gesicht fuhr, und mein Gegenfüßler seine beiden überschränkten Füße auf jenen zarten Punkt meiner Füße fest setzte, der in diesem Punkte keinen Spaß versteht. Meine Nachbarin rechts versetzte mir sogleich über ihr Söhnlein hinüber ein Gespräch: „Mein Luiken (Louis)," sagte sie, und dabei tönte es aus ihrer beinernen Nase wie aus einer vertrockneten Clarinette, „mein Luiken ist etwas vive!" — „Ach, es ist ein kleiner Engel!" erwiederte ich, und liebkoste den kleinen Jungen, der aussah wie ein aufgewärmtes „Griesnockerl". Luiken hatte auch sogleich seine und meine Semmel mit kindlicher Einfalt umfaßt und mit seinen Fingerchen in meinem Trinkglase herumgespielt. Die Suppe kam endlich von beiden Seiten auf mich zu. Links die Klöße-, rechts die Volaille-Suppe. Mein Kopf drehte sich mit gleicher Liebe rechts und links; immer näher kamen die zwei Genien der Suppe. Immer griff eine neue, nimmer müde Hand in die Schüssel; da kamen die Klöße an meinen Nachbar zur Linken; ich machte einen langen Hals, noch drei Klöße trieben sich wie kleine Inseln in diesem Wasser herum; mein Nachbar griff einmal hinein, und zwei davon fielen ein Opfer seiner Wuth, aber noch ruht er nicht,

noch einmal schwingt er den schöpferischen Löffel. — „Halt ein, o du mein Schöpfer! Halt ein, Barbar!" — Vergebens, schon liegt auch der dritte auf seinem Teller; mit Entsetzen wende ich mich nun zu dem Suppengenius rechts; meine Nachbarin hatte eben die Naturgeschichte der geflügelten Suppen erschöpft, sie und Luiken hatten bereits ihr irdisches Theil, noch ein Hühnerflügel streckte mir sehnsüchtig seinen Arm entgegen, aber nein, es sollte nicht sein; „Jotte doch!" sagte sie, „Sie wissen man jar nich wie mein Luiken gerne ein Flüjelken essen dhut," und damit war auch der letzte Flügel, der letzte Mohikan, für mich verloren! Aber Luiken war nicht undankbar; als er das Flügelken gegessen hatte, warf er die Beinchen neben sich fort, und gerade mir auf die Weste.

Auch das Rindfleisch kam von beiden Seiten auf mich zu; schon von ferne folgte ich mit meinem Blicke dem historischen Gange dieses Rindfleisches, immer dünner wurde die Wand der geschnittenen Schichten; je näher die Schüsseln kamen, desto öder wurden sie, Jeder nahm ein tüchtig Stück.

„Fallen sah ich Zweig auf Zweig."

Zwei Stücklein lagen noch da, als es an meinen Nachbar kam; das eine Stücklein war dünn aber fett, das andere dick aber mager; ein innerer Kampf spiegelte sich an seinem Antlitze, endlich blitzt es hell durch seine Seele, ein Gedanke des Lichts hat ihn ergriffen, er ergreift beide Stücke und schlendert sie auf seinen Teller. Eine kleine Wuth

überfiel mich, ich hätte ihm seine Beute gerne entrissen, allein:

„Ich? eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!"

Schnell sah ich mich nach dem zweiten Kellner um, allein er war verschwunden, und ich glaubte eine Zeit lang, Luiken habe auch den Kellner gegessen. Also auch dieser Kelch ging unberührt an mir vorüber. Ich wollte nun eine bescheidene Semmel zu Gemüth ziehen, allein Luiken hatte sie alle mit seinen Händchen bedeckt. Ich rief zwanzigmal „Kellner!" Endlich kam einer; ich trug ihm mein Anliegen ganz gemüthlich vor, und er, durchdrungen von den Vernunftgründen eines wohlerzogenen Magens, sagte: „Gleich!" Seitdem sind zwei Jahre verflossen:

„Zwei Jahre gehen auf und nieder,
Den Kellner sah' ich niemals wieder."

Nun kam das Zugemüse, Spinat mit melancholischen Würsteln. Weit entfernt, irgend einen Spinat auf der Welt verleumden zu wollen, oder irgend ein Würstel persönlich zu beleidigen, muß ich doch gestehen, daß es Wesen auf dieser Welt gibt, die ich inniger liebe, als Spinat und Würsteln; allein in diesem Augenblicke liebte ich sie unendlich, und in diesem Augenblicke hätte ich mein schönstes Sonett um die ungehinderte Vereinigung mit Spinat und Würstel gegeben, jedoch:

„Der Mensch denkt und der Kellner lenkt!"

Ich beschloß, meine ungetheilte Aufmerksamkeit dem

Kellner rechts zu schenken; da war er zwischen Mutter und Luiken. Sie hatte schon ein Paar Würstel für sich auf dem Teller; und auch dem zarten Luiken hatte sie schon ein Paar auf den Teller gelegt, und doch blieb noch ein drittes da für mich; ich griff schon darnach, allein:

„Zwischen Lipp' und Bechers Saum
Liegt noch ein großer Raum."

Luiken war ein kleiner Spaßvogel; unbemerkt hatte er die Finger unter der Schüssel hinaufgestreckt, das Würstelpaar an dem äußersten Zipfel erwischt und husch hatte er's herausgerissen, daß der Spinat davon flog. Die Mutter wollte sich zu Tode lachen. „O!" sagte ich mit Grimm, „das ist ein Schäker, der Luiken!" und auch das ging vorüber.

Das vierte Gericht bestand aus kleinen Gänsebrüsten mit Kapern-Sauce. Die linke Seite hatte ich ganz aufgegeben; da war kein Heil zu finden, denn mein Nachbar von dieser Seite war mein Vormund, das heißt, er aß mir Alles vor dem Munde fort; also nur rechts hatte ich zu spekuliren. Die Gänsebrüste nehmen immer mehr ab; so ist der Mensch, er greift nicht gerne in die eigene Brust, aber in die seines Nebenmenschen. Da kam der Kellner mit der letzten einzigen Gänsebrust und stand zwischen Mutter und Sohn, wie in der Schiller'schen Ballade:

„Zwischen Larven die einzige fühlende Brust!"

Ich weiß mich lange keiner solchen Sehnsucht zu

erinnern, wie sie mich jetzt ergriff, denn die Sehnsucht des Magens ist eine ganz andere, als die des Herzens; „ach" seufzte ich still, „komm an meine Brust, du —" allein der Seufzer erstarrte mir auf der Lippe; mit einem Griff wie eine Clavierspielerin hatte die zärtliche Mutter die letzte Gänsebrust angepackt und sie an ihre eigene gezogen. Der Kellner kam mit Ironie und Kapern auf mich zu, und ich fing schon an, an aller Menschheit zu verzweifeln. Noch lagen Mehlspeis und Braten wie unentdeckte Reiche Amerika's vor meiner Phantasie. Die Mehlspeise kam. Zwei kleine Leopoldiberge. Ich war zum Aeußersten entschlossen. Ich mußte Mehlspeise bekommen und hätte ich Luiken ermorden müssen. Die zärtliche Mama hieb in die Mehlspeise hinein wie ein Bergknappe, ich dachte mir in mir:

„Nur zu, geschäftiger Maulwurf!"

Sie legte einige kleine Mehlspeishügel auf ihren Teller, und eine kleine Gebirgskette auf Luikens Teller; aber es blieb auch noch eine kleine Portion für mich; schon war der Kellner bei mir, schon hob ich den kühnen Löffel, da macht Luiken eine kecke Wendung, stößt den Kellner an den Arm, der letzte Rest von Mehlspeise fällt auf den Boden und die Sauce fließt mir über den Frack hinab. Ich sah wehmüthig hinab zu der gefallenen Mehlspeise.

„Da liegen meine Königreiche!"

wischte mir die Sauce und eine stille Thräne ab und saß und harrte auf den Braten.

Da kam er, anspruchslos, in kleine Theile geschnitten; ein kleiner Luftzug, der durch das Zimmer wehte, spielte mit den kleinen Portionen, und der Kellner legte die Gabel darauf, damit die Luft sie nicht fortführe. Von allen Seiten wurden nun die Gäste lauter Wahlherren, ein Jeder musterte die ganze Schüssel und stach sich das Beste heraus. Mein Nachbar links war dem Kellner entgegengereist und nahm ihm das Beste fort. Die Mutter meines lieblichen Luiken aber kehrte und wendete an den letzten Portionen, wie an Münzen, von denen alle Gepräge verwischt sind, nahm endlich drei Stücke für sich, und drei Stücke für Luiken, und die Schüssel kam an mich; inmitten der Schüssel lag ein Wesen wie eine kleine Mumie; es war ein kleines Bein mit unverkennbaren Spuren ehemaliger Fleischanwesenheit. Neben diesem Bein lag eine halbe gelbe Rübe, wie ein verwitterter Leichenstein, und der Kellner sah mich elegisch an, wie der Genius über einem Grabmal, und seine hellen Gesichtszüge sahen auf die Schüssel, zu sagen scheinend:

„Hier ruhen die Reste eines irdischen Kapauner!"

Ich ließ den Wirth rufen, hielt ihm das Bein, an dem gar nichts daran war, unter die Nase und sagte: „Man spricht, daß man bei Ihnen so gut speist, ist da was daran?"

Darauf drückte ich Luiken zärtlich an mein Herz, gab meinem Nachbar links den Rippenstoß, den er mir

vor Tische geliehen, zurück, trat meinem Vis-à-vis mit dem Zwiebackgesicht grimmig auf den Storchen-Fuß, bezahlte meine Zeche und ging dorthin essen, wo man nicht Table d'hôte speist, und

„Wort gehalten wird dort in jenen Räumen!"

Unser Mittwoch.

„Sie müssen einmal auf unsern Mittwoch kommen!“ sagte mir der Herr Käszeisel, „da leben wir wie im Paradies!“ — „Ja, Sie müssen auf unsern Mittwoch kommen!“ schnarrte Fräulein Käszeisel.

Es ist einmal mein Schicksal, dachte ich, denn ein Schicksal gibt es, das hab' ich von unsern Tragödien-Dichtern gehört, und besonders im Monat Februar, da ist das Schicksal geboren worden, am 24. nämlich. Also es gibt ein Schicksal, und das Schicksal erscheint jedem Menschen anders, dem Einen als eine Million und dem Andern als eine Rente von siebenzig Gulden, dem Einen als ein großes Versprechen und dem Andern als der Haß eines Günstlings, dem Einen als ein Eheweib und dem Andern als ein sogenannter guter Freund. Ich hatte bis jetzt gar kein Schicksal, mein Schicksal wurde wahrscheinlich auf Wartegeld gesetzt, und ich nahm an, mein Schicksal erscheine mir nun als „unser Mittwoch“!

Unser Mittwoch war nämlich der »jour-fix« der Familie Käszeisel, an dem äußersten Ende der X-Vorstadt. Jour-fix! Es ist gut, wenn der Mensch einmal etwas

Fixes hat, deshalb trinken die Leute so viel Mineralwässer und Brausepulver, um nur etwas Fixes zu haben, sei es auch nur — fixe Luft. Nichts auf der Welt aber ist weniger fix, als das Vergnügen eines fixirten Tages; ich nenne es nur immer: das fixirte Vergnügen eines fixirten Tages!

Der Käszeisel'sche Jour-fix war in der ganzen X-Vorstadt berühmt, es war „Gesang und Tanz und Spiel und Duft und junge Rosen!" Dazu Deklamation, Vorlesung, Haustheater und Soupé.

Den Mittwoch-Abend pflege ich gewöhnlich aus drei guten Gründen bei mir selbst zuzubringen: einen Grund muß ich dem Leser verschweigen, den andern Grund kann ich der Leserin nicht sagen, und den dritten kann ich Beiden nicht anvertrauen. Diese drei Gründe sind gewiß hinreichend, dem Leser und der Leserin zu beweisen, daß es sehr interessante Gründe sein müssen. Indessen einen Mittwoch-Abend mußte ich meinem fixen Schicksal opfern. Es ist gar nichts, einen Tag zu opfern oder zu verlieren; das diem perdidi ist gar nichts, aber eine Nacht verloren, das will etwas sagen, man mag sie nun durchschlafen oder durchwachen.

Ich fuhr hinaus. Als ich schellte, fuhren die drei vereinigten Käszeisel heraus, um mir aufzumachen. Der männliche Käszeisel drückte mir die rechte Hand, die frauliche Käszeisel drückte mir die linke Hand und Fräulein Käszeisel trat mir in Ermangelung einer dritten Hand auf den linken Fuß, und zwar auf jenen Finger, der unter vier Augen oft schmerzlich empfindsam ist. Die Käszeisels führten mich wie

den Boeuf-gras in den Tanz-, Speise-, Conversations-, Sing- und Declamirsaal und riefen aus: „Hier ist er!" Wenn ich sage, sie riefen aus, so verstehe ich darunter: er brüllte, sie schnarrte und das Töchterchen zwitscherte.

Die Gesellschaft fuhr in zwei Theilen aus- und ineinander. Die Frauenzimmer fuhren alle in eine Ecke ineinander, und Eine versteckte sich unter die Andere, wie die Lämmer vor dem Regen, und die Männer fuhren auseinander und Alle um mich herum. Ich kannte nicht eine sterbliche und nicht eine unsterbliche Seele in der ganzen Gesellschaft, und das aus zwei Gründen, erstens weil es so finster war, daß ich sie nicht sehen konnte, zweitens weil ich wirklich keine kannte. Madame Käszeisel sagte, sie wären eben in der Leseabtheilung, sie lesen nämlich immer ein großes Trauerspiel und Jeder lese seine Rolle:

„Heute," sagte die Käszeislin, „lesen wir halt den „Faust" von dem großen Göthe, das ist ein prächtiges Stuck!" Ich bat in der Lektüre fortzufahren, allein vergebens.

Die Madame Käszeislin sagte, sie hätten „die Jungfrau von Orleans" gelesen, das sei ein sehr „aromatisches Stück," aber schwer zu lesen, weil es in „Drachmen" geschrieben ist, sie wollen nicht weiter lesen, denn sie fürchten sich, ich könnte ihre „Dekelmation in der Zeitung hineindrucken". Ich bedauerte sehr, die Lektüre unterbrochen zu haben, und versuchte es, den Knäuel von Mädchen, der sich immer mehr zusammenballte, aufzulösen. Ich ging zu ihnen hin und betheuerte, daß ich sie weder beißen noch zwicken werde, und

daß ich auch ihre „Dekelmation nicht in der Zeitung hineindrucken lassen werde.“ Dabei faßte ich den Mittelfinger der „Jungfrau von Orleans“ und führte ihn in meinen Mund, um sie zu überzeugen, daß ich nicht beiße. Es gelang mir, die Jungfrau, eine Demoiselle Süßwurzel, zutraulich zu machen; sie war eine geborne Leimsiederische und hatte früher einen Leihbibliothekarischen zum Geliebten. Auch Agnes Sorel, eine Mamsell Sulzfüßel, trat nun muthig zu mir heran; auch Graf Dunois, der Völkerbezwinger, Musje Gelbhölzel, ein Schüler der Handlungsbeflissenheit, und Karl der Siebente Musje Oberstöpsel, ein dilettirender Wachsler, wurden ganz vertraulich und furchtlos, und sie gaben mir noch eine Lese-Scene zum Besten. Es war die Scene, in welcher Johanna zum ersten Male vor dem Könige erscheint. Gelbhölzel fing mit einer Stimme wie eine quiescirte Druckwalze an:

„Bist du eß, wunterpaares Metchen —“

Darauf zirpte Demoiselle Süßwurzel wie eine enghalsig Essigflasche:

„Baschtard von Orleahns, du willst Gohd versuchen!“

schritt dann wie ein aufgemachtes Zirkeleisen auf Karl zu und ließ sich auf die Knie nieder; Musje Oberstöpsel sprach mit allem Anstande einer sentimentalen Wachskerze:

„Du siehst mein Antlitz heut zum erstenmall,
Vohn wahnen kehmt dir diese Wihsenschaft?“

So ging es fort, und während der ganzen Scene hatte Mademoiselle Sulzfüßel als Agnes Sorel ein Genie

im stummen Spiel entwickelt; sie drückte die Aeuglein immer zu, wie ein Stieglitz, wenn er trinkt, und mit der rechten Hand fühlte sie sich am linken Ellenbogen den Puls; in diesem stummen Spiel wurde sie von Dunois-Gelbhölzel unterstützt, der immer die Hände ausbreitete, als ob er einige Ellen Flanell messen wollte. Als die Scene zu Ende war, stürzten alle Käszeisels auf mich zu und kneipten mich um meine Meinung; ich war ganz entzückt und sagte, das können die da drin, im Hoftheater, lange nicht. „Nicht wahr," sagte Madame Käszeisel, „und sie memorriren Alles vom Blatte" — „und," fügte Mamsell Käszeislein hinzu, „und holt gor niks ohne Ackzent!" Ich aber trat vor Johanna Süßwurzel hin und sagte mit Karl:

„Du siehst mein Innerstes und kennst meine Zerknirschung!"

worauf ich sie um den ersten Walzer bat. Sie warf mir einen Blick zu und sagte mit Hoheit: „O jo!" — Ich tanze eigentlich nicht, als in außerordentlichen Fällen, und so einer war hier, denn es war in dem großen Zimmer, genannt Saal, eine grimmige Kälte, zwar keine sichtbare helle, denn es war auch so finster, daß ich im Stillen die Bemerkung gemacht habe, Karl, der Wachsler, hätte besser gethan, seine Wachskerzen, als sein Licht leuchten zu lassen; aber es war eine hörbare Finsterniß, denn ich und mein Freund N., der mit mir da war, uns klapperten die Zähne, und wir fingen zu tanzen an. Die junge Käszeislin spielte Clavier; sie stach jeder Taste extra den Staar, und wir hopsten nach diesen Walzern herum. „Erkennen Sie diesen Walzer?" fragte die

Käszeislin, „es ist ein Lanner'scher." Es war ein Lanner'scher Walzer; aber auch durch Blatternarben ganz entstellt! Der Tanzsaal war wie eine ländliche Wintergegend, dunkel, kalt, voll kleiner Berge und Thäler am Boden; ich fegte mit der „Jungfrau von Orleans" über diese Gebirgsgegend hin, wie Fingal's Geist mit der Harfe, und dachte an Göthe's Worte:

„Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen,
Lust und Entsetzen und grimmige Pein!"

Die „Jungfrau von Orleans" bammelte an meinem Herzen wie eine Kürbisflasche an der Brust eines Wilden. Ich tanzte wüthend darauf los, wie ein wahnsinniger Telegraph.

Es war nun ein gespensterhafter Anblick! Ueber die dunkle Haide schwebten wundersame Gestalten, feuchte Nebel deckten die Gegend und von ferne schallten Töne wie ein in Kratzbürsten gesetzter Unkenruf! — In der Rastviertelstunde wurde etwas gegessen aber äußerst zart und romantisch. Eine homöopatische Gans, so groß wie ein Spatz, schwebte wie ein Schatten über die Scene und kam in Infinitesimaltheilchen wieder in die Gesellschaft. Eine einzige Serviette ging zur Beförderung der geselligen Schmutzigkeit von Hand zu Hand, und blieb dann auf dem Tische liegen. Zwei große Flaschen, von denen in einer einmal Wein gewesen war, und in der andern hätte Bier sein können, standen bei einer dritten, in welche nächstens Wasser kommen wird. Die Käszeislin, eine praktische Wirthin, ließ sogleich wieder darauf los hopsen, Agnes

Sorel, vulgo Sulzfüßel, ergriff in Eile statt ihres Tuches die einzige Serviette vom Tische und diese hing wie eine Flagge hinter ihrem Rücken herab. In dieser Serviette blieb fatalistischer Weise ein Gänsebein von der allsättigenden Wundergans hängen und baumelte hinter Agnes Sorel drein. Ich bemerkte sogleich diesen Fund, ergriff neuerdings die Johanna, humpelte mit ihr schnell hinter Agnes Sorel her, und im Vorübertanzen erhaschte ich richtig das Gänsebein, zog meine Johanna auf die Seite, bot ihr das Gänsebein und sprach wie La Hire:

„Die treue Neigung eines redlichen
„Gemüths genügt dir, und das stille Loos,
Das ich mit dieser Hand dir anbiete!"

Die Jungfrau war gerührt und drückte mir die Hand, wovon die ungläubigen Leser noch die Fettspuren auf meinen Glacé-Handschuhen sehen können.

Nach und nach wurde es Mitternacht, mir wurde das Ding doch schon zu bunt, ich und mein Freund, wir empfahlen uns, nachdem wir allen Käszeiseln versprochen hatten, von nun an jeden „unsern Mittwoch" zu besuchen.

Wir fielen in der Stadt noch in einem Gasthause ein, erzählten einigen Freunden unsere Abendunterhaltung; sie baten mich augenblicklich ihnen einige Verse darüber zu machen. Ich entsann mich mehrerer bekannten parodistischen Gedichte und brachte aus meiner Erinnerung Folgendes heraus:

Unser Mittwoch.

Wer wagt es, Mädchen oder Mann,
Zu tanzen in dieser Finsterniß?
Und faßt er nicht gut die Arme an,
So stolpert er gewiß.
Und noch einmal der Wirth die Gäste fragt:
Ist Keiner, der den Tanz hier wagt?
Und ein Stutzerchen, ganz dünn und keck,
Tritt aus der Finsterniß hervor,
Den Hut wirft er, das Stöckchen weg,
Und wählt aus der Tänzerinnen Chor,
Und haspelt herauf, und haspelt hernieder,
Um zu erwarmen die erfrorenen Glieder.
Und mit Erstaunen und mit Grauen
Schauen's die Ritter und Edelfrauen;
Da öffnet sich behend die Seitenthür,
Und ein Bedienter schleicht herfür,
Und meldet mit gesenkten Ohren,
Daß ein Gast erfroren.
Heil ihm! er ist heimgegangen,
Bevor die Speiseglocke tönt,
Es zog ihn fort ein süß' Verlangen,
Er war ein wärmeres Klima gewöhnt!
— Der Wirth aber zu dem Diener spricht:
„Frisch auf, mein Kind! und zög're nicht."
Und dieser hört mit Schrecken,
Er soll decken!
„Ich bin," spricht jener, „zum Decken bereit.
Und bitte nicht für mein Leben;
Doch willst du den Gästen etwas geben,
So bitt' ich noch um drei Tage Zeit,
Denn weder Bier noch Brot ist bereit."

Da rollt der Wirth die finst'ren Brau'n:
„Was red'st du da, Gesell?
Sie möchten jetzt schon einhau'n,
Den Tisch richt' an zur Stell'!"
Horch, die Teller hallen dumpf zusammen,
Und der Diener hat vollbracht den Lauf.
„Nun," ruft der Wirth, „nun, in Gottes Namen,
Ihr Gäste, brecht zum Tische auf.
Sehe Jeder, wo er bleibe,
Sehe Jeder, was er treibe,
Und wo er sitzt, daß er nicht falle,
Essen hab' ich nicht für Alle."
Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt,
Man sehnet sich nach Obst und Früchten,
Nach Braten, warm oder kalt.
Eitler Wunsch! verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Gleis
Bleibt der Gäste leerer Magen,
Ewig steht der Schluß des Zeus! —
Freunde hat mir Gott gegeben,
Sehet, wie ein güld'ner Stern,
Mit der Schüssel, blank und eben,
Naht der Diener seinem Herrn!
Sie war nicht für die Gäste hier geboren,
Man wußte nicht, wohin sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald ein Bein man von ihr nahm.
Durch der Gäste lange Kette
Um die Wette
Schauet man um Wein sich um;
Ach, wüßten wir, wer einen hätte,
Wir bäten ihn darum.

Dort erblick' ich Rebenhügel,
Ewig jung und ewig grün,
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Ach, nach Grinzing zög' ich hin!
Und hungrig bleiben alle Gäste —
Da nahte sich ein sattes Paar,
Das allereinzige beim Feste,
Weil es vorerst beim Czermak war

Der Sommersprossen-Tag,

oder:

Wie viel Unannehmlichkeiten man auf einem kurzen Spaziergang erfahren kann.

Es gibt Tage, in denen man gerade kein Unglück, aber doch tausenderlei kleine Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten erlebt. Tage, an denen unser Genius mit dem linken Füße zuerst aus dem Bette gestiegen; Tage, an denen Einem Alles über Quere geht, wo man schon gleich in der Früh den Pantoffel verkehrt findet, und der Aermel des Schlafrocks hineingezogen ist. An solchen Tagen, die lauter kleine Pünktchen und Fleckchen haben: kurz, Tage, die so zu sagen, Sommersprossen haben, an einem solchen Sommersprossentag soll der Mensch nichts Wichtiges unternehmen, keinen Versuch machen, sich Geld auszuborgen, keine Liebeserklärung wagen, keine kalten Fische essen, keinen humoristischen Aufsatz schreiben, die Nägel nicht abschneiden und keinem Gönner seine Aufwartung machen; denn an diesem Sommersprossen-Tag kriegt er nichts geliehen, findet er keine Gegenliebe, verdirbt er sich den Magen, schreibt er dummes Zeug, schneidet er sich in den Finger und sagt seinem Gönner eine Sottise. An einem solchen Sommersprossen-Tag

soll der Mensch nicht zu Hause bleiben; denn an diesem Tage kommen alle Gläubiger, alle Müßiggänger, alle Reconnaissance-Visiten, alle Recommandations-Schreiben, alle gerichtlichen Vorladungen, alle Collectensammler, alle Concertgeber, alle anonymen Zuschriften, alle häßlichen Frauenzimmer, alle faden Journale; des Morgens krapt der Schornsteinfeger und des Mittags scharrt der Parquetputzer im Zimmer herum; der Ofen fängt an zu rauchen; der Wind schlägt eine Fensterscheibe ein, die Thüre schreit, der Schreibtisch wackelt, das Federmesser ist verlegt, die angefangene Arbeit kann man nicht finden, ein Buch, welches man gerade braucht, ist ausgeliehen, der Bediente hat gerade den Fluß vor den Ohren und die Glocke ist abgerissen! An einem solchen Sommersprossen-Tag soll man aber auch nicht ausgehen, denn es begegnen Einem sodann eine Unzahl kleiner Unfälle und Undinge, Kleinigkeiten und Winzigkeiten, die wie Mottenfraß endlich die pelzigste Natur zerfressen.

Es war ein solcher Sommersprossen-Tag, als ich von meinem Quartiere in der oberen Bäckerstraße in den Prater spazieren ging. Beim Aufstehen hatte ich den Fuß in das Bettlaken so verwickelt, daß mein Bedienter die dramatische Entwickelung vornehmen mußte. In dem rechten Pantoffel lag ein Hemdknöpfchen, welches am Abend beim Entkleiden hineinfiel, ich trat stark auf, that mir weh und zertrat das Hemdknöpfchen. Als ich von meinem Schlafzimmer in mein Arbeitszimmer gehen wollte, rannte ich an meinen Bedienten, der mir mein Glas Trinkwasser brachte,

an. und beschüttete mich ganz naß. An der Kaffeemaschine war das obere Sieb verstopft. Der Spiritus war gerade ausgebrannt, und die Milch rann zusammen. Gleich nach dem Frühstücke schickte mir Jemand ein dickes Trauerspiel in fünf Aufzügen, und ein Anderer ein Heldengedicht in 17 Gesängen zum Durchlesen und Meinung abzugeben dazu. Darauf kam der Friseur und verbrannte mir die Schläfe, und der Barbier schnitt mich in das linke Ohrläppchen. Darauf ließen sich einige reisende Virtuosen melden, alle mit Empfehlungen bewahret. Einige Minuten später kam eine Correctur, die einen Rheinlachs hätte rasend machen können u. s. w.

Kurz, ich entschloß mich, zu entfliehen und einen Gang in den Prater zu machen.

Ich nahm Oberrock, Ueberschuhe und Parapluie, und begann meinen Spaziergang.

Ich schlug die Gangthüre hinter mir zu, und siehe da! ich hatte den Schoß meines Oberrockes eingeklemmt. Ich suchte in der Tasche um den Schlüssel, ich hatte ihn auf dem Tische liegen lassen. Ich stand da und wußte mir nicht zu helfen. Eine Dame kam vom zweiten Stocke herab, sah mich wie einen gefangenen Aal zappeln und lachte über meine Beklemmung. Ich mußte den Oberrock ausziehen, den Schlosser rufen, um meinen Oberrock zu befreien, den ich hinein legte und mir einen andern nahm. Zum zweiten Male verließ ich dann meine Wohnung; am Thore wollte ich meine Handschuhe anziehen, ich hatte sie, als ich den Oberrock wechselte, niedergelegt, und stieg

wieder hinauf, um meine Handschuhe zu holen. Als ich die Treppe hinab stieg, trug Jemand einen Sack Mehl in das obere Geschoß, streifte an mich an, und die rechte Seite meines blauen Oberrockes sah aus wie ein weißer Unterrock. Ich stieg wieder in meine Wohnung zurück, mein Bedienter war nicht da; ich stieg, nachdem ich meinen Ueberschuh abgezogen, auf einen Sessel, um die Bürste herunter zu holen, bürstete mich vollends rein ab, und verließ zum dritten Male meine Wohnung. Am Ausgange des Hauses stand der Hausmeister und rief mir zu: „Euer Gnaden haben nur einen Ueberschuh an!"

Mit schafmäßiger Geduld stieg ich wieder zu mir selbst in die Höhe, zog den Ueberschuh an und gelangte endlich glücklich auf die Straße.

Als ich in der Straße war, sah ich eine schöne Dame von der andern Seite mir entgegen kommen, ich wollte recht graziös vorüberschweben und ihr einen holden Blick zuwerfen; dabei bemerkte ich nicht, daß auf der Seite, wo ich ging, Holz gehackt wurde, stolperte über den Sägebock und fiel auf den Holzhaufen. Ich raffte mich zusammen, ging auf die Dame zu, um durch irgend einen Einfall meinen Unfall zu bemänteln, ich wollte gerade sagen, daß ich für sie gerne den Holzstoß bestiege oder dergleichen, allein welch ein Mißgeschick! es mußten mir Sägespäne in die Nase gekommen sein, ich mußte niesen, und so oft ich reden wollte, hinderte mich mein Niesen daran. Ich nahm Reißaus und wollte in das Durchhaus nach dem Köllnerhof zu gehen, rannte an eine Sänfte an,

der Sesselträger schrie: „Na, der Lümmel!“ Ich machte gar keinen Versuch, ihn zu besänftigen, sondern flüchtete in das Adamische Kaffeehaus. Ich ließ mir ein Glas Melange geben und eine Zeitung; verschüttete die Hälfte des Kaffees, und in der ersten besten Zeitung, es war gerade »La Moda«, stand eben ein Artikel gegen mich. Ich verließ das Kaffeehaus, um meinen Weg fortzusetzen, da sah ich, daß hinter mir Herr X. kommt, der die Menschen auf der öffentlichen Straße mit Anekdoten todtschlägt; ich wollte schnell vorwärts schreiten, um ihm zu entkommen, da fuhr ein meilenlanger Bierwagen aus einem Hausthore und versperrte die Straße! Da stand ich, vor mir der lange Bierwagen, und hinter mir einige lange Anekdoten! Richtig packte er mich, versetzte mir einige Anekdoten und wollte mir eben noch eine beibringen, als ich ihm sagte, ich müßte da in ein Haus hineingehen, und entschlüpfte in den Darvaer-Hof. In der Eile des Durchfluges blieb mein Rock an dem Stocke im Durchgange hängen, ich wandte mich rasch um und prallte an ein Mädchen an, welches ein weißes Kleid auf einem Stocke trug, schleuderte das Mädchen an die Wand und das Kleid zu Boden. „Na,“ sagte das Mädchen, „können's die Geschicklichkeit schon lang?“ — Wie ein gejagtes Reh entfloh ich und erreichte glücklich das sogenannte Lorenzo-Thürl ohne andere Unannehmlichkeit, als daß auf dem Lorenzo-Bergel, wo eben gebaut wurde, mir gerade vor der Nase ein langer Querbalken aufgezogen wurde, und ich an fünf Minuten lang warten mußte. An dem Lorenzo-Thürl kam mir die fatale Idee, die dort

angeschlagenen Zettel alle zu lesen. Der Durchgang ist schmal, die Frequenz stark, einige Personen standen schon da, die Zettel zu lesen; ein Vorübergehender, an mich anrennend, stieß mich so gegen die Wand, daß ich ein mit verschiedenen Lebensmitteln gefülltes Tuch, welches ein dastehendes altes Weib in der Hand hatte, dermaßen an die Wand schnellte, daß die darin befindlichen Eier alle zerbrachen, und die Dotter durch das Tuch herausquollen. Man kann sich denken, welche Fluth von naiven Redensarten aus dem Munde der Alten, welcher mir jetzt weiter als das Lorenzo-Thürl vorkam, mir entgegen strömte. Ich rannte wie besessen der Brücke zu.

Der Wind pfiff, und es begann zu regnen. Ich mußte mit der einen Hand den Regenschirm balanciren, und mit der andern Hand den Hut auf dem Kopfe festhalten. Es gehört in solchen Zeiten nicht wenig Geschicklichkeit dazu, glücklich über diese Brücke zu kommen. Auf der Mitte der Brücke begegnete mir gerade wieder ein Mann mit einem Parapluie und die Hand ebenfalls am Hute festgenagelt. Wir rannten aneinander, wollten ausweichen, und weichen Beide auf derselben Seite aus, stießen wieder aneinander, sprangen wieder Beide auf die entgegengesetzte hinüber und fuhren wieder mit der Brust zusammen. So machten wir sechs- oder siebenmal den komischen Rösselsprung, bis wir uns los werden konnten. Gottlob, das Trottoir an den Kaffeehäusern ist erreicht, die Häuser der Jägerzeile versprachen etwas Schutz, und ich segelte mit meiner Parapluie-Gondel getrost vorwärts. Da reißt der Wind einer vor mir

gehenden Dame den Beutel sammt Taschentuch aus der Hand, ich bücke mich darnach, strecke die Hand aus, und in demselben Augenblicke reißt mir der Wind den Hut vom Kopfe und wirbelt ihn vorwärts der Jägerzeile zu. Ich wirble dem Hute nach, und er wird vom Winde gerade zu den Füßen eines mir entgegen kommenden Frauenzimmers hingetragen; ich stürze mich zu dem Hute hin zu ihren Füßen, sie erschrickt, springt seitwärts und stößt den Aepfelstand der Oebstlerin, beim Lamm gegenüber, über den Haufen, stolpert selbst und da liegen wir, ich, der Hut, die Aepfel, das Frauenzimmer, und die Oebstlerin steht neben uns und hält uns eine Leichenrede, die nicht in den Wind gesprochen war. Ich wollte mich erheben, glitt wieder aus, die Oebstlerin zählt die Häupter ihrer Aepfel, tobt dabei, das Mädchen bringt ihren Anzug in Ordnung, ich stammle Entschuldigungen und mache mich aus dem Staube, oder vielmehr aus dem Moraste. Mein Gesicht war bei dem Falle naß geworden, ich wollte mich mit meinem Taschentuche abtrocknen, allein ich hatte es in dem ersten Oberrocke in der Tasche stecken lassen." Was war zu thun? Zum Glücke fiel mir ein, daß in der Jägerzeile eine Bekannte von mir wohnte, und ich nahm keinen Anstand, in dieser Verlegenheit meine Zuflucht zu ihr zu nehmen. Ich eilte hastig die Treppe hinauf, da führte der leibhaftige Guckguck ein Holzweib mit einer Butte Holz die schmale Treppe vor mir hinauf; ich schwankte hinterher, sie wollte eilen, verfehlte eine Treppe und das Holz fiel auf die Stiege hin. Ich räumte auch dieses Hinderniß hinweg, ließ Oberrock, Parapluie u. s. w. im

Vorzimmer, trat zu der gnädigen Frau ein, stellte ihr die Reihe meiner Unglücksfälle vor, und bat um ein Taschentuch. Ich bekam es mit vieler Anmuth und empfahl mich. Indessen war das zwölfjährige Söhnlein vom Hause ausgegangen und nahm ohne viel Umstände mein Parapluie mit. Sollte ich wieder eintreten? Das wollte ich nicht. Ich entschloß mich also, bei einem andern Bekannten ein Parapluie auszuborgen; denn ich gehe alle Tage trotz Regen und Wind in den Prater. Ich hatte diesen Bekannten schon unendlich lange nicht besucht und machte mir also eine kleine Anrede zurecht. Ich riß an der Thürglocke, und — man denke sich mein Entsetzen! — der Mann war längst weggezogen, ein anderer unglückseliger Poesie-Dilettant, der mir vor ungefähr einem Monate 65 Charaden zum Durchlesen brachte, öffnete mir die Thüre und war ganz entzückt, mich zu sehen. „O!" rief er aus, „Sie sind sehr gütig, daß Sie sich wegen der Charaden zu mir bemühen! Spazieren Sie gefälligst herein!" Ich war in einer gelinden Verzweiflung. „Verzeihen Sie," sagte ich, „ich bin eigentlich gekommen, weil mir gerade eingefallen ist, welche schöne Charade das Wort „Regenschirm" gäbe, und da Sie ein solcher Meister sind, so mußte ich es Ihnen mittheilen und Sie bitten, eine Charade daraus für die Theaterzeitung zu machen!" Sein Gesicht phosphoreszirte vor Seligkeit: „Recht gern, recht gern!" — „Bei dieser Gelegenheit," fuhr ich fort, „könnten Sie mir vielleicht einen wirklichen Regenschirm leihen, blos in den Prater."

Er brachte mir einen Regenschirm, der auch einer Charade ähnlich sah; denn er war seiner Auflösung ganz

nahe! Rothe Leinwand, die aus gelbem Neid ihre Farbe verleugnen wollte, war vermittelst eines bescheidenen Bindfadens um eine Gattung Schierhaken fest gebunden. Als ich auf der Straße den Schirm aufmachte, sah das röthliche Ding mit seinen Fischbeingräten aus, als ob man aus einem Saibling, der die Rippenfell-Entzündung hatte, ein Parapluie gemacht hätte. Ich wollte es aufspannen, allein meine gespannte Erwartung wurde getäuscht; ich mußte selbst mit meinen zwei Fingern der rechten Hand die Klammer machen, das Dach des Schirmes zu schützen. Wenn ich in die Höhe sah, so war dieses Dach wahrscheinlich ein astronomischer Thurm: denn man konnte den Lauf der Gestirne durchsehen, und es waren Löcher und Lücken zu Tubusen und Fernrohren da.

So quälte ich mich bis ans Ende der Jägerzeile hinab. Als ich am sogenannten Pfendlerhause um das Eck hinausbog, da faßte der Wind meinen Danaiden-Regenschirm und kehrte sein Dach ganz um, so daß es aussah, als hätte er den Reifrock über den Kopf zusammengeschlagen. Ich klammerte mich an dem Stocke des Schirmes fest und wurde von dieser Maschine mit fortgezogen, so daß ich und das Ganze ausgesehen haben muß, wie ein fliegender Drache. Die Gewalt des Windes, welcher sich in dem oberen Luftballon des Schirmes verfangen hatte, riß uns mitten in eine Heerde Ochsen hinein, die gerade von den Weißgärbern herüber getrieben wurde, welche stutzig über diese Erscheinung ehrfurchtsvoll aus einander ging und uns durchließ.

Im Anfange der Praterallee pauschte ich meinen Montgolfier zusammen, der Regen hatte aufgehört, und ich nahm meine Augengläser herab, um sie, da sie vom Regen naß wurden, mit meinem Taschentuche zu trocknen; ungeschickter Weise mit steifen Händen zerbreche ich das rechte Glas der Brille, welches sogleich in drei Theilen zu Boden fällt! Ich muß nun mit einer Brille, die nur auf dem linken Auge ein Glas hat, weiter fortspazieren, und wenn ich etwas sehen wollte, ein Auge zusammenzwinkern, so daß meine Augen aussahen wie ein Jambus: ⏑ —! Ein Wagen rollte vorüber, ich zwinkerte die Augen zusammen, erkannte zwei Damen, grüßte; allein da war der Wagen schon vorüber, und mein Gruß flog in einen nachrollenden Wagen, in dem zwei mir ganz fremde Damen saßen; während nun die ersten Damen über die Unhöflichkeit meines Nichtgrüßens raisonnirten, ärgerten sich die andern zwei Damen wahrscheinlich über die Zudringlichkeit meines Grüßens; darüber mußte ich lachen, und da gerade ein dritter Wagen kam, wendete ich lachend meinen Kopf auf die andere Seite; da strich ein langer Mann, der aussah wie ein Eisenfresser, gerade an mir vorüber; der sieht mich mit gezwinkertem Blick, lächelnd, glaubt, da ich mich unglücklicher Weise gerade umwendete, ich messe ihn und lache ihn aus, und fängt Händel mit mir an. Ich erzähle nun dem Bramarbas die ganze Geschichte, er wirft ein metallenes Gelächter auf, daß die Bäume zusammenbeben und steigt weiter fort. Da führt mein guter Genius einen leeren Fiaker vorbei, ich rufe ihm zu, er soll

halten; er will absteigen, um den Schlag zu öffnen, ich sage: „Bleib' nur sitzen!" reiße den Schlag auf, will flink hinaufspringen, gleite von dem nassen Auftritt herab, schlage mir das Schienbein wund und schlage zugleich die Glasscheibe an der Wagenthüre zusammen. Endlich sitze ich. „Rasch!" rief ich dem Fiaker zu. Der Fiaker peitscht die Pferde tüchtig, der Weg ist glatteisig, am Anfange der Jägerzeile, bei den Kaffeehäusern, fällt ihm ein Pferd nieder und will sich nicht wieder erheben. In einem Nu setzt sich ein kleiner Anflug von Gassenjungen um den Wagen an, mehrere Fiaker kommen hilfreich, Alles nützt nichts: ich bin genöthigt, mit einer zerbrochenen Brille, mit einem umgekehrten Paraplnie, mit einem wunden Schienbein unter dem Lach-Chor der Straßenjungen auszusteigen, und ich retirire mich ins „Weiße Roß", wo ein Freund von mir einlogirte. Ich klopfe an. „Wer da?" — „Ich." — „Verzeihen Sie, ich kann Ihnen nicht aufmachen."

Ich ging wieder fort, nahm mir bei Nr. 1 einen zweiten Fiaker, in welchem ich endlich ohne weiteren Unfall nach Hause kam.

Mantel-Rede, in den Wind gesprochen.

Es war an einem jener schönen und heitern italischen Novemberabende, wie sie hier gewöhnlich sind: es schnitt eine kalte Luft herab; der Wind pfiff mir in die Ohren, als ob ich ein schlechter Schauspieler wäre; es regnete nicht so eigentlich, aber es thaute nebelig herab, und der Himmel sah aus wie eine junge Witwe, die gerne weinen möchte und nicht recht kann; kurz, es war so ein politisches Wetter, man hätte es eben so gut für trocken, als für naß, für recht schön und für herzlich garstig nehmen können. In einem solchen Wetter muß der Mensch entweder am Schreibtisch hocken und etwas schreiben, von dem man auch nicht weiß, ob es naß oder trocken ist; oder er muß zu seiner Geliebten schleichen, von der man oft auch nicht weiß, ob sie kalt oder warm ist. Ich hatte weder Lust zum Ersten noch Mangel am Zweiten, und dennoch beschloß ich auszugehen, um von dem schönen Wetter zu profitiren.

Ich beschloß auch in diesem Herbste zum ersten Male meinen Mantel wieder umzunehmen. Es ergreift mich immer ein wehmüthiges Gefühl, wenn ich alle Jahre wieder meinen Mantel hervorsuche, um mich in ihn einzuhüllen. Er kommt mir dann immer vor wie ein verlassener Freund, wie ein

vernachlässigter Gönner, zu dem man nur immer wieder zurückkehrt, wenn uns der Sonnenschein verläßt, und wenn er uns neuerdings Gutes thun, uns schützen und wärmen soll!

Man hängt oft so einen Freund an den Nagel, wenn man ihn nicht mehr zu gebrauchen gedenkt; so wie überhaupt der Mensch so vielerlei Dinge an den Nagel hängt und sie am Ende wieder holt. Nur Eines hängt der Mensch zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herab nimmt — sich selbst.

Die ganze Kunst im menschlichen Leben besteht darin, die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen; das heißt die rechten Sachen zur Zeit an den Nagel zu hängen, oder eigentlich: die Sachen zur Zeit an den rechten Nagel zu hängen, und sie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen!

Mancher Schriftsteller hätte seinen Ruhm nicht überlebt, wenn er seine Feder zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; mancher Held würde seinen Lorbeer nicht zerfallen gesehen haben, wenn er sein Schwert zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte; und mancher Kaufmann würde seinen Reichthum nicht verschwinden gesehen haben, wenn er seine Spekulationslust zur rechten Zeit an den Nagel gehängt hätte. Darum: die Sache zur rechten Zeit an den Nagel hängen und zur rechten Zeit wieder herunter nehmen, das heißt man: den Nagel auf den Kopf treffen; wer das verkehrt thut, der trifft den Kopf auf den Nagel und bleibt all' sein Lebelang vernagelt! —

Bei keiner Sache, selbst bei einem Diebe, ist das zur rechten Zeit Aufhängen so wichtig, als bei einem Mantel! Wer seinen Mantel zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen und zur rechten Zeit herunter zu nehmen weiß, der ist ein Philosoph und sein Mantel ist ein Sokrates-Mantel, und ein Doktor-Faust's-Mantel, und ein Deck-Mantel und ein Glücks-Mantel.

Den Mantel nach dem Winde hängen, das ist ein Leichtes in unserer Zeit voll Wind, in unserer Welt voll Windbeutel; das eigentliche tiefe Geheimniß der Schlauen und Pfiffigen besteht eigentlich darin, den Mantel nach dem Winde zu hängen, wenn gar kein Wind geht! Gehorsamer Diener! das ist eine große Aufgabe! Ein wahrer Weltmann, das heißt, ein wahrer Mann der Welt, nicht ein Mann der wahren Welt, ein solcher Mann hängt schon im August den Mantel nach dem Winde, der im Jänner gehen wird, um dann den Jännerwind nach seinem August-Mantel hängen zu können.

Es gibt Mantel-Künstler auf der Welt, Menschen, die ihren Mantel so lange nach dem Wind gehängt haben, bis der Mantel zuletzt umgekehrt wiederum seinen Menschen in den Wind hängt. Die Redensart: Man muß den Mantel nach dem Winde hängen, taugt überhaupt nicht; es muß heißen: Man soll den Mantel in den Wind hängen, um zu sehen, woher der Wind bläst; dann erst muß man sich nach dem Mantel hängen! Der Mantel muß stärker sein als der Mensch, sonst hängt am Ende der Mantel nach dem Winde, aber nicht der Mensch. Im Grunde

meint man mit dem Sprichworte: „Man muß den Mantel nach dem Winde hängen," nur, „man muß sich nach dem Winde hängen," denn der Mensch, sein Körper ist ja blos der Mantel seiner Seele, und alle guten, schwachen und curiosen Seelen hängen diesen ihren Mantel immer nach dem Winde.

Ich habe Menschen gekannt, die gar keinen Mantel hatten, und die doch ihren Mantel so nach dem Winde zu hängen wußten, daß sie in allen Mantel-Rollen zu Hause und echte Mantel-Kinder des Glückes waren.

Ich habe andere Menschen gekannt, die es so wenig verstanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen, daß sich jeder Wind an ihnen hing und sie fortführte, und sie beständig den Mantel-Sack nach dem Winde hängen mußten!

Andere Menschen sind noch ungeschickter und hängen ihren Mantel nach dem conträren Wind! Denen geht auch Alles conträr, denn wenn auch der Mensch glaubt, er nimmt den Mantel mit, im Grunde nimmt doch der Mantel die Menschen mit.

Es gibt viele Menschen, die, weil sie ihren Mantel nach dem Winde hängen, gewiß alle ihre Worte in den Mantel hängen, jedem Worte, jedem Ausdrucke ein Mäntelchen umhängen, die alle ihre Reden und ihr Thun deshalb so bemänteln, daß Alles, was sie sagen, dann in den Wind gesprochen ist.

Es gibt viele Menschen, die ihre lustigsten Stunden einem Trauermantel zu verdanken haben, und die das traurigste Herz unter einem Bajazzo-Mantel tragen.

Es gibt Menschen, die unter dem Mantel der Scheinheiligkeit den Pferdehuf verbergen; Andere, die unter dem Mantel der christlichen Nächstenliebe dem Nächsten seinen Mantel und Rock ausziehen.

Ich habe Menschen gekannt, die sehr einseitig waren und den Mantel doch auf beiden Schultern trugen; ganz Andere hängen den Mantel blos deshalb nach dem Winde, damit sie das Futter herausbringen! — Alles dieses und noch Mehreres, was noch in meinem Mantel blieb, dachte ich, als ich meinen Mantel wieder umnahm; ich wickelte mich fest in ihn ein und dachte: Es ist eine verwickelte Geschichte!

Pantoffel-Rede eines Schriftstellers und Satyrikers am Tage seiner Verheirathung.

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!"

Verehrteste Freunde, Gäste, Zuhörer und Volk!

Nach einer langen, vieljährigen wilden Ehe mit den neun Bergjungfrauen: Musen genannt, trete ich heute in das Zeichen des Krebses, das heißt vor den Altar, wo Amor ein Krebs wird und zurückgeht. Aus dem gereimtesten Leben gehe ich in das ungereimteste über; nach langjährigem Schreiben komm' ich erst recht in die Tinte, und aus der poetischen Freiheit gerathe ich in die prosaische Gefangenschaft. Mein Leben war eine Satyre, und die Satyre war mein Leben, und nun Adieu Leben und Satyre, ich mache nun mein Schluß-Epigramm! Ich werde von nun an keine beißenden Dinge mehr schreiben, denn ich werde von nun an Alles verbeißen müssen, bis ich ins Grab beiße! Weder den Cothurn noch den Soccus werde ich mehr beachten; denn ich werde blos mit dem Pantoffel zu thun haben!

Welche Betrachtungen, meine verehrten Zuhörer, knüpfen sich an dieses kleine, aber gewichtige Instrument: Pantoffel! Der Pantoffel ist der Rubicon aller männlichen Herrschaft. Alexander's großer Reiterstiefel, Attila's

Geißel, Berlichingen's eiserne Hand und Napoleon's Degen sind geringe Strohhalme gegen den Pantoffel. Der Ewige ist allmächtig, weil er nicht unter dem Pantoffel steht!

Betrachten wir, meine geliebten Freunde, dieses einfache aber bedeutsame, dieses unscheinende aber inhaltreiche Wesen näher.

„Kennst du das Bild auf zartem Grunde,
Es gibt sich selber Licht und Glanz,
Ein and'res ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz;
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein!"

Anspruchlos pflegt dieses Geschöpf unter dem Bette zu ruhen, der friedliche Stubenwanderer zieht daran vorüber, ohne es zu beachten; kein Unheil ahnend, sieht es der sorglose Gatte dastehen, sanft wie ein Lamm steht es da, und still wie eine züchtige Hausfrau. Da stürzt plötzlich er hervor:

„Ein Regenstrom aus Felsenriffen,
Er kommt mit Donners Ungestüm!"

Es ist kein Pantoffel mehr, es ist zürnender Gletscher, ein donnernder Feind!

Betrachten wir ferner den Stoff dieses verhängnißvollen Wesens: Es ist Leder und Seide; doch wenn er vom Leder zieht, so wirst du, freundlicher Leser, keine Seide spinnen.

„Wehe, wenn er losgelassen!"

Bei diesem Pantoffel läßt sich so darüber nachdenken, wie das menschliche Glück auf flüchtigen Sohlen entschwebt, und wie das häusliche Regiment beginnt:

„Leis' auf den Zehen kommt's geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht!"

Wenn der Mann seiner Frau den Handschuh hinwirft, hebt sie den Pantoffel auf, und der wüthende Ajax wird auf einmal zahm wie eine Amme im griechischen Trauerspiel!

Warum aber, meine verehrten Freunde, übt gerade der Pantoffel jene absolute Gewalt über uns arme Männer aus? Dieses süße Geheimniß der schaffenden Natur enthüllt kein schaffender Geist! Wahrscheinlich kommt das daher, weil der Pantoffel dasjenige Ding ist, wodurch die Frau an jedem Morgen zuerst festen Fuß im Hause faßt, und in dem sie zu allererst auftritt; der ausgezogene Pantoffel ist vielleicht ein stillschweigendes Zeichen, daß ihr der Mann auch nicht immer auf den Fersen sein soll. Eine doppelte Wehmuth aber, meine Verehrten, bemächtigt sich nun eines Schriftstellers und Satyrikers beim Anblicke seines zukünftigen Pantoffels! Ich wünschte, daß meine Schriften einen solchen bedeutenden Absatz hätten, als dieser mein Pantoffel. Das ist aber kein Wunder, denn es stecken schönere Füße in diesem Pantoffel, als in meinen Gedichten, obwohl meine Gedichte noch lederner sind, als dieser Pantoffel. Für einen witzigen, satyrischen, humoristischen Schriftsteller kann es aber kein größeres Glück geben, als unter den Pantoffel zu kommen; erstens

hat die Frau so viel Gewalt über den Mann, daß sie ihn nicht ausgehen läßt, so ist's ein Glück, wenn sie über seinen Witz dieselbe Gewalt hat, und ihn auch nicht ausgehen läßt. Zweitens besteht bekanntlich die schönste Funktion des Witzes in dem Vergleich der widersprechendsten Gegenstände, wie kann sich also ein witziger Schriftsteller darin besser üben, als wenn er sich stets mit seiner Frau zu vergleichen sucht? Der Witz ist ferner eine Eigenschaft, die Aehnlichkeit an zwei ganz verschiedenen Gegenständen aufzufinden; das kann ein Ehemann unter dem Pantoffel am besten; der Mann und die Frau sind doch gewiß zwei ganz verschiedene Gegenstände, und doch findet er da die Aehnlichkeit, daß die Frau ebenfalls der Mann ist! Witz erfordert eine lebendige Einbildungskraft; wer unter dem Pantoffel steht, kann es sich recht lebendig vorstellen, welche Kraft es hat, wenn sich die Frau was einbildet!

Jean Paul sagt: „Witz ist ein angeschauter Verstand!" Um eine Sache recht gut anschauen zu können, muß diese Sache still stehen; wer unter dem Pantoffel steht, dem bleibt der Verstand still stehen; welche Gelegenheit für den Witz, ihn anzuschauen!

Auch für die Satyre ist das Pantoffel-Regiment höchst nützlich, denn der Satyriker muß eine genaue Kenntniß aller Schwächen und Fehler, die er geißelt, besitzen; indem er heirathet, verschafft er sich die intimste Kenntniß derselben! Für den Humoristen aber kann es nichts Erwünschteres geben, als unter dem Pantoffel zu stehen.

Der Humorist soll zwischen dem Wehmüthigen und Lächerlichen mitten inne schweben; wer aber schwebt mehr zwischen dem Wehmüthigen und Lächerlichen, als ein Pantoffelmann? Ein Pantoffelmann ist ein wahrer Humorist wider Willen! Der wahre Humorist sieht die Natur als eine Mischung guter und schlimmer Eigenschaften, dem Pantoffelmann ist der Pantoffel zur Natur geworden, und in dieser Natur sieht er die Mischung des Schlimmen mit dem Guten, denn es ist für ihn gut und ein Glück, daß der Pantoffel keine Sporen hat wie ein Stiefel! Der Humorist sieht nichts, als sein parodirtes Ich, der Pantoffelmann eben so; seine Frau ist sein parodirtes Mann-Ich! Jean Paul erklärt den Humor für das umgekehrt Erhabene, das ist der Pantoffel, der Absatz ist das Erhabene, der wird umgekehrt, und der Mann, der unter dem Pantoffel steht, steht unter der direkten Herrschaft des Humors! Ich, meine verehrten Freunde, ich betrachte also meinen zukünftigen Pantoffel als das Werkzeug der höchsten Vollendung meines witzigen, satyrischen und humoristischen Talentes. Die Leser werden erst dann mich lieben, wenn ich selbst ganz verlesen sein werde, und die holden Leserinnen werden dann erst recht von mir sagen: „Das ist mein Mann!“ wenn meine Frau anfangen wird, mein Mann zu sein, von nun an in Ewigkeit, Amen!

Bluetten.

Erzählungen in getuschter Manier.

Das Räthsel und die Lösung.

Ein Bruchstück aus meinem Reisebüchlein.

(In einem Gesellschaftsspiele improvisirt.)

„Theuerste Amalie!“ rief ich schmelzend aus und drückte dem Kellner im „Kronprinzen von Preußen“ zu Halle zärtlich die Hand. „Theuerste Amalie!“ seufzte ich noch einmal und drückte seine Hand immer fester; da brach ein schallendes Gelächter aus; ich kam zu mir. Ich stand in Reisekleidern in der Gaststube, lustige Studenten saßen am Tische, der Kellner brachte mir die Rechnung, ich aber dachte an das Wiedersehen Amaliens, und anstatt dem Kellner acht Thaler und sechzehn Groschen zu bezahlen, glaube ich Amalien zu sehen und rufe aus: „Theure Amalie!“ Der Kellner, dem meine theure Amalie wahrscheinlich für acht Thaler und sechzehn Groschen zu theuer war, lachte, die Studenten lachten, ich kam zu mir, bezahlte — hier lachte ich nicht — und stieg in den Eilwagen. Bevor ich in einen Eilwagen steige, mache ich immer mein Testament; denn man kann auf einem Eilwagen an verschiedenen chronischen

Eilwagen-Uebeln sterben, als da sind: Weinreisende, Anekdotenerzähler, Schnarcher, alte Weiber mit Husten, junge Laffen mit Zoten, Dickbäuche mit Schweißgeruch, Ewigsprecher u. s. w.

Um auf einem Eilwagen sich wohl zu befinden, muß man entweder ein Satyriker, ein dummer Kerl, oder ein Verliebter sein. Da ich Gottlob! seitdem ich denken kann, immer wenigstens zwei dieser Eigenschaften besaß, so befinde ich mich so ziemlich wohl. Manchmal bin ich dumm und verliebt, ein andermal dumm und satyrisch, und das dritte Mal satyrisch und verliebt. Mit dem Verliebtsein ist es ganz eigen. Die gescheidten Menschen werden dumm, wenn sie verliebt sind. Aber auch nur die ganz dummen oder die ganz gescheidten Menschen sind im Stande, sich zu verlieben. Die Menschen alle zwischen grundgescheidt und stockdumm, mit ihrem alltäglichen nußbraunen Hausmannsverstand, die trocknen Brot- und Semmel-Wissenschaften, die verlieben sich nicht, auch die Haus-, Grund- und Goldbesitzer nicht; blos die freien Künste sind im Stande, sich zu verlieben, als da sind: Maler, Musiker, Dichter, Schauspieler, Ladendiener, Müßiggänger, mediatisirte Redakteurs, und sonst noch Alle, die kein Geld haben.

Bei dem weiblichen Geschlechte ist es umgekehrt. Da empfinden blos die Brot- und Semmelgelehrten heftig; das sind die Klassiker der Liebe; die Romantiker hingegen, die Künstlerinnen, die ganz reichen und die ganz armen Mädchen, und dann die positiven Witwen,

die verlieben sich nie. Wenn daher ein Freund zu mir kommt und mir sagt: „Ach, ich bin verliebt!“ so frage ich ihn sogleich: „Ist's eine klassische, so bist du auf jeden Fall glücklich, entweder sie erblickt oder erhört dich auf einmal, oder sie sagt: „Scheren Sie sich zum Teufel!“ und du bist noch glücklicher. In einem solchen „Scheren Sie sich zum Teufel“ ist Klarheit, klassische Kürze und Bündigkeit; du weißt wenigstens, woran du bist, oder vielmehr, woran du nicht bist! Ist es aber eine „romantische“, eine sogenannte spekulative, so weiß ich dir keinen liebevolleren Rath zu ertheilen, als dich todt zu schießen. Denn, entweder du seufzest ein Jahr, wirst nicht erhört und schießest dich dann todt, und in diesem Falle ist's doch besser, du schießest dich gleich todt, so ersparst du ein Jahr lang viel Geld auszugeben, und was man thun will, muß man sogleich thun. Oder aber du seufzest ein Jahr lang und sie erhört dich, dann bist du zwar nicht erschossen, aber lebendig begraben. Denn eine solche Spekulative liebt dich nicht mit ihrem Herzen, o nein, sie liebt dich mit ihrem Vater, mit ihrer Mutter, mit ihrem Onkel, mit ihrer Tante, mit ihrem Großonkel, mit ihrem Urgroßonkel mütterlicherseits u. s. w. Alle diese müssen dich erst lieben, das heißt dich, dein Geld, deine Umstände und deine Verhältnisse. Der Vater, die Mutter, die Base, die Tante u. s. w. müssen noch dich und dein Geld und deine Verhältnisse und deine Umstände mit allen andern etwa zu hoffenden Liebhabern, mit ihrem Geld, und ihren Verhältnissen, und ihren Umständen vergleichen und

prüfen und wägen, und wenn du, das heißt, dein Geld, deine Verhältnisse und deine Umstände als besser befunden werden, so sagt Vater, Mutter, Tante, Base und die ganze ellenlange Sippschaft zu deiner Angebeteten: „Weißt du was, du kannst ihn unsertwegen schon lieben!" Darauf fällt dir ihr Herz wie eine aufgeplatzte Eichel in die Arme, und sie ruft: „O, wie lieb' ich Sie!" — Siehst du, mein Freund! so lieben die Romantischen!" — Jedoch, ich komme von meinem Wege und von meinem Eilwagen ganz ab.

Wie gesagt, da ich das ganze Jahr hindurch stets verliebt bin, — mit Ausnahme des 24. December, an welchem Tage ich aus Liebe bald geheirathet hätte, und deshalb diesen Tag für einen unglückseligen für die Liebe halte, so betrat ich ziemlich getrost meinen Eilwagen, in welchem ich folgende Gesellschaft fand, die den redlichen Finder nur zum Theil belohnte. „Nummer fünf!" schrie der Conducteur und schob mich wie eine eingelegte Arie zwischen zwei Wesen in den Fond des Wagens hinein. Wie ich denn immer mein Gespräch mit einem schlagenden Witz beginne, so sagte ich auch hier zugleich, als ich einstieg: „Guten Tag!" und schwieg. Ich wollte mich erst mit meinen Blicken einwohnen und die Mitbewohner meiner Geduldsarche physiognomisch studiren. Rechts neben mir saß ein Mann mit einem von jenen Gesichtern, welches begreifen läßt, daß — wenn es in der Schöpfungsgeschichte heißt: „Und er blies in seine Nase lebendigen Geist", dieser Mann weder Geist, ja kaum Odem haben könnte; denn er hatte eine

Nase, so schmal und dünn wie die Butter auf einer Berliner Butterstolle, und diese Nase machte die Gränze der zwei vollen, mit einem Archipelagus von Warzeninseln übersäeten Wangen so unbestimmt und schwankend aus, als ob sie erst von einer Conferenz mehrerer Dorfgemeinden dazu bestimmt werden sollte. Ueber den zwei grauen stechenden Augen standen die buschigen Augenbrauen wie zwei großmächtige Parapluies, und unter dem schmalen Dinge, welches sagen sollte: „Auch ich bin eine Nase," lief querüber ein Mund, ähnlich jenen Erdrissen, die durch heftige Erdbeben zu entstehen pflegen. Die übrige Gestalt dieses Mannes war ganz kurz, eine wahre spartische Epistel, Kopf und Ende nahe beisammen, so daß er als Karpfen ein ausgezeichneter Karpfen gewesen wäre, als Mensch aber selbst für ein Handbillet der Schöpfung zu gedrängt war. — Noch hatte dieses Wesen nicht gesprochen, und ich wußte also nicht, ob es ein satyrisches oder ein griechisch-naives Epigramm der schaffenden Natur war. Allein, wie ward mir zu Muthe, als dieser Taschenmensch zu reden anfing, seinen Kopf hinausbeugte und das Mädchen an meiner linken Seite fragte: „Nun, Putchen, wie ist dich?" Nun weiß ich nicht, was ich dem Leser zuerst schildern soll, das Mädchen oder die Stimme meines menschlichen Karpfens, oder was eigentlich „Putchen" bedeuten soll. Putchen ist das Diminutiv von Pute, Pute ist das Femininum von Puter, Puter, ein „kollerischer Puter", das weiß Jedermann, der Voßen's „Louise" gelesen hat, ist ein indianisches Huhn. Für Jemand aber, der Voßen's

„Louise“ nicht gelesen hat, gibt es keine Schriftsteller und keine indianischen Hühner. Wenn aber ein Berliner, das heißt ein Mann aus der Stadt, in welcher Geist und Sand in allen Straßen eben so vollauf als trocken zu finden ist, wenn ein solcher Mann zu einem weiblichen Wesen sagt: „Putchen“, so ist das so viel, als wenn ein anderer unsandiger Deutscher sagt: „mein Engel!“ oder ein Franzose: »ma mie!« oder ein Italiener: »cara anima!« oder ein Engländer: »my sweet heart!« u. s. w. Wenn der Berliner sagt: „Putchen“, so fällt gleich darauf seine Liebkosungsfähigkeit in Ohnmacht, denn sie hat sich erschöpft; und ein Berliner, der zu einem Frauenzimmer sagt: „Putchen!“ das kann nur ihr Vater, ihr Liebhaber, oder ihr Theaterdirektor sein. Die Stimme aber, die jetzt an meiner Seite dieses „Putchen“ an meine linke Seite spedirte, konnte keine andere als die eines Vaters sein. Diese Stimme an und für sich selbst, wenn sie ohne den, der sie ausstieß, durch die Welt gezogen wäre, hätte unsern Naturforschern viel zu schaffen gemacht: ob sie eine begeisterte Froschstimme, oder eine in Ruhestand versetzte Dresch-Walzen-Stimme, oder eine bedeutende Collecte von mitleidigen Raben-Stimmen ist. Das Mädchen aber, lieber Leser! das Mädchen! Sieh, lieber Leser, ich könnte dir jetzt die Beschreibung und den Mund recht wässerig machen, ich könnte deine Phantasie so aufstacheln, daß ihr die Haare, Federn oder Borsten zu Berge ständen — denn ich weiß eigentlich nicht, welch' eine Gattung Thier deine Phantasie ist — aber nein, ich will es barmherzig machen. Es war ein Mädchen, zu dem ich auf

den ersten Anblick getrost hätte sagen können: „Liebe mich, heirathe mich, und verzichte auf das Glück deines Lebens!" — Ein Gesicht mit einer Milde und Seelenhaftigkeit, wie sie nur in der altdeutschen Lebens- und Malerschule zu finden waren. Wenn man jene Bilder und die unserer Maler anschaut, so weiß man nicht, ist die Gemüthswelt, oder die Gemüthskunst, oder wohl beides verloren gegangen! Aus jenen weiblichen Köpfen spricht die Seele, die ganze hohe Kindlichkeit des Stilllebens der Unschuld, die süße Einfalt des Herzens uns an; wir stehen gerührt vor diesen wundersamen Gestalten! Aber unsere jetzigen Maler malen keine Herzen, sie malen Gesichter, sie verschönern sie, das heißt, sie verweltlichen sie, sie idealisiren sie für die Erde, nicht für den Himmel. Das Gesicht spricht, ja wohl, es spricht! es spricht französisch, englisch, italienisch, aber es spricht nicht zum Herzen: es ist nicht die Seele, die spricht. — Hier aber saß ich neben einem Wesen, das schön und fromm und altdeutsch aussah! Die hellen Locken fielen in reicher Fülle auf die edel geformte Schulter herab. In ihren tiefblauen Augen lag ihr Lebenshimmel, und der einer Herzensunschuld. Die vom zartesten Jugendroth angeglühten Wangen hatten gewiß noch nie das Erröthen der Schuld beherbergt; der kleine geschlossene Mund, vom edelsten Karmine gefärbt, öffnete sich nur lächelnd, um zwei Kinngrübchen zu entwickeln, in denen die Grazien ihr Hauptquartier hatten. Sie umschloß ein züchtiges Gewand, das oben unterm Kinn zusammengebunden war. Noch hatte sie nicht

gesprochen, wie begierig war ich daher, ihre Antwort auf das: „Nun, Putchen, wie ist dich?" zu hören.

„Mir ist wohl, lieber Vater!" antwortete das Mädchen mit einer weichen, melodischen Stimme, und in demselben Augenblicke stieß sie auch plötzlich ein schmerzliches „Ach!" aus. Ihr gegenüber saß ein großer, vierschrötiger Kerl, der seine Beine von sich streckte und ihr wahrscheinlich ganz unsanft auf den Fuß trat. Der Kerl, von dem ich nachher erfuhr, daß er ein Artischocken-Händler war, entschuldigte sich gar nicht, sondern sagte mit einem Grinsen, welches er für Lachen hielt: „Im Wagen müsse man gar keine Füße haben!" Ein Student in einem grünen Flausrock, der neben ihm saß, belachte diesen Einfall, und so war die Introduktion dieser Wagen-Unterhaltung im Gange. Der Berliner Student, der mit der Gesellschaft schon länger im Wagen beisammen war, schien das holde Mädchen besonders in Protektion genommen zu haben und etwas empfindlich darüber zu sein, daß ich an ihrer Seite saß. Er sprach unaufhörlich, und zwar immer von seinen Studien, von Künsten und Wissenschaften, citirte alle Augenblicke den „Goethe" und den „Schiller", und sagte immer inzwischen zu dem Mädchen: „Uf Ehre! das müssen Sie lesen!" Da ich zu allen seinen Ausrufungen, Citationen und Bemerkungen ein höchst einfältiges und nichtssagendes Gesicht machte, so hielt er mich für ein recht frommes Schaf und machte im Stillen ein Plänchen, mich zum Besten zu haben, und das Mädchen auf meine Kosten zu

belustigen. „Jott verdamme mir!“ rief er aus, „was sagen Sie zu dieser herrlichen Gegend?“ — Wir fuhren eben durch ein wahres Sandmeer. — „Glauben Sie nicht, daß ein Claude Lorrain sie verewigen sollte?“ Dabei lachte er ironisch mich an. „O,“ erwiederte ich mit einer so leeren Miene, als nur immer möglich, „diese Gegend sollte man von einem andern Pinsel verewigen lassen!“ Der Student sah mich groß an, aber ich sah so unsatyrisch aus, daß er sich selbst nicht gestehen konnte, daß ich in Beziehung sprach. Das Mädchen aber mit ihrer Silberstimme fing an über Claude Lorrain zu sprechen; über seine Eigenthümlichkeit, über die Färbung seiner Bilder, über die Vortrefflichkeit seiner Perspektive u. s. w. Sie nannte sein Bild der Villa Madama, welches Papst Clemens XI. mit Gold bedeckte, sein bestes, und erzählte dabei, daß der Herzog von Devonshire eine Sammlung von zweihundert Handzeichnungen von ihm besitze. — Ich war nicht wenig über die gründliche Kenntniß dieser Unbekannten erstaunt, und der Student rief aus: „Jott verdamme mir, Sie wissen das Alles ja besser, als mancher Professor!“ Das Mädchen schwieg, der Student fuhr fort: „Jott verdamme mir! Raphael war doch der erste Maler der Welt! Nicht wahr, mein Herr?“ wandte er sich spöttisch gegen mich, „besonders seine Thierstücke?“ — „Ja,“ erwiederte ich, „ich habe eben eins vor Augen! Ich werde stets mit Vergnügen daran denken!“ — Der Student wurde etwas stutzig, denn ich sah so unschuldig dumm dabei aus; er wendete sich nun an das Mädchen:

„Nicht wahr, Raphael, das ist der Erste?“ — „Raphael?“ fragte das Mädchen, „den kenne ich nicht, den habe ich nie nennen hören!“ — Er sah das Mädchen groß an: „Jott verdamme mir, den Raphael kennen Sie nicht, nur den Lorrain so genau? Lorrain verhält sich zu Raphael, wie Gellert zu Goethe!“ — „Sie kennen doch den großen Maler Gellert auch?“ so fragte er mich wieder ganz schnippisch. — „Ich kenne nur ein Bild von ihm,“ war meine Antwort, „aber ganz nach der Natur; und das ist: der grüne Esel.“ Der Student fing an, seine Fühlhörner ein wenig zurückzuziehen. Das Mädchen aber wurde ganz gesprächig. Gellert, meinte sie, habe die Ahnung der Religiosität im Herzen des Volkes erweckt; es fehle ihm zwar die Tiefe, aber die Innigkeit, besonders seiner geistlichen Gedichte, sei sehr wahr und rührend. „Für den Roman,“ fuhr sie fort, „hatte er kein Talent, das beweist seine „schwedische Gräfin“, aber in seinen Fabeln paart sich treuherzige Schalkhaftigkeit und populärer Witz.“ — Der Student und ich sperrten das Maul weit auf und bewunderten die kleine Gelehrte. — „Was Goethe betrifft,“ sprach die Holde im Zuge immer fort, „Goethe vereinigt den höchsten Cynismus mit der höchsten Poesie. Er hatte eine Kraftperiode, eine elegante Periode und eine ideale Periode: „Faust“, „Clavigo“, „Werther“. Im „Wilhelm Meister“ ist seine Idealität am meisten ausgeprägt. In seiner „Eugenie“ ist die Griechheit in Form und im Leben marmorglatt und marmorkalt! Seine Liedersamm-

lung hingegen gibt ein Bild von dem, was der Mensch im abgeschlossenen Despotismus aus seinem Leben und aus seiner Muse macht." — Wir konnten aus unserm Erstaunen kaum zurückkommen. Der Berliner Student rückte wie besessen auf seinem Platze herum, er war ganz Bewunderung. Ich aber sah mit einer befremdlichen Neugier das Mädchen an, welches aus den schönen Lippen das Alles hervorsprudelte, aber ohne allen Anstrich von Erhebung oder Begeisterung. „Jott verdamme mir!" schrie der Student nun wieder, „Goethe, der ist Alles für den Verstand, für die Vollendung, fürs Herz aber, ich meene so für das rechte innerste Herz, da ist nur een Schiller, und Keener mehr!" Das Mädchen schlug die Augen nieder und schwieg. „Sie schweigen?" fragte er dringend, „lieben Sie den Schiller nicht?" — „Schiller?" fragte sie, „wer ist das? Von dem weiß ich gar nichts." Ganz betroffen und verduzt schwiegen wir Beide. Ich wußte nicht, was ich aus meiner schönen Nachbarin machen sollte. Lag eine tiefere Bedeutung darin, daß sie vorgab, Raphael und Schiller nicht zu kennen? War es blinde Vorliebe für Goethe, oder für die Landschaften Claude Lorrains? Oder endlich war es Ironie und Schalkhaftigkeit?

Ich setzte absichtlich das Gespräch über bildende Künste fort und sprach von Canova. Da belebten sich ihre Züge, man sah, wie sie freudig ergriffen wurde, als wie wenn man eine Saite ihres Herzens berührt hätte, die nun jetzt gern allein forttönt. „Ja," sagte sie, „die Art, wie Canova den Marmor behandelt, ist das Bestreben, in dem

harten Stoff den Reiz des weichsten Schmerzes hervorzubringen. Ich kenne nichts Schöneres, als seinen Genius am Grabmale des Papst Clemens XIII. in der Peterskirche zu Rom, obschon dieser Genius mehr schmeichelnden Reiz, als tiefere Bedeutung hat. Sein Perseus hingegen ist ohne Einheit und tiefere Ansicht. Der magische Reiz aber der Vollendung in dem blendend reinen Stoffe fesselt Aug' und Sinn, und die zarte Bearbeitung läßt die Kennerschaft vergehen. Viel höher aber als Canova in der Vergeistigung der Formen steht Daneker, besonders in seinem „Christus", in dem die Menschlichkeit und Göttlichkeit als Mittlerthum wiedergegeben werden wußte!" — „Jott verdamme mir!" rief der Student aus, „Sie reden wie ein Professor!" Ich aber saß in stiller Anschauung, und fast etwas scheu, weil ich es durchaus nicht mag, wenn die Frauen gelehrt thun, oder gelehrt scheinen wollen. Mir ist das Weib durch Weiblichkeit interessant, durch Sanftmuth, durch Gemüth. Heldinnen, Dichterinnen kann ich bewundern, aber nie lieben. Ja, es wird mir angst und bange, wenn ich in der Nähe eines Frauenzimmers bin, die den Ruf einer Gelehrten hat. Es kommt mir immer so vor, als sähe ich eine Nachtigall mit Sporen, oder eine Taube mit einem Schnurrbarte. Wenn ein solches Mann-Weib mit mir spricht, zieht sich mein ganzes Wesen in sein Schneckenhaus zurück, und ich bekomme den Starrkrampf in der Zunge, und ich sehe mich ängstlich um, ob nicht ein anspruchloses, weibliches Geschöpf meine versteinerte Empfindung wieder aus ihrem Banne lösen will. — Die

Männer sind die Bäume der Menschengattung, die Frauen sind ihre Blumen. Die Blumen sollen unser Leben zieren, ihre Blätter sollen unser Leben anlächeln, ihre Farben uns ergötzen, ihr Duft uns erquicken. Aber aus Blumen soll man kein Brauch- und Brennholz, keine Wurfspieße, keine Schreibtische und Professor-Stühle hauen und schnitzen. Aus diesen Ansichten sah ich auch die junge Gelehrte an meiner Seite mit einer Mischung von Neugierde und Mitleid an. Ihr Vater, der kurze Karpfenmensch, lächelte aus seinen Aeuglein heraus und nickte dem Studenten triumphirend zu. „O," sagte dieser, das Gespräch wieder aufnehmend, „Canova und Daneker werden Beide von der Kühnheit Thorwaldson's überflügelt; meinen Sie nicht?" — „Wie meinen Sie das, Thorwaldson?" fragte meine Nachbarin, „ist das auch ein Bildhauer? Ein Berliner vielleicht? Oder haben Sie den Namen erdichtet?" — Dabei sah die Kleine so unbefangen aus, sie sah den jungen Universitäts-Sohn so offen an, daß er ganz verblüfft da saß und wie Hilfe flehend bald mich, bald die reizende Sprecherin ansah. — „Jott verdamme mir!" schrie er heftig, „Sie wollen mich man zum Besten haben!" — Indessen wurde es Abend, das letzte Roth der abtropfenden Abendsonne fluthete durch den Wagen; der Karpfenmann saß da wie ein vergoldeter Thurmknopf und schillerte mit seinen Prisma-Augen seine Tochter an. Diese aber saß und sah hinaus in die niederschmelzende Abendröthe, und auf ihrem Antlitze lag das letzte Tageslicht, als

könnte es nicht davon scheiden. „O!" rief ich halb für mich aus, „wie der Abend niedergeht und sein Licht, und mit diesem Licht auch die Flammen des Tages im menschlichen Herzen verlöschen." — „Die bildenden Künste," antwortete die Räthselhafte wie gedankenlos, „malen ihn auch wie einen Genius, mit einem Stern auf dem Haupte, der die Fackel zur Erde senkt!" Ich drückte ihr unwillkürlich die Hand; denn am Abend sind nicht nur Fieberkranke, sondern auch Verliebte, Dichter und Narren in einem gesteigerten Paroxismus. Ein Dichter ist am Abend ein Verliebter und ein Narr; ein Narr ist am Abend ein Verliebter und ein Dichter, und ein Verliebter ist am Abend ein Dichter und ein Narr. Ich hatte aber einen schönen Abend und ein schönes Mädchen so zu sagen avant la lettre bei der Hand, daß ich ein Narr und ein Verliebter en afins werden mußte. „Nicht der Abend des Tages," sagte ich mit seidenweicher Stimme, „sondern auch der Lebensabend; Freund Hain, hat auch eine umgekehrte Fackel in der Hand!" — „Freund Hain?" fragte das Mädchen und sah mich fragend an, „das ist wohl ein Spezialfreund von Ihnen? Aber warum trägt er eine Fackel in der Hand?" — Eine Eiskälte überflog mich bei dem schnöden Ton dieser Worte, die, wie ich bestimmt glaubte, absichtlich gesagt wurden, um meine Empfindelei kurzweg abzuschneiden. Ich ließ ihre Hand los und schwieg. Die Nacht brach an und die Sterne zogen wie Neugierige am Himmel herauf und guckten von beiden Seiten in unsern Wagen hinein. „Jott

verdamme mir!" jubelte der Student, „ich weiß nun nicht, soll ich die Astronomie da oben oder in Ihren Augen studiren, meine Schöne!" Dabei lächelte er wohlgefällig über das feine Kompliment. „Die Astronomie," erwiederte sie unbefangen, „sowohl die sphärische, theoretische und physische, und die Wahrnehmung der unveränderlichen Gesetze der Weltkörperbewegung ist ein trockenes Ding, das nichts mit dem Herzen zu thun hat. Von Nutzen ist sie, wie der große Naturforscher Gehler sagt, um Empfindungen von Größe und Würde zu erregen, und die Gedankenreihe bis über das Grab hinauszutragen. Die Astrologie hingegen ist zwar eine trügerische Kunst, aber sinnig ist es, sein Schicksal an die Wahrnehmung der Gestirne knüpfen zu können. Ihr hohes Alter läßt sich aus der mosaischen Erzählung (Buch 5, 18, 10) entnehmen, und Belus, der sich am Euphrat niederließ, brachte sie aus Egypten nach Asien." Dem Berliner Studenten blieb der Verstand still stehen, der ohnehin nicht stark im Gange war; mir aber wurde dieses Mädchen mit ihrer Grundwisserei und angeheuchelten räthselhaften Ignoranz auf der andern Seite fast peinlich, und sie kam mir wie eine Spukgestalt vor. Der Student setzte das Gespräch fort und sagte: „Ja, selbst die Hellenen legten hohen Werth auf die Astrologie." — „Sind das Ihre Schwestern, die Hellenen?" fragte das Mädchen mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt. „Wie," rief der Student unwillig aus, „Sie kennen die Hellenen nicht?" — „Ich habe nicht die Ehre," erwiederte

das Mädchen ganz trocken; ihr Vater lächelte, wie ein Stück faules Holz durch die Nacht, und der Student und ich schwiegen, indeß es doch anfing, mir etwas grauenhaft vorzukommen. Es mochte ungefähr gegen Mitternacht sein, als wir in die Hauptstadt Berlin einfuhren. Als wir durch das Leipziger Thor über den Belle-Alliance-Platz hinabkamen, warf die herrliche und blendende Gasbeleuchtung ihr Licht in den Wagen und ließ uns noch einmal die räthselhafte Schöne in dem Schimmer ihrer jugendlichen Schönheit sehen. Der Student hatte mir eine Station früher, in Zehlendorf, versprochen, mir sogleich Nachricht zu geben, wenn er in Berlin das Mädchen näher kennen lernen wird, da er sich bereits beim Papa die Erlaubniß, ins Haus zu kommen, erwirkt habe. „Jott verdamme mir!" brach er nun wieder los, „das Jaas ist eene herrliche Flamme, es ist wie am Dage!" — „Ja," sagte das Mädchen, „die Erfindung ist eine der freundlichsten, und wir verdanken ihre erste Idee dem Lampadius, der in seiner Hüttenkunde darüber sprach. Lubon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz, und die Engländer fingen erst im Jahre 1810—11 an, die Gasentwicklung aus Steinkohlen zu ziehen. Der Schottländer Pattenson will sogar ein Mittel erfunden haben, das Gas in luftdichten Säcken aufzubewahren." Wir sahen ihr noch einmal in die von Gaslicht umflutheten superklugen Augen, und der Student meinte: „O, meine Schöne! für ein Frauenzimmer haben Sie doch fast zu viel von der Hypokrene getrunken!" — „Ich? getrunken?" erwiederte sie fast

beleidigt, „ich habe den ganzen Weg über nichts getrunken, das haben Sie gesehen, und das Getränk Hypokrene kenn' ich gar nicht, wird wohl eine Art Fusel sein!"

In demselben Augenblicke bog der Wagen in die Königsstraße ein und rollte in den Gasthof, und wir wurden von einigen Dienern der langsamen Eilfertigkeit aus dem Wagen gebracht und gingen nach Hause.

Zwei Tage später stürmte der Student des Morgens in mein Zimmer: „Jott verdamme mir!" schrie er wie der Wirbelwind, „ich habe es man heraus, was es mit dem Mädchen ist. Ich habe ihr eene Visite applicirt, und da ist mich die janze Feuersbrunst ufjejangen! Die Person hat das Conversations-Lexikon und studirt es durch. Jetzt ist sie nicht weiter jekommen, als bis zum H, darum hat sie auch von Claude Lorrain, Astronomie, Canova, Daneker, Gellert, Goethe, Gasbeleuchtung u. s. w. Alles jesagt, was darin zu finden ist; von Raphael aber, von Schiller, von Thorwaldson, von Hellenen, von Hydrogen, von Hypokrene u. s. w. keene Silbe jewußt! Die kann mich jestohlen werden, die ekle Prise!" und damit lärmte er wieder aus meinem Zimmer hinaus. Ich traf sie zufällig nach einigen Wochen im türkischen Zelt in Charlottenburg. Es war sehr heiß, ich machte ihr diese geistreiche Bemerkung, worauf sie sagte: „Wir leben jetzt in den Hundstagen, und da geht der Syrius mit der Sonne zugleich auf." Sie war also indessen schon über das H gekommen.

Das Abenteuer.

(Aus meinen Memoiren.)

Ich konnte kein Auge von ihr wegwenden. Eine stille, ruhige und milde Wehmuth lag in ihren schönen Zügen. Das dunkle Auge schwamm in einem feuchten, süßen und doch elegischen Glanze. Ihr Blick blieb lange auf mir ruhen. Die schwarzen Haare lagen in zwei geschlungenen Flechten um die geistigblassen, zarten Wangen. Der lieblich geformte Mund schien an trüber Rede gewohnt, und schmerzliche Züge lagen wie stille Geister trauriger Erinnerungen um die halbgeöffneten Purpurlippen. Es war in Hamburg, das Theater war gedrängt voll. Ich stand im Parterre und sie saß in einer Loge des ersten Ranges. Ein unnennbares Etwas fesselte meinen Blick an diese Gestalt, die sich, wie das Brustbild einer klagenden Göttin, mit der Hand auf die Logenbrüstung lehnte. Es war eine jener zarten, weißen, durchsichtigen Hände, die ich so sehr liebe. Es gibt hier in Wien nur noch eine solche Götterhand, die mich oft im Theater, wenn sie mit abgezogenem Handschuh auf der Logenbrüstung liegt, um mein Bischen Verstand bringt;

eine Hand, deren fünf Perlmutterfinger alle fünf Sinne beschwatzen, deren zu Leben gewordener Schnee von den anmuthig dazwischen hinrieselnden, mit Aether gefüllten blauen Aederchen durchschnitten sind; eine Hand, deren Fingerspitzen aus holder Scham über ihre eigene Schönheit erröthen und sich in das holde Geheimniß der hohlen Hand zurückzuziehen scheinen.

Eine solche naive, jungfräulich verschämte Lindenblütenhand war es, auf welcher der schwermüthig schöne Kopf der Unbekannten ruhte, die mich wundersam und fest anzog. Sie mochte es bemerkt haben und sah mich starr und regungslos an. Es ergriff mich unerklärbar, und es ward mir, als wollte sie ein stilles Leid mir klagen. Da fiel der Theaterzettel aus ihrer Loge herab und gerade vor mich hin. Ich hob ihn auf, brachte ihn in die leere Loge neben ihr und reichte ihr ihn hinüber. Ein leises, etwas fremdartig klingendes »merci!« tönte aus dem rosigen Mund. Ein alter Herr saß neben ihr und verbeugte sich ebenfalls dankend. Eine schmerzliche, ja ängstliche Verlegenheit schien die Schöne peinlich zu drücken. Sie ließ das große Umschlagetuch sich tiefer umhüllen, und ich entfernte mich ungerne wieder. Nach dem Theater verlor ich sie im Gedränge. Niemand konnte mir Auskunft geben. Am anderen Tage, in der Frühe, verließ ich Hamburg, und das sonderbare Bild dieser elegischen und reizenden Gestalt verfolgte mich lange.

Einige Jahre später saß ich in Paris im Theater »de l'ambigu comique«; eine jener Mord-Komödien der neuern französischen Romantik, mit Füsiladen und

Hinrichtungen langweilte mich entsetzlich; ich sah überall hin und in alle Logen. Da saß sie. Derselbe traurige Zug, dieselbe Stellung, wie eine Trauerbüste an der Logenbrüstung, dieselben klagenden Blicke, dasselbe blasse Gesicht. Sie mußte mich schon gesehen haben; als mein Blick sie traf, zuckte sie merklich zusammen, und ohne daß wir uns eben grüßten, war es doch, als ob wir schweigend ein Wiedersehen feierten. Derselbe alte Herr saß neben ihr; sie stieß ihn an und zeigte auf mich hernieder. Wir besprachen uns mit den Augen fortwährend, und es war mir, als ob ihre Blicke mir einen ungeheuren Schmerz und Hohn und eine Klage gegen das Schicksal zugleich erzählten. Am Schlusse des Stückes drängte ich mich an den Ausgang; da saß sie schon im Wagen an der Seite des alten Mannes. Ihr Blick fiel noch aus dem Wagenfenster, halb fragend, halb Abschied nehmend, auf mich; ich wagte es, sie mit Zeichen zu fragen, ob ich ihr folgen sollte, sie aber schlug die Hände wie flehend zusammen und schüttelte mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: „Um Gotteswillen, nein." Der Wagen rollte davon, ich lief ein Stück im Trabe nach, allein auf den Boulevards kreuzten sich tausend Wägen, und ich verlor sie bald spurlos. Ich nahm mir vor, mehrere Tage lang alle öffentlichen Plätze und alle Sehenswürdigkeiten zu besuchen, um sie, die gewiß auch eine Fremde in Paris sein mußte, vielleicht in einem Theater oder in einer von den vielen Spektakelhütten des Boulevards wiederzufinden. Ich ergetzte mich bei dieser Gelegenheit an den Fanfaronnaden und

Aufschneidereien der Pariser Charlatane und Aussteller. Hier stand in großen Lettern: »Avis aux mains malheureuses!« Ich ging hinein; was war's? Ein Kitt, um zerbrochene Teller und Tassen wieder zusammen zu kitten. Auf einer andern Tafel schrie es mit baumgroßen Buchstaben:

»Miracle!«

Auf einem großen Bildnisse war eine Dame gezeichnet, die auf einem Sopha schlief; der Kopf mit langen, aufgelösten Locken hing vom Sopha herab. Unholde und Ungethüme umgrinsten das Sopha; auf der Brust, auf den Knien saßen ihr scheußliche Fratzen. Ich konnte nicht enträthseln, was das vorstellen sollte, und ging hinein. Es war da eine Pomade zu verkaufen, von welcher die Haare so wachsen, daß sie den Frauenzimmern durch ihre Schwere den Kopf aus dem Bette herabziehen, so daß sie das Alpdrücken und schwere Träume bekommen!!!

»Le géant du Nord!«

hieß es wieder da; ich ging hinein. Ein Mädchen von ziemlicher, aber nicht außerordentlicher Größe in Männerkleidern und mit einem Bärenfelle stellte den nordischen Riesen vor. — Daneben stand auf einer Tafel das Bildniß eines Mädchens, welches nur ein halbes war. Es kam nämlich ohne Füße, Knie und Schenkel auf die Welt, am Rückgrate hörte es auf; es war förmlich nur die obere Hälfte eines weiblichen Körpers, und darüber prangten die Worte:

»La belle Lyonnaise!«

Ich ging hinein, es war — meine schöne Unbekannte

von Hamburg und Paris! — Entsetzen durchrieselte mich. Sie mußte mich erkannt haben, denn sie fuhr plötzlich mit den schönen Händen über die dunklen Augen und hüllte das blasse Antlitz ein. Ich stürzte sogleich fort.

Tausende von meinen Lesern werden diese „schöne Holländerin", diese wehmüthige Caprice der hohnneckenden Schöpferin Natur gesehen, gehört und gesprochen haben. Tausende werden sie vielleicht im Theater gesehen haben mit dem geistigen, lieblichen, blassen Angesicht, mit der sanften Miene, die wie ein leiser Vorwurf an das Schicksal aussieht. Ich sehe sie noch immer vor mir, und die Erinnerung an diese Erscheinung wird immer einen wundersamen Eindruck auf mich machen. Sie blieb noch lange in Paris; der »Figaro« hatte dann einen sehr schönen Artikel über sie; ich aber sah sie nicht wieder.

Die wehmüthige Inschrift.

Wieviel Trauerspiele gehen jährlich über die Bretter, wie vielmal citiren Tragödienschreiber das Geschick, das dröhnende Schicksal, wie vielmal beschwören Novellen- und Jammerscenen-Erfinder das vernichtende Unglück, allein dennoch ist das Leben reicher an herzzerreißenden Begebenheiten, und jede Sekunde führt eine tragische Katastrophe herbei, und in jeder Minute wird irgendwo ein gräßliches, vernichtendes Trauerspiel aufgeführt für irgend ein menschliches Herz!

Freund Leo kam und bat mich, ich möchte ihn nach Ofen begleiten, er wolle seine Braut an ihrem Geburtstage überraschen. Er hatte sie längst aufs Zärtlichste geliebt und hatte Gegenliebe erhalten; nach langen Stürmen winkte ihnen das Glück der Vereinigung. Es war eine der glühendsten und innigsten Zuneigungen von beiden Seiten. Er freute sich und jubelte bei dem Gedanken, wie er an ihrem Geburtstage in ihr Zimmer treten und sie überraschen wollte. Ich begleitete ihn. Wir nahmen Postpferde, und der ganze Weg war bei Leo nichts als die Vorfreude einer großen Freude, ein durchflogener

Vorhimmel, und eine Ouverture jener innigen Seligkeit, einem geliebten Wesen eine freudige Minute bereiten zu können.

Wir waren frühzeitig von Wien weggefahren und kamen am andern Mittage zwischen drei und vier Uhr in Ofen an. Die ungeduldige Sehnsucht Leo's nahm zu, je näher wir dem Ziele seiner Wünsche kamen, und als wir in die erste lange Gasse hinter Alt-Ofen hineinfuhren, war er kaum mehr im Wagen zu halten.

Es mußte uns daher doppelt unangenehm sein, in dieser engen Gasse von einem Leichenzuge, der uns entgegen kam, aufgehalten zu werden. „Es ist doch recht fatal," sagte Leo, „und berührt mich obendrein recht unangenehm." Der Leichenzug kam näher, der Sarg, die Blumenkränze, Alles zeigte an, daß es ein jungfräuliches Wesen war, welches seinen letzten Gang machte. Die Leidtragenden kamen. Leo zitterte an Leib und Seele, es war die Familie seiner Braut, er stürzte aus dem Wagen: „Wen begräbt man da?" fragte er einen Mitgehenden. Man nannte ihm den Namen seiner Braut. — In drei Tagen wurde die schönste, vollste Blüte des üppigsten Lebens eine Beute des Todes.

Leo's Schmerz gränzte an Wahnsinn. Jemanden in einem solchen Augenblicke trösten wollen, ist eben so fad, als zwecklos. Ich geleitete Leo zu seiner in Ofen wohnenden Familie, die nicht minder gebeugt und trostlos war.

Ich war heftig erschüttert durch den bittern Hohn des Schicksals, durch die tragische, ja ironische Vernichtungs-Idee des Zufalls. So wie bei einem Erdbeben alle

alten Risse und übermauerten Spalten eines Hauses wieder neu aufklaffen, so rüttelte die erschütternde Scene alle alten Schmerzen in mir auf, und schmerzliche Risse, die früher durch mein Herz gingen, wurden wieder aufgerissen. Ich war durch und durch in einer nervösen, empfindlichen Stimmung, und so verließ ich Ofen wieder, da mich meine Angelegenheiten nach Wien riefen, und Leo blieb bei seiner Familie zurück.

Es war ein düsterer Novemberabend, düster wie meine Stimmung. Graue Wolken jagten sich wie unfreundliche Erinnerungen durch den Himmel. Die Ebene zwischen Raab und Wieselburg lag wie ein trauriger Gedankenstrich da, und die Donau, welche sich rechts bald sehen ließ, bald in tausend Krümmungen sich wieder verlor, warf einen grauen, melancholischen Himmel auf die noch mehr melancholische Erde zurück. Es wurde immer dunkler, und endlich Nacht und stockfinster. Ein Sturmwind erhob sich, und mein Kutscher und ich, wir waren froh, als wir gegen zehn Uhr in der Nacht ein einsam gelegenes Wirthshaus, zwischen Hochstraß und Wieselburg, genannt „Baratfó", erreichten. Wir fuhren hinein, unter eine gedeckte hölzerne Hütte, die mitten im Hofe stand. Nach langem Pochen kam ein häßliches Weib mit einer kleinen Laterne, und nach einer Viertelstunde wurde mir ein Zimmer aufgeschlossen und Licht gebracht. Zu essen war nichts da, und ich beschloß sogleich zu Bette zu gehen, da ich sehr früh wieder weiter wollte.

Es war eine unheimliche graue Stube, mit lockern Dielen. Die losen Fenster klirrten, und der Wind pfiff durch

Thür- und Fensterspalten. Auf meinen Augen lag betäubender Schlaf, und drückende Verstimmung auf meinem Gemüth. Ich nahm die düster brennende Kerze, untersuchte die Thüren, die Fenster, die Dielen, legte meine Terzerole auf einen Stuhl an meinem Bette, warf meine Hirschlederdecke und meinen Mantel aufs Bette und legte mich nieder. Ich war eben im Begriff, das Licht auszuthun, als ich eine Inschrift gewahr wurde, die mit rothen Buchstaben auf der Wand bei meinem Bette geschrieben war. Ich nahm das Licht und las:

„Unglücklicher! der du nach mir diese Stelle betrittst, gedenke in Wehmuth an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unsäglichen Jammers verbrachte."

Ein ganzes Heer von Gedanken, Muthmaßungen und Vorstellungen über diese sonderbar wehmüthige Inschrift stürmte durch meinen wirren, trägen und schlafbetäubten Kopf.

Ich malte mir tausend Bilder aus, wer die Unglückliche wohl gewesen sein mag, was sie litt, welche traurige Nacht sie hier verlebt haben mag u. s. w.

Ich sah sie bald blutig und ermordet, bald siech und leidend, bald in Verzweiflung und Angst vor mir; bald stellte sich mir die Gestalt einer niedergebeugten, verhöhnten Frau, bald das blühende Leben eines jungen, leidenden Mädchens vor die geschlossenen Augen. Zwischen Schlaf und Wachen kämpfend, zogen verworrene Gruppen vor meiner Phantasie vorüber. Ich dachte wach zu bleiben, doch die ermüdete Natur behauptete ihre Rechte, und ich schlief ein.

Der Schlaf brachte mir die fürchterlichsten Bilder; bald sah ich ein schönes, junges, blühendes Mädchenhaupt unter dem Beile der Mörder; bald ein Paar sanfte, weinende Augen, die auf der Leiche eines Geliebten in Thränen überströmten; bald ein sterbendes Kind, und an seinem Bette eine in Thränen zerfließende Mutter und dergleichen mehr.

Da war es mir, als rauschte es unter den Dielen; ich fuhr zusammen. „Wer da?" — Tiefe Stille folgte. Mein schlaftrunkener Zustand ließ mich gleich darauf wieder in jenen Zustand zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit zurückfallen, in dem wir alle Dinge um uns sehen und hören, und uns ihrer doch nicht bewußt sind. Bald darauf fing der Wirrwarr unter den Dielen wieder an, lauter, anhaltender und vernehmlicher. Die Thüre eines Seitenschrankes schien aufzugehen und Jemand heraus zu treten.

Schritte wurden deutlich vernehmbar, sie näherten sich meinem Bette. Ein Alpdrücken hielt meine Glieder gefesselt, ich konnte mich nicht regen; nach langer Anstrengung preßte mir die Angst einen lauten Schrei aus und ich erwachte. — Alles still. Ich lauschte lange vergebens. Wiederum fiel ich in die schwere Haft des schweren Halbschlummers, und nach einer kleinen Pause dieselbe Wahrnehmung. Feste Männertritte erschollen nun ringsum, gingen hin und her und näherten sich meinem Bette; Angst, Schreck und Betäubung machten mich zu jeder Regung unfähig; nun kam's dicht an das Bett, und ich fühlte ein Zerren an der Decke. Hier verlor ich das Bewußtsein; es klopfte

an die Thür, das erweckte mich, ich sprang empor: „Wer da?" Es war Tag, mein Kutscher weckte mich, um den Weg weiter fortzusetzen.

Gebadet in Schweiß, raffte ich mich von meinem wüsten Lager empor, ich sann zurück und wußte nicht, ob schwere Träume, ob niedergedrückte Stimmung, schwarzes Blut ihr Spiel mit mir getrieben, oder was sonst in der Nacht vorgegangen sein mag.

Ein Blick auf die Wand führte mir die wehmüthige Inschrift wieder in die Augen und überzeugte mich, daß wenigstens die erste Hälfte meiner nächtlichen Erinnerung Wahrheit ist.

Ich nahm meine Bleifeder aus der Brieftasche und schrieb unter diese Inschrift folgende Worte:

„Unglückliche Ungekannte! die du hier littst, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geschenkt; vielleicht finden wir uns einst dort: „wo keine Thräne wird geweint."—

Der Wagen war angespannt, ich bezahlte die Rechnung und die alte häßliche Magd schien mich fragend und boshaft anzugrinsen. Ich eilte aus dem unheimlichen Zimmer, warf mich in den Wagen und fuhr ab.

Auf der Fahrt von da bis nach Wien beschäftigte mich das Nachdenken über diese Inschrift.

In Wien verdrängten bald die Geschäfte des Lebens, Zerstreuungen, alle die bewegten Bilder der Geselligkeit das Andenken an jene Schauernacht, und sie wäre gewiß bald ganz in den Hintergrund meines Gedächtnisses zurückgetreten, wenn nicht ein ganz eigener Zufall mir sie wieder

aufs Lebhafteste ins Gedächtniß zurückgerufen und mir Aufschluß über jene Inschrift gegeben hätte.

Ich war auf das Landhaus der Frau von Z. zu einer Garten-Unterhaltung gebeten. Es war ein Kreis von munteren Herren und schönen Damen da. Unter Letzteren zeichnete sich Fräulein von *** durch Anmuth und Geist, und durch eine romantische, schwermüthige Blässe ihres freien, edlen Antlitzes aus. In ihrem Blicke lag eine wehmüthige Färbung, die unwillkürlich zu ihr hinzog.

Wir waren Alle in der fröhlichsten Stimmung. In dem nach allen Seiten offen stehenden Gartensalon stand ein herrlicher Flügel; es wurde Musik gemacht, gesungen, gelesen, gescherzt, gelacht und tausenderlei anmuthiger Muthwillen getrieben.

Fräulein von ***, die blasse Schöne, war die Lebhafteste, und ihre Lebendigkeit, die Regsamkeit ihres Geistes, die schalkhafte und unerschöpfliche Weise ihrer erfinderischen, fröhlichen Laune riß Alles unwillkürlich mit sich fort und erhöhte die Regsamkeit und Empfänglichkeit der ganzen Gesellschaft.

Ein plötzlich am Horizont aufgestiegenes Ungewitter nöthigte uns, aus dem Garten und dem Gartensalon zu flüchten und im Landhause selbst, im großen Gesellschaftssaale Zuflucht zu suchen.

Die Fenster und Fensterläden wurden zugemacht, es waren viele Frauenzimmer da, welche große Furcht hatten und vor Angst zitterten.

Ich erinnerte mich an eine ähnliche Scene im Werther, und theilte diese Erinnerung dem Fräulein *** mit.

„Ach ja!“ rief sie in ihrer gewohnten Lebendigkeit aus, „ach ja! und wir wollen dasselbe Mittel versuchen, um die Gesellschaft zu zerstreuen: geselliges Spiel!“ — Ich war gleich bereit mitzuhelfen; im Nu war ein Kreis von Stühlen gesetzt, die Runde gemacht, und die ganze Gesellschaft von dem neuen Vorhaben unterrichtet.

Man war froh, ein lärmendes Spiel finden zu können, denn die Donnerschläge tönten immer stärker und schneller aufeinander. „Wir spielen: „Zählen's!“ parodirte Fräulein von *** Goethe's Lotte. — „Bravo!“ erwiederte ich, „wenn Sie Lotte sind, so bin ich Werther!“ — „Mit Vergnügen!“ lachte die Schalkhafte, „Sie wissen aber, daß Werther beim Spiele sagte: „und mit Entzücken bemerkte ich, daß die Ohrfeige, die ich bekam, stärker war, als alle übrigen!“ — wenn Sie also auf diese Gefahr hin Werther sein wollen, so —;“ hier machte sie eine bedrohlich schalkhafte Bewegung mit ihrer kleinen, weißen, geisterblassen Hand.

„Nun,“ erwiederte ich ebenfalls lachend, „wenn Lotte ein solches Elfenhändchen hatte wie Sie, so war das Entzücken gerecht, und ich will es schon wagen!“ —

Unter ähnlichen allgemeinen Scherzen und Spielen wurde das Spiel fortgesetzt. Es kam Alles an die Reihe, denn jedes Spiel durfte nur einmal in die Runde gehen.

Endlich schlug eine Dame aus der Gesellschaft vor, Jedes nach der Reihe sollte ein kleines Abenteuer aus

seinem Leben, aus seinem Lieben, aus seinem Treiben, seinen Reisen u. s. w. erzählen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall.

Ich als Schriftsteller mußte den Anfang machen. Mir fiel in dem Augenblicke nichts ein, was kürzer zu erzählen gewesen wäre, als die peinliche Nacht, die ich in Baratfó zubrachte, und die räthselhafte, wehmüthige Inschrift, die einen solchen schauerlichen Eindruck auf mich machte. Ich malte meine Erzählung wahrscheinlich mit lebendigen Farben, trug auf wie ein Melodramendichter oder wie ein französischer Novellist. — Die sämmtliche Gesellschaft schien ergriffen, und eine junge Dame fragte: „Und wie lautete denn die Inschrift wörtlich?" — Ich wiederholte sie: „Unglücklicher! der du nach mir diese Stelle betrittst, denke in Wehmuth an eine Unglückliche, welche hier eine Nacht voll unsäglichen Jammers zubrachte."

Ich hatte kaum geendet, so stand Fräulein *** auf, drückte das Taschentuch vor die Augen, und — wer schildert meine Ueberraschung? — citirte mit weinender Stimme die Unterschrift, welche ich unter jene Worte setzte:

„Unglückliche Ungekannte! die du hier littst, ich habe dir eine mitfühlende Thräne geschenkt, vielleicht finden wir uns einst dort: wo keine Thräne wird geweint!" —

Ich sprang tief erschüttert auf, stürzte auf das Fräulein zu, ergriff in höchster Bewegung ihre Hand: „Um Gotteswillen, mein Fräulein, Sie? Vergeben Sie, wenn ich vielleicht eine gräßliche Erinnerung — —" Da nahm sie das Tuch von den Augen und fing laut zu lachen an!

Ich war wie versteinert. — Sie konnte sich vom Lachen kaum erholen. Die ganze Gesellschaft umringte uns und bestürmte sie mit Fragen um die Aufklärung dieses sonderbaren Zufalls.

Sie kam endlich dazu, sich zu erholen, und — vom Lachen oft unterbrochen — Folgendes zu erzählen:

Sie war ungefähr einige Wochen vor der Zeit, ehe ich jene Reise machte, mit einem Lohnkutscher von Wien nach Kaschau gereist, um dort eine Anverwandte zu besuchen. Sie hatte Niemanden bei sich, als einen alten, treuen Diener ihres Hauses.

Sie kamen am ersten Tage nicht weiter, als bis an das erwähnte Wirthshaus an der Heerstraße: Baratsó. Sie ließ sich ein Zimmer aufsperren, und der Diener faßte Posto auf dem Wagen, um die Effekten zu bewachen. Sie legte sich zu Bette und war kaum entschlummert, als sie ein eben solches Gehen und Kommen hörte, sich aufrichtete, und Alles wurde still. Das Ding erneuerte sich alle Augenblicke, als endlich der Mond aufging, und sie bei seinem hellen Lichte das entsetzlichste Schauspiel sah. Ein ganzes Heer von großmächtigen Ratten stieg aus einem Seitenschranke und überdeckte das Zimmer. Sie trabten auf und ab, als ob sie Stiefel an hätten*).

Sie stiegen rasch auf den Tisch und verzehrten die Ueberreste des Abendbrotes, dann gingen sie philosophisch

*) Die Größe und die Heldenmüthigkeit der Ratten in Baratsó sind eine historische Berühmtheit.

auf und ab, näherten sich dann in Schaaren dem Bette und machten Anstalt Sturm zu laufen. Furcht, Grauen und Ekel erfüllten die zitternde Besatzung des Bettes; sie fing an, sich gegen die Belagerer zu vertheidigen. Polster, Leuchter, Lichtscheere, Geldbörse u. s. w. flog von der Federfestung unter die stürmenden Feinde, und verschaffte augenblicklichen Waffenstillstand. — Allein das dauerte nicht lange, sie rückten wieder an; Fräulein *** richtete sich im Bette empor, warf noch alle Bilder, die da hingen, hinab auf die verwegenen Ratten, welche durchaus vom Sturm nicht ablassen wollten. Der Kampf dauerte bis gegen Morgen, wo der Diener anpochte, die Magd des Hauses von außen aufschloß und das Mineurcorps Reißaus nahm. — Das Fräulein war halb ohnmächtig und erschöpft, doch ihre unversiegbare Laune knüpfte auch daran einen losen Streich. Sie schrieb jene Inschrift und reiste ab. Als sie zurückreiste, ließ sie sich aus Neugier das Zimmer aufsperren und war nicht wenig überrascht, ihren spitzbübischen Streich gelungen und eine rührende Unterschrift unter der ihrigen zu finden.

Sie war nicht wenig neugierig, zu wissen, wer der empfindsame Narr gewesen sein mag, der in diese sentimentale Falle ging.

Jetzt klärte sich das Ding auf: ich war der sentimentale Narr gewesen!

Ein unauslöschliches Gelächter zog durch die Gesellschaft; Alle hänselten mich und hingen mir eine witzige Schlappe an.

Das Fräulein *** lachte und sprach: „Nun, wir haben uns aber wirklich gefunden dort: wo keine Thräne wird geweint!"

„Bösewicht!" erwiederte ich sehr böse. — Sie blieb es nicht. —

Meine erste Liebe, oder: „Was guter Essig werden soll, wird früh sauer.“

Lovasberény heißt der glückliche Ort, in welchem ich zwar nicht erzogen wurde, aber doch heranwuchs, und Rabbi Lebisch hieß der Mentor, der meine ersten Schritte in Welt und Wissenschaft leitete. Rabbi Lebisch besaß einen eigenen Genius zum Unterricht. Dieser Genius bestand aus einem langen Pfeifenrohr, welches am Ende mit einem runden Knopfe versehen war. So oft mir nun ein Satz aus dem Lehrbuch nicht recht einleuchten wollte, zog er das Rohr aus der Pfeife, und bewies mir hinter meinem Rücken auf die eindringlichste Weise die Wahrheit und Wichtigkeit dieses Satzes.

Ich hatte einen Schul- und Pfeifenrohr-Kollegen, das jüngste Kind der Laune unsers Schuldieners, Sanele geheißen. Er war ein abgerundeter Dummkopf, ein herkulischer Esel! Als Beweis seiner Genialität mag folgender Zug von ihm dastehen.

Rabbi Lebisch verstieg sich in seinem Unterrichte auch zuweilen in die Höhen arithmetischer Subtilitäten, und so bekam der geniale Sanele einmal die Aufgabe: „Wenn 36 Ellen Tuch 45 Gulden kosten, was kosten 14 Ellen?“

Mein guter Herr Kollege machte seine Aufgabe nicht, sondern lach e immer heimlich. Als nun der Rabbi fragte: „Hast du die Aufgabe gemacht?" lachte der geistreiche Sanele schelmisch. „Was lachst du?" fragte der Rabbi, und der elektrische Wissenschafts-Leiter, das Pfeifenrohr, sauste durch die Luft. „Ach," erwiederte lieblächelnd Sanele und kicherte immer fort, „der Rabbi haben mich nur gefoppt, um 45 Gulden kriegt man keine 36 Ellen Tuch!"

Allein Sanele schrieb schön, und ich konnte keinen Buchstaben machen, ohne daß mein Rabbi ausrief: „Du wirst all dein Lebtag nicht schreiben*) und lesen lernen!" — Sanele hingegen machte Buchstaben wie gemalt, und ihm wurde prophezeit, daß er ein großer Mann und Gelehrter werden wird. So geschah es auch! Als ich nach 25 Jahren von Lovasberény nach Stuhlweißenburg fahren wollte, entdeckte ich in meinem Kutscher den genialen Sanele. Ich fragte ihn, was er geworden, er sagte: „Lohnkutscher; und was ist aus Ihnen geworden?" Ich antwortete: „Schriftsteller;" und fast schien es mir, als ob er fragen wollte: „Und wer fährt besser?"

Besonders war es das Z, welches mir die überschwenglichsten Auflagen des Erziehungs-Baculus zuzog. Mein Z war wirklich ein pittoresker Anblick! Bald sah es aus wie ein Dromedar, das Krämpfe hat; bald wie ein

---

*) Theuerster Herr Rabbi! Wie recht haben Sie! Hätten Sie in diesem Punkte nur mehr Gebrauch vom Pfeifenrohr gemacht.

Der Setzer.

Bajazzo, der ein Rad schlägt; bald wie zwei zusammengewachsene Dachse, die mit einander schmollen. — Sanele aber machte das Z, daß es eine Freude war! Ich bekam also immer doppelte Schläge; erstens für das Z im Positiv, dann für das Z im Comparativ! Wenn mein guter Rabbi mein Z sähe, wie ich es jetzt mache, ich würde gewiß den Superlativ bekommen.

Und dennoch, dennoch!

„O Liebe, o Liebe, wie mächtig bist du!" Dennoch, mit diesem Z schrieb ich Liebesbriefe!

Denn Liebe ist keine kalligraphische Leidenschaft, und die ausgezeichnetsten Heldinnen in der Sympathie sind ganz schwache Seelen in der Orthographie! „Wir kritzeln mit Augen der Liebe, und Augen der Liebe müssen uns entziffern!"

Holde Frumetel, du hast mein Z entziffert! Dein Auge der Liebe hat meine italienische Salatschrift entziffert! Du wußtest, was ich schrieb, und das ist ein Glück, denn ich wußte es nicht!

Ja, schwarzholde Frumetel, wir waren für einander geschaffen, allein das Schicksal, Rabbi Lebisch und die Schafhäute von Josi-Pál haben uns getrennt! — Wie selten wird die erste Liebe gekrönt!

Man verschließe der Jugend jeden Bücherkasten, man gebe ihr ja ums Himmelswillen keinen Roman in die Hand, keinen Lafontaine, keinen Siegwart, keinen Werther; was nützt's? Das verführerischste Buch ist die Natur, und der entzündlichste Roman ist die Jugend; jede Stunde

ist ein Kapitel, und jeder Pulsschlag eine Episode in diesem Roman!

Die Sonnenstrahlen erzählen Liebesgeschichten, die Westwinde fächeln uns mit erotischen Gedichten an, und die Maikäfer, denen wir nachjagen, summen uns Ovid's Kunst zu lieben in die Ohren!

Ich hatte noch keinen Buchstaben gelesen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich außer meiner ungarischen und lateinischen Grammatik von einer deutschen Sprache noch gar keine Ahnung hatte; Mimili und Liesli, Eidli und Laura, Thekla und Amalia, Marianne, Lotte, Mignon, Klärchen und alle die Heldinnen der Liebe waren mir stockfremd, und doch spielte ich schon einen förmlichen Roman. und doch war ich schon ein Romeo! Ein sweet Romeo!

Mein Onkel und der Vater Frumetel's waren Lovasberény's Montechi und Capuletti!

Es war ein uralter Familienhaß, der seinen Ursprung zwar nicht von einem goldenen Vließ, aber doch von Schaffellen nahm. Es handelte sich nämlich um die jährliche Pachtung aller Felle von den gestorbenen Schafen auf den Schäfereien des Edelherrn Josi Pál.

Ich gedenke noch des großen Momentes, als Josi Pál in unsere Hütte trat, wie ein höheres Wesen! Mein Onkel, der diese Felle der gestorbenen Schafe nicht gerne aus seiner Spekulation ließ, sagte immer: „Euer G'streng', ich pachte alle Sterbefälle von Euer G'streng'!"

Allein Frumetel's Vater hatte schon das Höchste geboten, die Sterbefälle Josi Páls gehörten ihm, und die Zwietracht zwischen meinem Onkel und ihrem Vater brannte hell empor!

Aber nehmen Liebende je Rücksicht auf die Schaffelle ihrer Aeltern?

Frumetel war die einzige Tochter des alten Beer's, einfach und anspruchslos. Unter den Gänsen ihrer kleinen Besitzung aufgezogen, wuchsen beiden die Schwingfedern, ohne daß sie es merkten. Es war eine kleine, kompakte Gestalt; ihr röthliches Haar erfreute sich an jedem Freitage einer sorgfältigen Revision, und wenn sie dann am Samstag Morgens erschien, in ihrem blautüchenen, langen Rock, wie ein improvisirter Streckvers; wenn sie den Fuß, den elfjährigen Fuß, dem aber selbst der Neid gern seine zwanzig Jahre zugestanden hätte, in safrangelbe Schuhe gehüllt hatte, und um den schmalen Streif, der die Anfangsgründe einer Stirne bildete, ein schwarzes Band hatte, in dessen Mitte eine gelbe Messingschnalle mit Hohn auf die sterblichen Bewohner Lovasberény's herabsah, o, wenn sie dann so vor mir erschien, dann zog ein unendliches seliges Gefühl durch meine Brust, die Schaffelle meines Onkels traten in den Hintergrund, und machten ihr allein Platz, und ich hätte in stiller Seligkeit sie, Josi Pál, Rabbi Lebisch und sein Pfeifenrohr umarmen können! Ich verstummte, aber es war ein beredtes Verstummen!

»E'l silenzio ancor suole,
Haver prieghi e parole!«

Aber ich selbst, ich war auch eine reizende Erscheinung in meinem zehnten Jahr! Lovasberény's Alcibiades, der Dandy unter meinen Schulkameraden und der Cäsar ihrer Feldzüge!

Ich sah aus wie der Plan zu einem schlechten Lustspiel, von welchem der erste Akt eben erst scenirt wird! Wenn man mir dazumal einen Staturpaß hätte ausstellen wollen, so wäre der bezeichnendste gewesen:

„Haare, Augen, Nase, Mund, Wuchs, Kleidung, ejusdem coloris: gelb."

Botaniker hätten mich auch für eine wandelnde Süßholz-Wurzel nehmen können; es war der Reiz der Jugend!

»Quant' è bella Giovanezza,
Di doman non è certezza!«

Besonders in meinem Samstagskleid war ich ein wahrer Achill!

Ich hatte nämlich lange um einen blauen Rock angehalten; da kam einmal ein Hausirer, der mit Resten von Tuch handelte, und dieser besaß den Inbegriff meiner Wünsche.

Allein leider hatte er nicht genug Reste von einer Farbe, und mein Onkel meinte, das habe nichts zu sagen, das hellere Blau käme vorne, und das dunklere hinten, und so geschah es; ich bekam einen Rock, der vorne hellblau und hinten dunkelblau war. Ich konnte auch für eine Blaumeise angesehen werden. — Von vorne war ich ein Maihimmel, von hinten ein Novemberhimmel. Auf diesem blauen Gebäude, als oberste Zierde, als Thurmknopf auf dem spitzigen

Gebäude meines Ich's, prangte eine schwarze Manchester-Kappe mit weißem Lammfell verbrämt. Diese Kappe ruhte dicht auf meinen Augenbrauen und fraternisirte bald mit zwei großen Leinwandkragen-Spitzen, welche vom Halstuche aus wie zwei Pferde-Scheuklappen über meine Augen hinaufgingen. So ausgestattet, wie ein Fragment über die Lehre von den Fossilien, trat ich, mit dem Bewußtsein meiner unwiderstehlichen Reize vor Frumetel hin, und:

ich kam, ich sah, ich siegte!

In ihrem frugalen Blicke lagen die Zeilen:

„Mich reizt, mich lockt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!"

Wir konnten uns nur selten sehen, denn die Montechi's und Capuletti's wütheten gegen einander. Ich-Romeo und Frumetel-Julie dachten anders.

In dem Kukurutz-Garten (türkischer Weizen) ihres Vaters, welcher ihr Haus von dem unsrigen trennte, sahen wir uns und mischten unsere Liebesschwüre in das Säuseln der Kukurutzblätter. Wie oft sagte sie, wie Julie:

»O Romeo, Romeo! wherefore art thou Romeo?
Deny thy father, and refuse thy name!«

Freilich sagte sie es mit andern Worten, aber es klang doch so!

Mitten im Kukurutzgarten stand ein Marillenbaum; die Marillen waren noch grün, aber wir labten uns dennoch an ihren Früchten! So saßen wir, der Kukurutz gab uns Schatten, der Baum gab uns grüne Marillen, und einsame Liebe gab uns Stoff zu — schweigen. Wir saßen und

sahen uns an, wie die zwei Chineser, die in Raff's Naturgeschichte unter dem Theebaume sitzen! Und wenn wir es in den Blättern rauschen hörten, so fuhr sie auf und sprach mit ihrer süßen Drillstimme:

„Es ist die Mamme!"

Ich aber erwiederte, wie Romeo:

»'It was the lark, no nightingale!«

denn es war nur die Hausgeis, die ebenfalls den Kukurutz besuchte. Bald fuhr ich in die Höhe und rief:

»O mon Dieu, mon Dieu, c'est Rabbi Lebisch!«

Und da sagte sie wieder, wie Julie:

»It was the nightingale, and no the lark!«

denn es war nur ein kleiner Gassenjunge, der auch den Marillenbaum und unreife Früchte suchte.

So verlebten wir die schönsten Tage unserer grünen Liebe bei grünen Marillen im grünen Kukurutzgarten.

„O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!"

Nicht lange dauerte das Glück unserer stillen, marillenessenden Liebe. Unsere Wonne erhielt einen großen Bruch, als die Zeit kam, wo der Kukurutz gebrochen wird, und wir nicht unter dem Schatten dieser Blätter weilen konnten.

Am Tage vor der großen Kukurutz-Ernte, bevor diese klassische Laube unter den Händen der Vandalen fallen sollte, saßen Frumetel und ich zusammen und beweinten unser Unglück! Ob wir wirklich weinten, kann ich nicht bestimmt angeben, aber daß wir fürchterliche Gesichter

schnitten, ist gewiß. Denn außer diesem Garten gab es in dem ganzen Umfange von Lovasberény kein trauliches Plätzchen, keinen Olivenhain, keine dunklen Grotten, keine Kokos-Wälder, um heimliche Liebe zu beschirmen und zu beschatten. Wir waren gränzenlos unglücklich, und wenn Frumetel und ich so weise geworden sind, wie uns der Leser kennt, so war jenes Unglück daran Schuld. Denn Rousseau sagt: »Une grande passion malheureuse est un grand moyen de sagesse!«

Es blieb uns nichts übrig, als einen Briefwechsel anzuknüpfen!

„Briefe leben, athmen warm, sagen,
Was das bange Herz gebeut,
Was die Lippen kaum zu stammeln wagen,
Das gesteh'n sie ohne Schüchternheit!"

Ja, edler Bürger, du magst recht haben, Briefe leben, aber ihnen das Leben geben, ist eine Schwierigkeit! — Hätte Bürger meine Buchstaben persönlich gekannt, und die Krämpfe, die mich ihre Verfertigung kosteten, er hätte nicht gesagt:

„Und ein Gott war es, der Schrift und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand!"

Ich sollte schreiben, einen Briefwechsel anknüpfen!

„Ach, jeder Wechsel schreckt den Glücklichen."

Nicht nur jeder Wechselbrief, sondern auch jeder Briefwechsel! — Allein Frumetel bestand darauf, und ich sagte zu.

Mein Kollege und Kalligraph Sanele war der geflügelte Bote der Liebe. Er trug die Briefe hin und her. Uneigennützig, wie Pylades, verlangte er für diesen Liebesdienst nichts, als jeden Abend die Hälfte von meinem Vesperbrote, welches in einem großen Stücke Brot mit Zwetschkenmus aufgestrichen bestand. Ich brach nie die Hälfte dieses Schäfer-Essens ab, ohne zu seufzen:

»One last long sigh to love and thee!«

Byron.

Zwei Tage lang dauerte es, bis mein erster Brief fertig wurde. Ich wußte durchaus nicht, was ich an Frumetel schreiben sollte! Ich fragte Sanele, auch er wußte es nicht! Endlich fiel mir ein göttlicher Gedanke ein! Mein Rabbi Lebisch schrieb alle vier oder sechs Wochen an seine Frau, die in Palota wohnte. Ich beschloß, einen solchen Brief zu erwischen und ihn zu kopiren. Gesagt, gethan. Ich fand den Entwurf eines solchen Briefes, welcher ungefähr im echten orientalisch-hebräischen Style also lautet:

An die vortreffliche, gerechte, fromme Hauskrone, Hauptschmuck des Mannes, goldgekrönte Heldenfrau, Fruchtbare, ihrer Kinder zarte Zierde, die geschätzte Frau Chane bis in hundert Jahren, sela!"

Nach diesem langen Titel kam der kurze Brief:

„Ich schreibe Dir, daß ich gar nichts zu schreiben habe; ich bin, Gott sei Dank, gesund, und hoffe bei Dir das Gegentheil, bis auf meine alten Leiden mit der goldenen Ader, womit ich verbleibe dein getreuer Mann

Ich, der kleine Rabbi Lebisch."

Der Brief wurde nun von mir abgeschrieben, und nur statt „Frau Chane“ an die „Maid Frumetel“ gesetzt, und dahin flog Sanele, zu ihr, mit dem beflügelten Worte der Liebe!

Am dritten Tage kam die Antwort! Ach, es war ein seliger Augenblick! Das Billet war mit gekautem Brot versiegelt; ich riß es auf, und wer schildert mein Entzücken? Ich konnte kein Wort lesen! Es war ein Kattegat von großen Tintenflecken, zwischen denen sich convulsivische Gliedmaßen durchzogen. So schrieb Julie an Romeo! — Wie sollt' ich diese heimlichen Zeichen der Liebe entziffern?

O Love, give me strength', and strength shall help afford!

Allein die Liebe half nicht! Vergebens trat auch Sanele hilfreich herbei, es war nicht möglich, aus dieser Buchstaben-Gedärmverwicklung etwas herauszubringen; es waren zerrissene Krautstrudel, die von der Tarantel gestochen wurden; es war ein Sanhedrin von Tintenklecksen, welche durch Meerspinnen-Beine zusammenhingen.

Allein was that das? Es waren doch ihre Züge! Ich war glücklich! Glücklich? War erste Liebe je glücklich?

Mag hier denn die Bemerkung stehen, daß erste Liebe selten glücklich ist, daß erste Liebe fast nie einen würdigen Gegenstand trifft! Es scheint mit dem Herzen und der Liebe wie mit den Weinreben zu gehen, die ersten Setzlinge müssen erst weggeschnitten werden, der zweite Nachschuß ist der echte. Frauenherzen sind wie neue

Fässer, sie müssen erst mit dem heißen Wasser einer unechten Liebe angefüllt und ausgebeizt werden, bevor sie mit dem echten Weine der Liebe gefüllt werden; von echter Liebe und von echtem Thee muß der erste Aufguß als schlecht weggegossen werden. Auch die Erstlinge der Empfindung sind wie die Erstlinge der Bäume weder so gut noch so süß, noch so kräftig wie die spätern. Das Herz muß wie ein Kind den Kinderzahn der ersten Liebe erst ausschieben, nur der zweite sitzt fest und kräftig, oder wenigstens so lange, bis er für immer verloren ist!

Gewiß wird es wenig weibliche Herzen geben, welche sich nicht selbst gestehen werden, daß ihre ganz erste, wenn auch nicht gestandene, leise Neigung einen Mann traf, der ihrer unwürdig war!

Nach dieser Seitenwendung, mit welcher ich keineswegs Frumetel Uebles nachsagen wollte, komme ich zu ihr und zu ihrem unenträthselbaren Schreiben zurück.

Ich war beständig damit beschäftigt, diese Keilschrift dennoch zu enthüllen. So saß ich einst auch bei meinem Rabbi, welcher uns wieder mit dem unwiderstehlichen Pfeifenrohr die Unfehlbarkeit des Talmuds bewies; ich hatte den Brief auf meinen Knien unter dem Tische, und war ganz in dessen Entzifferung versunken. Da, o Götter, da stürzte Rabbi Lebisch plötzlich auf mich hin, ergriff mit einer Hand mein lockiges Haupt und mit der andern die süßen Zeilen Frumetel's! Wie eine Hyäne stürzte der ergrimmte Rabbi über das Corpus delicti her!

Er las, — wie er das anstellte, ist mir heute noch ein Räthsel, — dann fuhr er sich in die Haare, stieß ein Wehgeheul aus wie ein angeschossener Eber, riß sich in Wuth ein Stück von seinem Talar herunter, und das Pfeifenrohr sauste über meinen jugendlichen Rücken hin.

Da kam die Allmacht der Liebe über mich, Frumetel's Geist stand vor mir und schüttelte die röthlichen Locken, und sah mich mit ihren dogmatischen Blicken an. Da faßt es mich an, ich bin nicht mehr ich, ein Leu bin ich, ich springe auf, reiße dem Rabbi das Pfeifenrohr aus der Hand, und in einem Nu war es zerbrochen und zum Fenster hinaus geschleudert!

»O dolce vendetta
D'una anima difesa!«

Die ungeheure That war geschehen, regungslos stand der Rabbi da, regungslos ich, blos Sanele lief heulend hinaus und rief meinen Onkel und meine Tante herbei, welche uns Beide noch wie Bildsäulen erstarrt fanden.

Endlich fand der Rabbi Worte, und ich hatte mich hinter dem großen Rock meiner Tante verschanzt. Die Sache wurde nun erklärt; die Tante, obschon sie böse that, lächelte mich doch ein wenig an; so sind sie, die Tanten; gesegnet sei der Mann, der die Tanten erfand! Sie denken wie Parny:

»En fait d'amour trop jeune n'est pas trop!«

Der Onkel nahm Frumetel's Brief, las ihn und sagte:

„Man muß den Jungen auf die Hochschule schicken!"

Diese war die Hochschule in Páks. — Und so geschah es, die Tante lächelte, legte ihre breite Hand auf mein verliebtes Haupt und sagte nichts, als:

„Was guter Essig werden soll, wird früh sauer!"

Ich habe Frumetel nicht wieder gesehen, blos von Rabbi Lebisch hörte ich später etwas sehr Gutes. Als Müllner mich mit Jean Paul verglich, sagte er: „Ich hab's gleich gesagt, es ist schade, daß er sich nicht auf etwas Ordentliches verlegt hat!"

So sind sie Alle, mit Ausnahme von einigen Wenigen, die aber auch so sind! oder: „Was ich mit dem Trousseau der Herzogin von Orleans für glückliche Spekulation mache.“

Ach!

„Ach“ ist ein schöner Anfang! Nicht neu, aber interessant.

„Ach“ ist der sentimentale Bohrer, mit welchem man vor Allem das Gefühl des Lesers anbohrt, dann dringt der empfindsame Nagel schon leicht ein.

Also: Ach!

So weit wäre der Aufsatz recht gelungen, allein was jetzt? Jetzt? Jetzt:

O!

O ist das bürgerliche Ach! Man braucht die Figur von Ach und O nur anzusehen, und man erkennt den Unterschied. Bei Ach hat das Ding noch einen Haken, bei O ist das Ding schon rund aus! Also:

O! zusammengerechnet mit „Ach“ macht:

Ach und O! Das sind die Rede-Figuren, oder vielmehr die Seufzer-Figuren in der Rhetorik des Herzens.

Ach, sie ist schön wie die junge Rose, wenn der Strahl des Maies sie küßt!.

Nun weiß ich zwar nicht, warum ich „ach!" sage, wenn ich sage, sie ist schön? Allein gestehe nur, mein Leser, daß du viel mehr Respekt vor dieser Phrasen-Equipage hast, wenn so ein: Ach! als Vorreiter dahertrabt!

Also noch einmal diese schöne Maipraterfahrt:

„Ach, sie ist schön wie die junge Rose, wenn der Strahl des Maies sie küßt!"

Ihre Gestalt ist wie die Zeder auf Libanon. —

Aufrichtig gestanden, lieber Leser, habe ich noch keine „Zeder auf Libanon" gesehen, und ich hätte auch sagen können: wie die „Pappel am Bache", oder: wie die „Tanne am Wiesenrain"; allein aus besonderer Hochachtung für dich, bringe ich dir keine alltäglichen, klaren Gleichnisse und sage ausdrücklich: „Ihre Gestalt war wie die Zeder auf Libanon;" das ist Gluth und Phantasie.

Ha!

Ha! ist auch keine üble Person! Wenn dem gefühlvollen Herzen das Maul offen stehen bleibt, so ruft es: „Ha!"

Ja, schön war sie, wie die Schöpfung, als sie dem himmlischen „Werde!" entrann, ihr Wuchs war wie das Rohr am See.

— Bitte zu bemerken, mit welcher Geschicklichkeit die „Zeder vom Libanon" zu einem „Rohr am See"

geworden ist, das ist Eigenthümlichkeit; bei jedem Andern wäre es tadelnswerth, mir läßt es liebenswürdig. —

Ihre Augen waren schwarz, groß und feurig wie — was ist denn nur geschwind groß, schwarz und feurig? —

Wie Othello! Ihr Haar war amselschwarz, — der Leser wird hier Gelegenheit haben, zu bemerken, wie ich mich immer mehr und mehr enthalte, Gelegenheit zu Anspielungen und Deutungen zu geben; ich hätte sagen können: „rabenschwarz", allein da hätten die pfiffigen Leser gleich herausgebracht, daß ich vielleicht eine Dame aus Raab meine; um alle Persönlichkeit also zu vermeiden, sage ich:

Ihr Haar war amselschwarz, und weich wie die Sanftmuth, und dicht wie der Weizen im Banat; ihre Nase sah etwas schalkhaft zurückgeworfen in die Luft, ihre Lippen waren wie glühende Kohlen, und von ihren Zähnen würde Salomon der Weise gesagt haben: „sie sind wie die Lämmer, die aus der Schwemme kommen," und Salomon der Weise war kein Narr!

So war sie, und sie liebte mich!

Ja, sie liebte mich, und ich leide es durchaus nicht, daß es der Leser nicht glaube, und wenn ein Leser hartnäckig genug ist, es nicht zu glauben, so braucht er diesen Aufsatz gar nicht weiter zu lesen. Adieu!

Ja, sie liebte mich, sie hat mir's zwar nie gesagt, nie merken lassen, nicht das entfernteste Wohlwollen

gezeigt, im Gegentheil, sie hat immer Langeweile, wenn ich mit ihr zusammen komme, und doch weiß ich, daß sie mich liebt.

Das ist der Segen des Genies: die Allwissenheit!

Ihre Mutter hat mir erlaubt, dann und wann zu kommen, und ich komme nicht nur dann und wann, sondern ich komme am Dannesten und am Wannesten! Ich komm' so oft, als ob ich der personifizirte „Unverhofft" gewesen wäre, denn unverhofft kommt oft!

Die Mutter war eine Beschützerin der Künste und Wissenschaften, das heißt, wenn man von Künsten und Wissenschaften sprach, sagte sie immer: „Gott beschütze mich!"

Die Tochter aber war nicht nur schön, sondern auch geistreich und — reich!

Schön, geistreich, reich, und dennoch liebte sie mich!

Ein Spiel der Natur!

Woher ich es weiß, daß sie mich liebt? Sie gähnt immer, wenn ich ihr meine Produkte vorlese!

Wenn man gähnt, hat man Lust zum Schlafen; im Schlaf träumt man, von wem träumt man? Von dem Gegenstande, der uns zuletzt anregte; sie gähnt also, um von mir zu träumen — kann man zarter lieben und sich zarter ausdrücken?

Wer den Gegenstand seiner Liebe nie gähnen sah, gähnen bei seinen Gedichten, der hat die

Süßigkeit der Liebe nie geschmeckt! Was ist Schmachten, Lächeln, Maulen u. s. w. für mattes Wesen gegen den Reiz des Gähnens! Ich rede aber nicht von jenem verschämten halbverborgnen, verschleierten Gähnen, in welchem sich das Antlitz der Holden blos etwas alabastrirt und in die Länge zieht, und das liebliche Nasenspitzchen von zwei weißen Pünktchen überflogen wird, nein, ich rede von jenem schönen, vertrauungsvollen Gähnen, wenn sich der Mund der Holden so mit aller lieblichen Offenheit dem süßen Drange hingiebt; wenn wir dadurch eine ganze Einsicht in ihr innerstes Wesen bekommen; wenn sie so geradezu, so ohne Winkelzüge gähnt, wie es einer schönen Seele eigen ist; wenn wir bei diesem unbegränzten Beweis ihrer Anerkennung ihr frei auf den Zahn fühlen können; wenn sie uns dabei mit umflortem Auge unverholen anblickt und ihr zufallendes Augenlid zu sagen scheint: „Verstehst du mich auch ganz, mein Einziger?"

O, um diesen Reiz des lieblich-hingebenden Gähnens in seinem ganzen Umfange zu kennen, muß man selbst Schriftsteller sein und seiner Geliebten vorlesen.

Wie oft saß ich stundenlange und las ihr vor, und sie wurde nicht müde zu gähnen, und ich wurde nicht müde ihr in den Mund zu sehen, um zu sehen, ob ihr das Herz auf der Zunge liege!

Ich las ihr die herzbrecherischsten Sachen vor, ich hoffte immer, sie würde aufthauen, sie thaute nicht! Ich las ihr 136 Sonette „an sie" vor, ich hoffte, der Strahl

der Liebe wird aus ihrem Auge brechen, der Strahl brach nicht aus! Ich dichtete eine Novelle, in welcher ich und sie vorkamen; ich gestand ihr in dieser Novelle meine Liebe, — ich machte ihr einen förmlichen Heirathsantrag, — ich brachte mich endlich in einer Jasminlaube auf einem Fensterschemel mit einem Venetianerdolche zu ihren Füßen um, — ich glaubte, sie würde zusammensinken, stammeln: „Ich liebe dich!" Sie sank nicht, sie stammelte nicht!

Wenn ich mir's recht überlege, so liebte sie mich nicht — allein ich kann nicht mehr zurück; ich habe dem Leser schon einmal gesagt: „sie liebte mich."

Jetzt aber liebt sie mich wirklich; ach, es war ein schöner Moment, ein welthistorischer, ein unsterblicher, und er machte mich glücklich!

Gesegnet sei das Trousseau der Herzogin von Orleans!

Ich hatte früher schon bemerkt, daß ich einen heimlichen Nebenbuhler hatte! und — Wetterleuchten und Doria! — einen glücklichen Nebenbuhler!

Kennst du, Leser, die Hyäne „Eifersucht"?

Freundlichkeit, Lächeln, Munterkeit, Zuvorkommenheit, alle Symptome der Liebe hatte sie nur für ihn, — es war ihr Schneider! —

„Gegen Schneider kämpfen Dichter selbst vergebens!"

Was ist ein Versmaß gegen ein Schneidermaß? Ein Ode gegen Mode? Ein Sonett gegen ein

Korsett? Was sind Lieder gegen Mieder? Eine Terzine gegen eine Pelerine? Was ist eine Kanzone gegen Kartone?

Sie gähnte nie, wenn der Schneider da war! Wie sollte ich meinen Nebenbuhler besiegen? Ihn tödten? Zu ihren Füßen tödten?

Schon einmal blitzte die Waffe über seinem Busen: — es war eine englische Patentscheere, die ich dem Verräther aus der Hand riß. —

„Und einen Finger durft' ich rühren,
Um den Schneider zu seciren!“

Allein ich bekämpfte mich! Kann er dafür, der Glückliche, daß ihm das schönere Loos gefallen? Daß er keine Gedichte, sondern Kleider macht?

Wie sagt Schiller in seinem Gedichte: Das Glück?

„Neigungen haben die Frauen, sie lieben der nähenden Helden lockige Scheitel, es zieh'n Kleider die Fröhlichen an; nicht der Dichtende wird von ihrer Erscheinung beseligt; ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Schneider geschaut!“

Ich aber war blos ein Dichtender, nicht einmal die Aussicht in eine Zukunft voll Schneider, in eine Ehe voll Marchandes de modes gewährte meine miserable Liebe! Ja, nicht einmal Sinn habe ich für den Zauber eines anliegenden Aermels, nicht einmal sprechen kann ich von dem Reiz eines Moire velouté!

Da, in diesem fürchterlichen Verhältnisse, da sendet mir der Himmel, der große Ehe-Schließer, ein Zeichen, ich erkenn' es, erfaß' es, benütz' es, applicir' es, und sie ist mein! mein! mein!

Ich bekam nämlich aus Paris eine umständliche Beschreibung des Trousseau's der Herzogin von Orleans. Ich glaubte, mein Korrespondent sei nicht recht klug. Zuerst dachte ich weinend: „Ja, wer ein solches Trousseau geben könnte!" Was ist ein Schriftstellertalent gegen ein solches Trousseau, oder um zu reimen:

„Was ist ein ganzer Rousseau
Gegen ein solches Trousseau?"

Da durchzuckte es mich wie ein Blitz! „Dieses Trousseau muß sie an meinen Busen ziehen!"

Ich sprang auf, steckte die Korrespondenz ein und eilte zu ihr.

Sie saß eben auf dem Sopha, die schwarzen Locken hingen fast opheliamäßig um die blendende Schulter, und ihr feuchter Blick hing melancholisch auf einem Perkalinekleid, welches in der gestrigen Oper einen Riß in dem Register seiner Reize bekam. Ich trat herein, küßte ihr die Hand, sie erblickte ein Papier in meiner Hand und fing schon an zu gähnleuchten; allein ich setzte mich feierlich nieder und sagte:

„Theuere Marietta! Es ist ein entscheidender Augenblick, ich wage den letzten Versuch auf Ihr Herz." Sie lächelte himbeeressiglieblich, setzte sich in den Winkel

des Sophas und machte alle Resignationsvorbereitungen. Ich begann:

»Trousseau de la Duchesse d'Orleans.«

Marietta's Antlitz wurde heiterer. Ich fuhr fort:

»C'est le 30. Mai seulement que la corbeille de mariage a été déposée à Fontainebleau.«

Marietta spitzte die niedlichen Vermeil-Ohren, ich aber las mit steigender Stimme:

»A l'intérieur, elle est doublée de satin enrichi de ganses et de torsades d'or.«

Eine leichte Röthe färbte Marietta's Angesicht, ein freundlicheres Licht strahlte aus ihren Augen und sie lispelte:

„Haben Sie das geschrieben, lieber Saphir?"

Sie hatte noch nie gesagt: „lieber Saphir!" Ich fuhr mit einer höhern Begeisterung fort:

»Douze châles de cachemire, six de fabriques françaises et six des Indes, frappent d'abord les régards.«

Immer näher rückte Marietta; bei den Worten »Douze châles« entfloh ein leiser Seufzer ihren Lippen, sie hing mit Sehnsucht an meinen Lippen, „ach, weiter, liebster Saphir!" (Liebster! Superlativ!)

»Il y a six parures: une en brillans, une en brillans et rubis, une en turquoises et brillans, une en émeraudes et brillans, une en perles fines.«

Marietta glühte wie das Morgenroth, ihr Herz klopfte hörbar, sie rückte nahe heran, ein zitternder Blick

hing an mir, so ergriffen sah ich sie nie, und mit einer wahren Inspiration deklamirte ich weiter:

»Il faut rester charmé devant ces manteaux courts, ouverts arrondis au bas, par devant, à pélerine plus ou moins longue, à larges manches relevées à la Berthe sous des noeuds à pans flottans.«

Diese Stelle machte einen magischen Eindruck auf die Holde! Sie legte ihre Hand auf meine Schulter und sah mir ins Auge, mit einem Blick, o mit einem Blick, als ob in meinem Auge eine Niederlage von solchen »Manteaux courts« gewesen wäre. Ich fühlte ihren Odem an meinen Wangen; mit wonnebebender Stimme las ich weiter:

»Puis un négligé en cachemire foncé étale ses figures grotesques au milieu de fleurs chinoises!«

Eine warme Thräne fiel aus Marietta's Auge auf meine Hand, Entzücken zitterte durch mein Wesen, und mit einer unaussprechlichen Verklärung tönten meine Worte weiter:

»Une tunique de moire violette mêlée de longues dents pointues de la dentelle de soie à des petits noeuds et aux garnitesur posées en coquilles.«

„Ach!“ lispelte sie, und ihr Haupt neigte sich auf meine Schulter, um ihre Lippen spielte es wie rosige Träume, ich aber las mit halbweinender Stimme immer weiter:

»Quant aux gants, calculez tous les secrets que la coquetterie des formes a à sa disposition pour faire d'une simple fantaisie une recherche de la plus riche élégance; Il y en a cent quatre-vingt variétés!«

Marietta schluchzte, sie lag in der heftigsten Bewegung an meinem Herzen!

Es war ein stiller, feierlicher, heiliger Moment! Die Lüfte schwiegen, die Götter lauschten.

Marietta erhob das schöne Auge, ihr Blick ruhte erst auf dem Aufsatz, dann auf ihrem Perkalinekleid, dann auf mir; noch ein „Ach!" entrang sich dem klopfenden Herzen, und ich rief: „Kannst du mich lieben?" und sie flüsterte: „Ja, aber lese mir das noch einmal vor."

Und ich las den göttlichen Aufsatz noch einmal, und ein süßes Nachdenken sprach aus Marietta's Zügen; sie schien zerstreut, ich küßte ihre Stirne und fragte: „Woran denkst du, meine Süße?" Und sie lispelte wie eine Clairvoyante: »Cent quatre-vingt variétés de la plus riche élégance!«

Album geselliger Thorheiten und Lächerlichkeiten.

Das Picknick auf dem Strozzischen Grund, „blos beim Clavier."

Die kleine Holdenburg war eine allerliebste Frau, und ist nun eine allerliebste Witwe. Ich machte ihre Bekanntschaft auf dem Eilwagen. Ehen werden im Himmel geschlossen, Liebschaften im Tanzsaal, Bekenntschaften im Volksgarten und Bekanntschaften im Eilwagen. Im Eilwagen erfuhren wir sogleich, wie wir miteinander fahren werden. Sie hatte wunderschöne Zähne, superbe rabenschwarze Augen und ganz vortreffliche kleine Zuckerkipfel bei sich, drei Dinge, die mich sehr an sie anzogen.

Ich versprach ihr, sie oft zu besuchen, allein sie wohnte auf dem Strozzischen Grund, und der Strozzische Grund ist für Jemanden, der in der Stadt wohnt, ein so entfernter Grund zu einem Besuche, daß ich vielmehr bald von diesem Gedanken von Grund aus zurück kam. Schöne Witwen und bekannte Melodien haben ein gleiches Loos,

wenn sie uns einfallen, gehen sie uns oft einige Tage im Kopfe herum. Eines Tages fiel mir die schöne Witwe mit den Rabenlocken, mit den Feueraugen und mit den Zuckerkipfeln ein, ich wußte selbst nicht woher, und ich wollte der Sache auf den Strozzischen Grund kommen. Die Witterung war diesem Unternehmen günstig, das heißt, es war so entsetzlich schlechtes Wetter, daß gewiß alle Witwen in der Welt zu Hause waren. Der Himmel machte ein Gesicht, als wenn auf allen Geigen, mit denen er voll hängt, sich Dilettanten vor ihm hören ließen, und die Erde machte ein Gesicht, als müßte sie zu „Menschenhaß und Reue" ins Theater gehen und darüber referiren; da dachte ich, wenn Himmel und Erde solche Gesichter machen so kann die schöne Witwe gegen mein Gesicht auch nichts haben, und flog auf den Flügeln der Ungeduld, das heißt auf einem Fiaker, nach dem Strozzischen Grund. Eine Kaffeekanne, zwei Basen, zwei Strümpfe, ein Mops und ein Muff wurden in der Ueberraschung von der schönen Witwe über den Haufen geworfen: „Nicht möglich. Soll ich den Ofen einschlagen?!" — „Schlagen Sie ein!" erwiederte ich und hielt ihr die Hand hin. Nun ging's an ein Vorstellen, es waren, wie gesagt, zwei Basen und ein Mops, lauter Strozzische Grundische. Alice, so wollen wir die schöne Witwe nennen, war sehr liebenswürdig. Wenn die Basen, die Strümpfe, der Mops und ich nicht zugegen gewesen wären, sie hätte mir gefährlich werden können! Auf einmal schlug sie die Hände in einander und jauchzte laut auf: „Sie schickt mir ein guter Engel!" Ich bin zwar noch nie

für einen Engel Boten gelaufen, allein ich ließ es dabei bewenden. „Uebermorgen," fuhr sie fort, „ist bei Frau von Zirpewachtel großes Picknick, und Sie müssen mein Herr sein!" — „Meine Holde," erwiederte ich, „es heißt: „und er soll dein Herr sein", nicht aber: „und ich soll dein Herr sein!" — „Nichts da, keine Widerrede! Sie müssen mit mir, sonst, sonst, — morgen Mittags holen Sie mich ab, ich stelle Sie dann der Frau von Zirpewachtel vor, und übermorgen bringen Sie mich hin." —

Gegen des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!

Am andern Mittag führte mich Alice durch eine Gedärmverwicklung von Kreuz- und Querstraßen, über eine gewundene Treppe in den dritten Stock eines zwei Stock hohen Hauses in den Empfangs-Saal der Frau von Zirpewachtel. Frau von Zirpewachtel erhob sich, und sie war so lang, daß es einige Minuten dauerte, bis sie ganz erhoben war; sie stand vor mir wie die Ahnfrau aller Cölnerwasser-Flaschen; und aus dieser enghalsigen Flasche gluckste sie ein: „Ich freue mich unendlich u. s. w." heraus. Ich bat sie, sich zu setzen, welches auch geschah, und mir war es, als ob sich der Landshuter Thurm niedersetzte. Sie erzählte mir, daß ein Paar liebe Freunde und Bekannte morgen bei ihr ein Picknick haben, „blos beim Clavier"! Ich stellte vor, daß ich mit Vergnügen Theil nehme, zwar nicht „blos beim Clavier", auch beim Tisch, allein ich sei ein miserabler Junggeselle, der weder kochen noch braten kann. Frau von Zirpewachtel meinte,

das wüßte sie, allein viel braucht man ja nicht, denn es sei ein Picknick „blos beim Clavier", ich könnte mein Theil in Baarem beisteuern und zehn Gulden Münze wären hinreichend. Ich spürte, wie meine Brieftasche Krämpfe bekam, allein was war zu thun, ich lächelte wie ein gespießter Maikäfer gab meine zehn Gulden her und sagte: „Eine wahre Bagatelle für ein Picknick blos beim Clavier." Darauf stellte mir Frau von Zirpewachtel ihre zwei Töchter vor, die eine war eine schwarze Blondine, und die andere eine gelbe Brünette. Sie sprachen immer alle auf einmal, und alle beide Eins und Dasselbe. Sie waren sehr schwer zu unterscheiden, denn die eine war so lang, wie die Mutter, so daß sie zusammen zwei in die Ewigkeit fortlaufende Parallel-Linien bildeten, diese hieß Luzchen; die andere aber war ganz klein und compact, sie war blos der Clavierauszug der Mama und hieß Nantchen. Sie sagten mir beide zugleich, daß sie mich ganz abscheulich fürchten; ich aber sagte: „Das wird sich bei Ihnen über kurz oder lang schon verlieren."

Somit endete die Vorstellungs-Ceremonie, und ich empfahl mich. Beim Empfehlen sagte mir die Frau von Zirpewachtel: „Ach, ein Paar Kapäundel könnten Sie doch auch besorgen!" Und so ließen wir uns an dem Strick der gewundenen Treppe wieder herab in das freundliche Leben.

„Und es freue sich, wer da athmet im rosigen Licht!"

Ich ging zurück in die Stadt, um zehn Gulden

ärmer und um die Sorge „auf ein Paar Kapäundel" reicher. Ich fragte Alice, ob die „Kapäundel" auch „blos beim Clavier" verwendet werden. Sie aber nannte mich einen gottlosen Spottvogel. Die ganze Nacht beunruhigten mich schwere Träume, bald kamen die zehn Gulden im Leichentuche und rangen die Hände, bald zogen drohende „Kapäundel" an mir vorüber; ich sah, wie sich ein „Kapäundel" an das Clavier setzte und einen Straußischen Walzer zu Tode fingerte, ein anderes „Kapäundel" sang die große Arie aus dem „Titus", und ein drittes „Kapäundel" tanzte mit Frau von Zirpewachtel einen Cotillon. Kurz, es waren tolle, beängstigende Träume. Des Morgens früh besorgte eine meiner Cousinen die „Kapäundel", die sogleich nach dem Strozzischen Grund wanderten.

Die Strozzischen Mitglieder des Picknicks waren schon versammelt, als ich und meine Dame eintraten. Die lange Frau von Zirpewachtel, mit Blumen, Schleifen und Tüchern behangen, sah aus wie ein wandelnder Maibaum, oben auf dem Frisurgipfel bammelte ein goldner Thurmknopf, und ich erwartete jeden Augenblick, einige Knaben aus der Société würden den Baum erklettern, um den obersten Preis zu gewinnen. Frau von Zirpewachtel kam uns entgegen und neigte sich von den Höhen herab, um der kleinen Witwe einen Kuß zu appliciren. Die beiden Zirpewachtel-Infantinnen, die Lange und die Kurze, sprangen mir entgegen und riefen a tempo: „Ach, ach, das ist schön, liebster Herr von S., daß Sie endlich da sind!" Ich war

ganz gerührt von der Schönheit meines Daseins, und nun umknöchelte die Hausfrau mit ihrer Hand die meinige und schob mich der verehrten Strozzischen Gesellschaft vor: „Herr von S . .“ Die Frauenzimmer um den Theetisch schnellten wie die Zitterfische in die Höhe, wackelten mit dem Kopfe, blinzelten mit den Augen, und schnellten wieder auf ihre Plätze zurück, und saßen unbeweglich da. Ich verneigte mich stumm, wie ein Schlagbaum, der heruntergezogen wird. Als ich mich umsah, glaubte ich mich in ein zoologisches Kabinet und in einen Kreis ausgestopfter Wesen versetzt. Um den Theetisch, auf welchem vielleicht in vergangenen Jahrhunderten Thee war, oder auf dem in zukünftigen Jahrhunderten Thee sein wird, saßen die Pick-nick-Vorsteherinnen, wovon die eine ein langes Papier, das Verzeichniß der Einsender und Einsendungen, in der Hand hatte. Es war die Frau von Repskörndel, bürgerliche Siebmachers-Frau. Ich nahte mich ihr, und eine Stimme, wie eine Spitzmaus, die Mezzavoce singt, drang mir, ich weiß nicht, ob aus ihrem Munde oder aus ihrer Nase, entgegen: „Hier, mein lieber S.., hier stehen ihre Kapäundel; aber Sie dürfen nicht bös sein, sie sind gar nichts nutz; wenn Sie nicht bessere Witze machen, als Kapäundel, so ist's traurig!“ Dabei lachte sie einen einzigen Lacher aus, ohne daß weiter auf ihrem Antlitz eine Spur davon zurückblieb. Ich neigte mich anmuthig nieder und sagte: „Entschuldigen Sie, meine verehrte Frau von Repskörndel, ich mache keine Witze, und ich habe auch diese Kapäundel nicht gemacht.“ Das kleine Nantchen, welches sich indessen des kleinen Fin-

gers meiner linken Hand ganz fest bemächtigt hatte, lachte eine kleine Octave und schrie: „Ach, Sie sind aber schlimm!" Da kam eine von den Schicksals-Göttinnen des Picknicks auf den zwar sehr nahe liegenden, aber dabei außerordentlich entfernten Gedanken: „Aber Herr von S.., wollen Sie nicht eine Schale Thee, wir haben schon Alle getrunken!" — „Wenn Sie blos Alle und nicht allen getrunken haben, so bitt' ich!" Nantchen knackte meinen kleinen Finger, und schrief: „Ach nein, Sie sind aber schlimm!" Da erhob die Frau von Zirpewachtel ihre Stimme, daß sie so hoch wurde wie sie selbst: „Ach nein, der Herr von S.. trinkt keinen Thee, hat mir die Frau von Holdenburg gesagt, er wird nachher Wein trinken." Ich schnitt ein Gesicht, als hätt' ich den Wein schon getrunken, und sagte lächelnd: „Nein, ich trinke keinen Thee." — „Vielleicht ißt der Herr von S.. ein Stückchen Gugelhupf, oder ein Eierplätzchen?" sagte eine dritte Schicksals-Göttin, die Frau von Grützmacher, mit einem Gesichte, so lang wie die Laxenburger Allee, und mit einer großen Nase wie das Chausseehaus in dieser Allee, aber bei dem Allen schien sie mir ihres Einfalles wegen sehr liebenswürdig; da sah ich wieder, daß der menschliche Geist mehr ist als Schönheit, und schloß von der Frau von Grützmacher auf mich selbst und begriff, wie mich die Frauen so außerordentlich liebenswürdig finden. Ich sah sie so zärtlich an, daß jeder Blick aussah wie Liquor anodini, und sie warf mir einen zurück, der aussah wie extractum cinamomi, und ich war so hungerig, daß ich auf die Mischung dieser Blicke gerne geschrieben hätte: fiat pill. gr. iij., und sie verschlungen hätte;

denn ich sah mich ringsumher um, allein nicht ein böser Schatten von Gugelhupf flog über die öde Haide, und Eierplätzchen?

„O fahrt wohl, ihr Ideale! goldgewebte Träume!"

Die Frau von Zirpewachtel sagte: „Ach nein, die Frau von Holdenburg sagte mir, Herr von S.. ißt kein Backwerk oder so was." Ich fühlte, wie mein Magen ob dieser Lüge schamroth wurde, allein ich lächelte und sprach resignirt: „Nein, ich esse nie Backwerk, und „so was" schon gar nicht!" Nantchen drehte meinen kleinen Finger wieder aus seinen Fugen und sagte: „Aber nein, wie Sie schlimm sind!" — „Nun," fing die Hausfrau an, „wollen wir den Tisch abräumen, das junge Volk will tanzen." Der Tisch war aber so abgeräumt, als hätte ein französisches Regiment blos freundschaftlich drin garnisonirt; ja ich habe eine Ahnung, daß dieser Tisch gar nie aufgeräumt war. Ich betrachtete mir nun das junge Volk! Es waren ungefähr achtzehn Wesen, die nur durch ihre Kleidung verriethen, ob sie zum „jungen Mannsland" oder zum „jungen Weibsland" gehörten. Blos die Toilette der Männer war jung, denn die schwarzen Röcke waren noch voller Flaumen. Die Mädchen zusammen sahen aus, als ob sie „lebendige Tuschkasten" spielten. Ein einziger Herr schien der König des Festes, Amuseur, Danseur, Arrangeur u. s. w. zu sein; um ihn drehte sich die ganze Menagerie herum. Sie hießen ihn nur „unser lieber Falzbeindl". Er trug einen hellblauen Frack, ein gelbes Gilet mit einer

rothen Unterweste, zimmtfarbne Beinkleider, die aber wahrscheinlich durch betrübende Erfahrungen so in sich gingen, daß sie unten sich so ferne als möglich von der verderblichen Erde zurückzogen, und Schuhstiefel mit Bändern, die immer mitgewichst worden sein mußten und steif von den Stiefeln wegstanden. Er hatte kurzes, etwas weißes Haar, glatt geschnitten, und blos ein Büschel flatterte wie eine verirrte Taube um den Taubenschlag um das rechte Ohr herum. In der Hand hielt er ein rothkattunenes Schnupftuch, welches er beim Tanz zwischen seine Hand und seine Tänzerin einlegte. Es war das belebende Princip des Picknicks. Der Tanz begann; „blos beim Clavier!" Es war aber auch ein Clavier! Ich glaubte Anfangs, ich sei das Clavier, so verstimmt war es. Es sah aus wie ein vorgeschuhter Zuschneidetisch. Mehrere Saiten waren viel klüger als ich, denn sie waren schon lange vor dem Picknick abgesprungen. Monsieur Falzbeindl setzte sich an die Claviertruhe, und Alles rief entzückt: „Ach, Monsieur Falzbeindl wird spielen!" Nantchen, die meinen kleinen Finger indessen auch zu einem vollkommenen Falzbeindl in ihrer Hand gefalzt hatte, fragte mich: „Haben Sie Monsieur Falzbeindl noch nicht auf dem Clavier gehört?" — „Ich habe ihn blos jetzt auf dem Sessel gehört!" — erwiderte ich. „Aber nein," sagte sie, „wie kann man gar so schlimm sein!" — Da schlugen einige Klänge an mein Ohr, als ob eine Tonleiter zusammenbräche und die Späne davon herumflögen, Monsieur Falzbeindl hatte sich aber ans Clavier gemacht

und falzbeindelte die himmlischen Straußischen Elisabethen-Walzer herunter, daß es eine Freude war! Die verstimmten Saiten, die Holztöne, das Aechzen der Tasten, die mißhandelten Takte, das Haar an meinem Schnurrbarte sträubte sich in die Höhe, Nantchen gerieth in ordentliche Verzückung. Frau von Repskörndl kehrte den Kopf links und schielte rechts über. Frau von Grützmacher ließ den Kopf rechts hinüber und blinzelte links. Alles schwamm in stiller Seligkeit, und Monsieur Falzbeindl hing quer auf seinem Stuhl, half jeder Note mit dem Oberleibe nach und balancirte jeden Ton auf der Nasenspitze. Das junge Volk begann zu tanzen. Der Stubenboden war klassischer Boden, römischer Boden, er hatte sieben Hügel. Sie tanzten Alle und kamen mir vor wie die Schiffe im Sturm, bald waren sie hoch oben, bald tief unten. Mich erfaßte auch ein Sehnen

„Ueber Thal und Berg zu schweifen!"

Ich faßte die Frau von Zirpewachtel an wie einen aufgerichteten Aalfisch und schleuderte mich hinein in das Gebirge, und mir war es, als ob Jemand mir die Goethe-schen Worte zuriefe:

„Da wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein!"

Frau von Zirpewachtel ragte über Alle in die Höhe, als ob ein Blitzableiter mittanzte. Ich riß sie leidenschaftlich hin und her, und die Falzbeindlische Musik hatte das Angenehme, daß man nie merkte, ob man aus

dem Takte kam. Endlich war sie ermüdet, und ich ließ sie wie ein Ausrufungszeichen auf ihren Platz fallen. Das „junge Volk“ hatte ein wenig ausgetobt, und Falzbeindl schwitzte Tropfen von einer Oktave im Umfange. Aber er sollte heute nicht zur Ruhe gehen! „Unser Falzbeindl soll singen!“ hieß es allgemein. „Herr von S.. hat Falzbeindl noch nicht singen gehört!“ — „Ja, ich werde bitten,“ sagte ich ganz zerknirscht; da ließ Falzbeindl den Kopf auf die Brust fallen und schloß die Aeuglein wie ein Kakadu, wenn man ihm den Kopf kratzt, sah wieder auf mich und lispelte:

„Der Erlenkönig von Schubert.“

„Das ist hübsch! das ist hübsch!“ hieß es allgemein. Nantchen fragte mich: „Kennen Sie den Erlenkönig?“ — „Ich kenne ihn nicht persönlich,“ antwortete ich, „aber aus der Beschreibung!“ —

Falzbeindl präludirte, es sollt E-moll werden; weiß der liebe Himmel, was es war! — Bei den Worten:

„Mich reizt deine schöne Gestalt!“

floß ein regenbogenfarbner Blick von Falzbeindl auf Frau von Repskörndl. Endlich hörte ich das „ächzende Kind“, hörte die „Mühe und Noth“, und, verzeihe mir der Himmel die Sünde! ich war froh, als das „Kind todt“ war. Ich und Herr Falzbeindl waren auch todt, und wir sind doch keine Kinder. Falzbeindl's Stimme war eine Mischung von Zwillich-Tenor und Drill-Baß; bei jedem Tone, den er ansetzte, stieß er mit dem Bauch

in die Luft. Er war zum Entzücken, und der Strozzische Grund wiederhallte auch von „Bravo! Bravo!"

Der arme Falzbeindl! Noch hatte er keine Ruhe! Frau von Repskörndl setzte sich zum Clavier und Monsieur Falzbeindl mußte einen Cotillon aufführen.

Falzbeindl, der gesellschaftliche Räuberhauptmann, war schon ganz gedünstet, dennoch stellte er sich mit einer unbeschreiblichen Resignation an die Spitze des Cotillons als Anführer und Feldherr. „Den Cotillon," schrie Frau von Zirpewachtel, „muß Alles mittanzen!" — Es war ein Cotillon-Landsturm! Ich bekam ein Fräulein von Trampelgunde, eine kleine, dicke Figur, die sich von Oben und Unten in sich selbst zurückzog, mit einem gelben Kleide, und eine hochrothe, einzelne, ungeheuere, steife Blume im Haare, so daß sie mir vorkam wie der gehörnte Siegfried. Sie hing an mir wie eine Katze; sie tanzte so, daß man sagen konnte, ihre Sohlen berührten kaum den Boden, denn sie tanzte nur auf der Schneide der beiden Füße, auf den äußern Rundheiten, so daß, wenn sie stand, die beiden flachen Fußsohlen gegen einander über standen und sich über die Schultern ansahen. Falzbeindl verrichtete Heldenthaten! Er schnellte wie ein bezaubertes Fischlein durch die Reihen seiner Truppen; er bat, beschwor, flehte, drohte, ächzte, zappelte, er bot Himmel und Erde auf, um seine angegebenen Figuren mit uns durchzuführen, allein seine Mühe und sein Schweiß waren verloren. Wir flogen hin und her und durcheinander, wie ein Sack Ratten, der losgebunden wird. Ein

allgemeines Geschrei: „Ach, die Trampelgunde hat die Figur verdorben!“—„Die Luze macht Alles confus!“ — „Herr von Tischlichtl bringt Alles auseinander!“ — „Aber die Frau von Grützmacher verdirbt ja Alles!“ u. s. w., währte während des ganzen Cotillons, und dazwischen immer die um Hilfe rufende Stimme des unglückseligen Steuermanns Falzbeindl: „Aber meine Gnädigsten! Luze rechts! Nante links! Aber nein, Sie daher! Herr von S.. übers Kreuz! Frau von Z. die linke Hand! Damen vor! Herren zurück! Aber meine Gnädigen! Lieber Himmel! Sie quer! Sie dorthinüber! O mein tausend, mein tausend! Sie lassen aus! Ich bitte, ich bitte! Cotillon! jetzt à place! Ach nein! Aber ich bitte! Nante! Sie dort, hierher! Es ist entsetzlich! Marie! mit der rechten Hand! Das ist ja Ihre Linke! Ist denn das Ihre Rechte? O Himmel! noch einmal! à place!“ so ging das Zetergeschrei des armen Falzbeindl den ganzen Cotillon durch, er wurde immer heiserer, und als er zu mir kam und krächzte: „Nun, Herr von S.., mit Fräulein Trampelgunde, die „Alleefigur“!“ Ich bebte zusammen! „Bist du es, Hermann, mein Rabe?“ fragte ich und setzte mich an die Spitze der Alleefigur. Ich und Trampelgunde an der Spitze der Allee sahen aus wie eine Pappel mit einer Stechapfelstaud'! Diese „Alleefigur“ muß eigentlich italienischen Ursprungs gewesen sein; ich glaube, Falzbeindl hat sie von einer Schüssel Maccaroni, die in sich selbst verschlungen ist, abgelernt. Man ging immer um sich selbst herum

und zog die Andern mit, und wenn man den Umgang um sich selbst vollendet hatte, so begann man wieder, und umging sich von Neuem. Auf natürlichem Wege kam diese „Alleefigur" nur dann zu Ende, wenn Jemand so glücklich ist, daß ihn dabei der Schlag rührt. Sonst geht sie ins Unendliche, und ich glaube, ich und Trampelgunde wir gingen noch um uns selbst herum, wenn nicht ein anderes schauderhaftes Ereigniß diese Figur unterbrochen und den Cotillon beschlossen hätte. Ein Fräulein von Kikiritz nämlich, mit sehr hübschen blonden Locken, war etwas lang, und ihr mußte bei dem Durchschlüpfen in dem Cotillon vielmal an dem künstlichen Haargebäude gerüttelt worden sein, so daß es nach und nach locker wurde, und nun plötzlich, als sie auch auf gut Falzbeindlisch um sich selbst herumging, stieß ihr Nachbar mit dem aufgehobenen Arme an das lose Wesen von Lockengeschöpf und — es fiel — ein Opfer des geselligen Umganges! Die blonden Locken mit der blauen stiefmütterlichen Guirlande lagen zu ihren Füßen, und ihr eigenes Haar wurde plötzlich ganz schamroth! Sie bückte sich selbst, um „die Verlornen zu finden!" Aber die röthliche Finderin glitt aus, und sie lagen beide da, die ganze Alleefigur wollte nachhelfen und sie stürzten Alle über die Gefallenen her und fielen auch quer über, Trampelgunde die Sohlenränderige purzelte auch über sie hin und zog mich als Schlußstein nach sich. Da lag ich, wie ein Querbalken auf den Trümmern eines Heustadels. Ich glaubte, das gehörte noch zu der „Alleefigur"

und rief: „Frau von Zirpewachtel, jetzt kommen Sie in die Höhe!" Indessen hatte Fräulein von Kikiritz den günstigen Moment benützt, und hatte am Boden das blonde Haarkapsel wieder aufgesetzt. Die Alleefigur wollte aufstehen, das konnte aber ohne meine persönliche Einwilligung nicht geschehen, denn ich lag auf ihnen wie ein großer Briefbeschwerer. Trampelgunde, der ich unmittelbar überlegen war, schrie wie aus einem kochenden Kessel: „Aber Herr von S.., um Gotteswillen, stehen Sie auf!"

Ich wollte mir das Ding erst langsam überlegen, denn es ließ sich viel dagegen und dafür sagen. Stand ich auf, so begann vielleicht die Alleefigur von Neuem; Trampelgunde, von deren Füßen es sich am Rande verstand, daß sie nicht geh'n und nicht steh'n konnte, wurde mir wieder zu Theil, und ich mußte wieder mit ihr um mich herumgehen. Bleibe ich aber liegen, so bleibt die Gesellschaft auch liegen, es ersticken einige Allee-Bäume, wir haben dann mehrere Todte auf dem Platze, das brächte doch einiges Leben in die Gesellschaft. So dachte und erwog ich mit Bedacht, und unter mir stöhnte das gesammte ehrsame Strozzische Picknick! Und wiederum rief Trampelgunde: „Ach, stehen Sie doch auf, Herr von S.., ich ersticke ja!" Ich aber fuhr fort in meinen Betrachtungen und Erwägungen. „Sie Alle," so dachte ich, „Alle, wie sie unter dir ächzen, haben ihr Leben schon genossen, sie haben Thee getrunken, Gugelhupf gegessen und Eierplätzchen, ich aber liege noch da mit einem jungfräulichen Magen. Sie haben gelebt und gegessen, sie

können nun schon absegeln aus dem großen Picknick des Lebens. Frau von Zirpewachtel hat ihr Leben verwirkt, weil sie mir keinen Thee zukommen ließ; Falzbeindl hat an Goethe und Schubert den Tod verdient; Trampelgunde hat sich wie die Drud an mein junges Dasein gehängt u. s. w., sie haben den Tod verdient; ich werde allein überbleiben, und vielleicht etwas zu essen finden, und dann beschreiben: les derniers jours de pique-niques auf dem Strozzischen Grund, und —" hier stöhnte der ganze Strozzische Grund unter mir, ich fühlte ein menschliches Gefühl in meiner Brust, beschloß, Gnade vor Recht ergehen und die liebenswürdige Gesellschaft leben zu lassen. Ich stand auf, und nach mir erhoben sich die gestürzten Titanen alle vom Boden, und zuletzt das Fräulein von Kikiritz, die ganz zerdrückt wurde und aussah wie ein flacher Eierkuchen. Aber das arme Fräulein war heute vom Schicksal zu grausamen Dingen auserkoren! Sie hatte, wie gesagt, die Kopftoilette am Boden vorgenommen, aber unglückseliger Weise das ganze Haargebäude verkehrt aufgesetzt, die langen Locken hingen ihr am Rücken hinab, und über der Stirne prangte der vielfach gewundene Zopf! Sie sah desperat aus! Ich war boshaft genug, ihr schnell zuzurufen: „Kehren Sie sich schnell um, mein Fräulein, so ist Alles in Ordnung!" Sie, ganz bewußtlos, kehrte sich rasch um, und trug die herrliche Reversseite der Parterre-Frisur zur Schau.

Da kam meine liebenswürdige Witwe Holdenburg auf den himmlischen Einfall, der Sache durch einen genialen

Gedanken eine andere Wendung zu geben. Sie rief: „Jetzt, meine Herren, zum Souper!“ Mein Magen war ganz Ohr! Ich nahte mich der süßen Holdenburg und sagte ihr mit einem Blick, der nicht weniger hungrig war, als ich selbst: „Zum Souper? Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!“

Die drei Zirpewachtel's fegten herum, die Repskörndl machte hoffnungsvolle Augen, die Grützmacher sah aus wie ein Räthsel=Almanach, und Falzbeindl riß den Mund auf, als sollte die „Alleefigur“ durchgehen. Ich aber betrachtete die Trampelgunde wehmüthig und dachte: „Wenn die auch mit soupirt, dann Gnade Gott der hungrigen Menschheit.“ Zum Souper! Alles lief durch einander. Frau von Repskörndl komman=dirte aus dem Verzeichniß, was kommen sollte.“

„Frau von Tischlichtl, Ihr Bouillon!“ Auf einer kleinen Tasse erschienen anspruchslos und bescheiden fünf oder sechs Schalen Bouillon, und die Tischlichtl ent=schuldigte sich, daß sie die Anzahl der verehrten Gäste nicht wußte, „aber,“ sagte sie, „es ist eine delikate Bouillon!“ In einem Nu waren die Paar Schalen un=sichtbar geworden:

„Wie Geister kamen sie und schwanden!“

Ich hätte gerne eine Schale erobert, und zu einem solchen Kreuzzug wäre wirklich ein Gottfried von Bouillon nöthig gewesen; allein es war vergebens; dabei schrie Nantchen immer: „Plehti (plait-il)?“ Ich antwortete: »Oui, et crethi!« Sie sah mich befremdet an und schmunzelte: „Aber nein, diese Schlimmheit!“ — Die Bouillon war vorüber, und

die Repskörndl rief: „Frau von Hextel, jetzt kommt Ihr Bretzen-Hecht!“ Alle versammelten Angesichter klärten sich bei diesen Worten auf! Falzbeindl griff mit allen zehn Fingern in der Luft herum, als ob er schon auf dem Bretzen-Hecht einen Walzer spielte! Frau von Hextel sagte: „Es ist zwar keiner von den größten, aber ich habe ihn mit Sardellen zurichten lassen!“ Sie sprang auf und lief dem schüchternen Bretzen-Hecht entgegen. Da lag er auf einer länglichen Schüssel, ein Schattenriß von einem Bretzen-Hecht; er war so klein, daß ich Anfangs die Sardellen für den Hecht hielt, und ein Bischen Sauce war dabei, als wenn der kleine Bretzen-Hecht einen leisen Schweiß gehabt hätte. „Ach, was für ein liebes Thierchen!“ schrie die Frau von Zirpewachtel, begann ihn zu versuchen, und:

„Dreimal geh'n die Backen auf und nieder,
Den Bretzen-Hecht sieht kein Mensch mehr wieder!“

Ich hatte Nantchen früher schon gefragt: „Hier ist der „Bretzen“, wo ist denn der „Hecht“?“ Sie säuselte: „Aber nein, Sie werden immer schlimmer!“ Sie lief um die Bretzenhechtschüssel, welche indessen, wie Mohameds Sarg, leer inmitten der Gesellschaft schwebte, brachte mir sie und sagte wieder: »Plehti!« und ich erwiederte wiederum: »Oui, ma chère, et crethi!« — „Aber,“ sagte sie, „was ist denn das, crethi?“ — „Ei,“ erwiederte ich, „es ist ein gesellschaftliches Sprichwort: crethi und plehti; wenn Sie plehti sagen, sage ich daher immer crethi.“ Sie gab mir einen kleinen Schlag auf die Wange: „Sie Schlimmer,

Sie!" Indessen war der Traum des Bretzen-Hechtes ausgeträumt, und die Frau von Repskörndl schrie: „Jetzt, Frau von Strieglak, jetzt kommt Ihr Beuschel!"

Da floß ein leiser Seufzer aus einem Winkel durch das Zimmer, und der Seufzer klang wie „Brot!" Und ein anderer anonymer Seufzer floß aus einem andern Winkel: „Ach, nur einen Tropfen Bier!" Frau von Zirpewachtel erhob sich wie eine Lärmstange und sagte: „Ich muß um Entschuldigung bitten, die Frau von Harzmeusel, welche Brot und Bier hätte geben sollen, hat plötzlich absagen lassen, aber es wird sogleich dennoch kommen!" Die zwei Bier- und Brot-Seufzer verhallten wehmüthig; allein ein dritter, unbändiger, tollkühner Seufzer floß wieder durch das Zimmer, und dieser lautete wie: „Wein!" Bestürzt sahen sich Alle über diese Frechheit des Gedankens an. „Wer war das?" rief ich aus, „ich glaube gar, ich war es selbst!" Nantchen drehte meinen Finger, als ob er ein Flaschenstöpsel gewesen wäre, und sagte: »Plethi?« — »Oui, ma chère, et crethi! Kennen Sie Schiller's „Worte des Wahns?" — „Ach, Sie sind schlimm! Was sind das für Worte?" — „Hören Sie nur!

Drei Worte hört man, bedeutungsschwer,
Im Munde der Durst'gen und Satten,
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist leer,
Sie kommen uns hier nicht zu statten;
Verscherzt ist dem Menschen des Picknicks Frucht,
So lang' er die Schatten zu haschen sucht!

So lang' er glaubt, daß er frisches Brot,
  Daß er Semmel und Kipfel wird kriegen, —
An Semmeln und Kipfeln ist große Noth,
  Auch Brot sieht man nirgends hier liegen,
Und hast du keines dir mitgebracht,
So bekommst du keines die ganze Nacht!

So lang' er glaubt, daß das bairische Bier
  Sich dem Durst'gen vereinigen werde, —
Dich durstet vergebens stundenlang hier,
  Nichts ist auf dem Tisch, auf dem Herde;
Du bist ein Fremdling, so wand're aus
Und suche daneben ein Bierschenkhaus!

So lang' er glaubt, daß in diesem Kreis
  Die Flasche Wein je wird erscheinen, —
Kein ird'scher Mensch vom Weine was weiß,
  Wir können nur rathen und meinen,
Du sprichst hier vergeblich ein wichtiges Wort,
Doch der Durst'ge wandle ins Wirthshaus fort!

D'rum, edle Seele, entreiß' dich dem Wahn,
  Und den himmlischen Glauben bewahre,
Daß wir Brot und Bier und Wein auch nicht sah'n,
  Das ist ja das Schöne, das Wahre!
Sie sind nicht da draußen, in Küch' und im Haus,
Doch hast du sie bei dir, so gib sie heraus!"

Nante sagte: „O, das ist schlimm!" Indessen war das Beuschel der Frau von Strieglak verzehrt worden; ob es Ideal, ob es Wesenheit war, ich konnte es nicht erforschen. Frau von Zirpewachtel kam mit sechs oder sieben Semmeln in die Stube, und die ganze Mensch-

heit flog ihr entgegen, und riß sie ihr vom Herzen. Falzbeindl machte den Mund auf, daß ein kleiner Querflügel darin Platz gehabt hätte:

Eine ganze Semmel werf' ich hinein,
Verschlungen schon hat sie der schwarze Mund!

Ich nahte mich auch, allein Zirpewachtel hatte keine Semmel mehr, blos zwei leere lange Arme, und es kam mir vor, als ob sie wie in der Theilung der Erde sagen wollte:

„Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein!“

Allein die Himmels-Seligkeit in ihrem Arme schien mir zu armselig, und ich zog mich nach diesem vergeblichen Raubzug um eine Semmel wieder auf meinen Witwensitz zu Nante zurück! Da rief die Repskörndl: „Jetzt kommen Herrn von S.. seine Kapäundl!“ Mir fiel ein Stein vom Herzen, denn dachte ich: »Ou peut-on être mieux qu'au sein de sa famille?!« Ich sah dem Postzuge meiner Kapäundl mit sehnsüchtigem Magen entgegen, allein statt vier Kapäundeln kamen drei; „ach,“ dachte ich, „eines ist im Wasser eingegangen!“ Frau von Zirpewachtel tranchirte, und in einem Nu waren die drei Todten zu Charpie geschnitten und an die löbliche Gesellschaft vertheilt. Mir brachte die Frau von Zirpewachtel ein halbes entfleischtes Gerippe, eine Kapäundl-Rückendarre. Ich stimmte die nadowessische Todtenklage

an, machte mich über das Bein her, und ich muß ausgesehen haben wie das nagende Gewissen!

Wieder stöhnten einige Unglückliche: „Nur einen Tropfen Bier!“ Lautlose Stille folgte diesen Seufzern aus dem Tartarus. Mich überfiel ein genialer Gedanke; in der Küche, die zugleich Garderobe war, sah ich im Eintreten einen Wasserkübel.

„Dahin möcht' ich mit dir, mein Kapäunndl, zieh'n!“

Es war nicht leicht dahin zu kommen; die Küche lag wieder auf einem römischen Hügel. Dunkel war's auch, ich aber voll Sehnsucht sang:

„Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg,
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg!“

Ich war das Maulthier und zwar ein Thier mit dürrem Maul, und ich gelangte glücklich in die Küche. Da blühte mein Glück! Die Götter sind edel und großmüthig. Fritz, mein Bedienter, war da, um auf mich zu warten. Er hatte sich einen Kalbsbraten und eine Flasche Wein aus meiner Küche sammt Brot mitgenommen. Als ich hinaus kam, sagte er ganz gutmüthig: „Euer Gnaden erbarmen mir, essen Euer Gnaden hier und trink'ns ein'n Schluck Wein; Euer Gnaden schauen ja ganz erbärmlich aus!“ Ich umarmte den treuen Diener, verschlang einige Octavbissen von dem Kalbfleisch und wollte eben einen tüchtigen Zug aus der Flasche thun, als die Frau von Zirpewachtel herausstürzte, die Flasche an sich riß, und

ausrief: „Ich habe ja gesagt, es ist Wein genug da!" und stürzte mit der Flasche ins Zimmer. Mein Bedienter wollte ihr nachstürzen, ich aber hielt ihn zurück und sagte:

„Da drinnen sind auch noch Unglückliche!"

Ich trank einen großen Napf voll Wasser aus und ging wieder zurück in's Zimmer. Da waren indessen alle Spuren von der Erfindung des Essens und Trinkens verschwunden, nur die schwankenden Gestalten gaben Kunde, daß getäuschte Hoffnungen dem Magen sehr weh thun. Es war Zeit zum Aufbruche. Ich beredete die Frau von Holdenburg, endlich zu gehen. Die Zirpewachtel war ganz seelenvergnügt, daß Alles so vollauf und so in Ordnung vor sich ging, und lud mich zu einem sogenannten „Hackelbutz" (bei dem die Ueberreste eines großen Essens in einem engen Kreise verzehrt werden) ein. Ich bat um Entschuldigung, da ich mir heute den Magen überladen habe. Wir gingen gegen zwei Uhr Morgens von dannen. In der Garderobe hatte indessen die Magd eine furchtbare Verwirrung angerichtet. Sie hatte nämlich nur einfache Nummern gemacht, aber sie wußte doch nicht, was geschehen sollte. Da ich einer der Letzten war, so hätte ich meinen Mantel leicht bekommen können, allein er war gar nicht da; es hatte sich seiner schon ein Anderer bemächtigt; es war nur noch ein kleiner, kurzer himmelblau-tüchener Spenser da, von welchem die Magd behauptete, es wäre ganz gewiß mein Mantel. Ich zog ihn in Gottes Namen an, und in einem Anzuge, wie ein

halbgeschälter Delphin, begleitete ich die Holdenburg nach Hause. In einem der kleinen engen Seitengäßchen des Strozzischen Grundes sah ich plötzlich meinen Mantel am Boden liegen. Ich wollte ihn aufheben, allein siehe da, der kleine Monsieur Wildschnitzel, auch ein Mitglied des Picknicks, lag in ihn eingewickelt ohnmächtig da. Wahrscheinlich hatte ihn der Hunger entkräftet, und er unterlag der großen Anstrengung, meinen langen Mantel mitzuschleppen. Ich hob ihn auf, nahm ihn auf den Arm und trug ihn in ein naheliegendes, offenes Wirthshaus; hier labten wir ihn mit Brot und Bier, ich gab ihm seinen Spenser, er mir meinen Mantel, ich führte die Holdenburg nach Hause, und sie sagte mir im Abschiednehmen: „Wir haben uns doch köstlich unterhalten!" —

Das Pfänderspiel in der Paniglgasse und der Humorist vom Thurn.

Der Mensch, das heißt der Mann, das heißt der ledige Mann, soll seine Sachen, das heißt seine Halskrägen, alle selbst kaufen. Dieser Satz aus der Moralphilosophie der Liebe hat sich bei mir erwiesen. Ich consumire jährlich viel Halskrägen, und lege wirklich das ganze Jahr nichts zurück als eben meine Halskrägen. Es glaubten schon viele Humoristen, der Humor bestände darin, seinen Halskragen zurückgelegt zu tragen, und siehe da, kaum hatten sie ihren Halskragen zurückgelegt, so hatte ihr Humor Hals und Kragen zurückgelegt!

Also ich kaufte meine Halskrägen in der — Straße. Da saß sie und säumte ein Tuch. Es war nicht die Modiste selbst, nicht Lucina selbst, sondern eine ihrer Priesterinnen, eine der dienenden Grazien in dem Tempel der modischen Göttin. Da saß sie, — sie mag Pamela heißen — da saß sie und säumte. Ich begehrte mit jenem warmen flanellenen Lächeln, welches eben so gut für geheime Ironie als für unendliche Schafmäßigkeit genommen werden kann, ein halb Dutzend Halskrägen.

Sie säumte fort; ich ergriff sofort sie und die Gelegenheit beim Kinn und wurde bedeutend witzig, indem ich sagte: „Sie sind sehr saumselig!“ — Darauf lachte ich ein Erkleckliches und wartete auf den Eindruck, den diese Witzkugel auf das Modistenherz machte. Allein Pamela war hochgebildet und also ein abgesagter Feind des Witzes. Ein Buch lag auf dem Nähtisch, ich schlug es auf, es war „Emilia Galotti“. — „Ach,“ sagte ich, „lesen Sie auch so gerne Räubergeschichten?“ — Sie aber warf einen nichtssagenden Blick auf mich und eine durchbohrende Nadel auf die Erde, stand auf und zeigte mir stumm mehrere Muster von Halskrägen. Ich fuhr fort, bezaubernd zu sein. „Nicht nur diese Krägen, sondern auch Sie sind ein Muster: selig, wem Sie wie ein Kragen um den Hals fallen!“ —

Ich wollte noch weiter unwiderstehlich sein, allein Pamela unterbrach mich mit den Worten: „O, ich habe keine Zeit zu Ihren Dummheiten!“ — Diese Klarheit der Idee bei dieser Präcision des Ausdrucks vollendete meine Niederlage!

Der Mensch kann Alles, was er will, wenn er nur will, was er kann!

Ein Schriftsteller kann eine Modiste gewinnen, wenn er nur will, und ich wollte. Sie hatte bald sehr viel Zeit zu meinen Dummheiten, so viel Zeit, daß ich bald nicht genug Dummheiten zur Zeit hatte.

Pamela hatte außer einigen hundert Wünschen nur noch zwei Wünsche, erstens: ein Gedicht zu ihrem Geburtstage; zweitens: ich sollte mit ihr einmal eine

Freundin in der Paniglgasse besuchen, wo sich mehrere Freundinnen, die alle vom Nadelgelde des Luxus lebten, oft zu einem Pfänderspiele versammelten.

Mit dem Gedicht ging's gut; ich entschuldigte mich, daß ich den vierten Reim zu einem Sonette nicht fand, ich habe nur drei Reime: Nadel, Adel, Tadel; sie sann lange nach, endlich rief sie aus: „Ich hab' den vierten Reim: Stadl!" — Ich fiel ihr um den Hals und sagte entzückt: „Dieser Stadl räumt dir einen der ersten Plätze unter Deutschlands Dichterinnen ein!" — Wir näheten also den Stadl an den Tadel, den Tadel an die Nadel, und die Nadel an den Adel an, und das Gedicht war fertig. „Nun," sagte die Stadl-Muse, „nun gehst du auch mit mir in die Paniglgasse!"

Ich sagte zu und ging mit hinaus.

Lieber Leser, hast du schon einmal Pfänder gespielt? Du lächelst? Du Schalk! Ich seh' es dir an, du hast schon einmal Pfänder gespielt! Bist vielleicht gar „in den Brunn gefallen?" Erröthe nicht, man will bestimmt wissen, daß Cäsar leidenschaftlich Pfänder spielte, und Xenophon das Spiel: „Rette sich, wer kann," gespielt habe.

Was Cäsar und Xenophon thaten, darf ich auch thun. Ich habe in meiner Jugend — „längstvergangene Zeit, erste Person, anzeigende Art" — viel Pfänder gespielt, und daher die Bemerkung gemacht, daß jeder Mensch ein anderes komisches Gesicht schneidet, wenn er Suppe ißt, wenn er Billard spielt und wenn er küßt.

Ich freute mich im Grunde herzlich auf das Pfänderspiel in der Paniglgasse, denn ich wußte, da wird recht altmodisch geküßt werden. Die Prüderie unserer aufgeklärten Mädchen hat das ehrliche Pfänderspiel ganz um seinen Charakter gebracht. Früher glich die Auslösung der Pfänder einer kleinen Kanonade, man hörte die Küsse in der Nebengasse.

Wir stiegen eine schmale, matt beleuchtete Stiege empor, wanden uns durch einen engen Gang und gelangten endlich in den Tempel des Pfänderspiels, in eine kleine, reinliche, ziemlich große Stube, in welcher um einen länglichen Tisch ungefähr 6 bis 8 Mädchen und eben so viele Männer saßen. Alle sprangen auf und riefen: „Sie bringt ihn!" Darauf wurde Pamela von allen Mädchen besonders geküßt, und die Mädchen unter einander küßten sich ad libitum.

Hier mache ich en passant die Bemerkung, daß alle Mädchen, bevor sie Jemanden lieben, Etwas lieben, sei es eine Katze, einen Papagei, oder — eine Freundin. Die Neigung, mit welcher zwei Mädchen an einander hängen, ist nur die Vor- und Muster-Zeichnung, welche nachher auf einen andern Gegenstand übertragen wird. Habt ihr schon Männer gesehen, die sich unter einander stets küssen? Bei den Mädchen aber sind das lauter General-Proben, Studien, so wie Künstler zuerst an Modellen ihre Rollen einstudiren; diese Küsse sind blos Ventil-Züge, um die gesteigerte Temperatur zu entladen. Wenn ich zwei so zärtliche Freundinnen sehe, die sich in Küssen verzehren,

denke ich immer: das sind Nasch- und Brand-Briefchen unter falscher Adresse! Es sind Noten ohne Text.

Doch ich komme zurück in die Paniglgasse, wo schon alle Vorkehrungen zu einer endlosen Pfänderspielerei getroffen wurden. Ich will erst eine kleine Personalschilderung des gesetzgebenden und ausübenden Körpers vorausschicken.

Frau Brandl, die Hausfrau, Inhaberin einer modistischen Kunstschule. Sie war eine Frau zwischen 16 und 54; aber so viel war gewiß, daß sie nicht unter 16 war. Sie sah aus wie eine Phantasieblume, denn in der Natur gab es solche Blüthen nicht. Sie trug das Haar à la Titus, aber dieses Haar spielte ein ganzes Prisma von Farben und sah zuweilen aus wie eine Malerpalette. Die Gestalt war ganz Geist, denn Fleisch war gar nicht da, blos Geist, und was nicht Geist war, war Bein. Sie kam mir vor wie eine angezogene Nähnadel unter dem Mikroskop. Der erste Mann ihrer Liebe, der zuerst anbiß, starb bald darauf in Folge dieses Imbisses, und ein kleiner Amor, genannt „Gustl", war das hinterlassene Werk des Verblichenen, und wenn er sagte: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch," so setzte sie dazu: „Und Bein von meinem Bein!" Gustl war 9 Jahre alt und wurde von der Mutter blos „mein Genie" genannt. Wenn der Leser sich einen kleinen Rangen mit rothem Haar, mit langen Schürhakenhänden, mit aufgeschlitzter Nase, mit stets offenem Mund und einer schnarrenden Fistelstimme denkt, wenn er diesem Ideal einen gelben Rock, bis unter das Kinn zugeknöpft, verleiht, und einen Aermel, der anstatt des Schnupftuches eine Glanz-Rolle

spielt, so hat der Leser ein Bild vor sich, wie die jungen Genies aussehen. Sodann waren da: Louise Pfannendorfer, die Weißnäherin, Antonie Zwiebl, die Hemdknöpfelmacherin, Tini Zwickmauser, die Faltlerin, Nani Leinzgerber, die Handschuhnäherin, und noch einige, die ich nimmer weiß. Von den Männern nenne ich: Max Kirschlinger, étudiant en Schneiderkunst; Pepi Gränzmacher, Hörer der Gelbgießerei; Toni Leimsufter, Greislerei-Beflissener von Erdberg, und Karl Jakelhuber, supernumerärer Lackirer-Adjunkt vom Thury. Von dem Letzten hatte mir Pamela schon Wunderdinge erzählt, wie witzig und komisch er ist, und wie sie ihn Alle nur den „Humorist vom Thury" nennen.

Mit Stolz bemerkte ich, daß Pamela eine Art von imposanter Macht in der Gesellschaft war. Es war die Gewalt der Bildung, die Obermacht der Belesenheit! Pamela wußte den Monolog: „Lebt wohl, ihr Berge", und den andern: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte", auswendig; Pamela deklamirte die „Pfarrerstochter von Taubenhain" und wußte mehrere Stellen aus „Menschenhaß und Reue", „Ahnfrau" und „Tasso's Tod" zu citiren; sie war bei großen Thränen-Stücken die Erste im zweiten Parterre und die bekannteste „Weinerin" auf acht Bänken in der Runde. Sie war eine lebendige Thränendrüse; sie weinte, wenn sie den Todtenzettel las; sie weinte, wenn ein Mädchen ihren Geliebten verlor; sie weinte, wenn ein Kanarienvogel sich mauserte; sie weinte, wenn sie das Hintertheil eines Chemisettes verschnitt; sie weinte, wenn sie von einer Todtentruhe

träumte; sie weinte, wenn sie den Stellwagen nach Dornbach versäumte; sie weinte, wenn man vom dreißigjährigen Krieg erzählte; sie weinte, wenn man ihrem Hündchen die Pfote einzwickte u. s. w. Kurz, sie war ein Thränenkrug in Form einer Modistin. Diese Sentimentalität gab ihr ein vollkommenes Uebergewicht über Alle.

Sie installirte mich sogleich als ihren Moritz; womit ich denn als ein integrirender Theil ihres Selbsts sogleich als ein förmliches Mitglied des Pfänderspiel-Vereines betrachtet wurde. Man verlor auch keinen Augenblick Zeit, sondern Frau Brandl, das Bein-Automat, stellte sogleich die Stühle in einen Kreis und sagte: „Nun, Kinder, wollen wir anfangen."

Frau Brandl präsidirte, und Gustl, das Genie, saß auf einem Schemel zu ihren Füßen. Wir setzten uns Alle. „Bunte Reihe, bunte Reihe!" schrie Jakelhuber, der Humorist vom Thury; ich kam zwischen Pamela und Toni Zwickmauser zu sitzen, und es wird daher nöthig sein, daß ich die Letztere auch ein wenig bei meinem Leser einführe.

Toni Zwickmauser, die Faltlerin, war klein, aber was man in der Lokal-Philosophie punket nennt. Die Natur wußte, daß sie nie einen Halsschmuck tragen wird, und setzte deshalb den Kopf sogleich an den Rumpf, ohne das überflüssige Bindezeichen des Halses. Was aber die Natur am Halse verkürzte, das ersetzte sie an den Händen, welche bis zu der Erde prolongirt wurden. Die Zwickmauser konnte, wenn sie gut aufgelegt war, mit Bequemlichkeit eine ganze Vorstadt umarmen. Sie hatte kleine Aeuglein, die immer nach Luft

schnappten, und eine kleine Knorpelanspielung auf eine Nase, die aber unverständlich blieb, welche über einen sehr breitwilligen Mund, wie ein Lämmchen über einem offenen Abgrund, hing. Von diesem Mund war die Unterlippe mit sich selbst in Zwiespalt gerathen, so daß sie sich von dem wachthabenden Dienst auf der Brandstatt der Zähne zur Hälfte zurückzog. Mit dieser Annehmlichkeit der Gestalt verband sie die liebenswürdige Eigenschaft, als ein Gegenstück zu Pamela, stets zu lachen! Sie lachte immer dreimal, erst, bevor sie wußte, warum, blos mit den Andern; dann über die Sache, dann noch einmal als Nachdonner oder Echo. Sie lachte über Alles und über Nichts. Wenn sie lachte, zwinkerte sie Augen und Mund so zusammen, daß das ganze Gesicht wie ein gefaltetes Jabot aussah, in welchem die ersten Anfangsgründe ihres Näschens wie ein Perlmutterknöpfchen saßen. Dabei rief sie immer: „S'is himmlisch!" und zwickte Einen bei jedem „s'is himmlisch!" wie ein Hummer in die Seite oder in den Arm. Das war meine Nachbarschaft in der bunten Reihe!

Das Spiel begann, und man war lange nicht darüber einig, was gespielt werden sollte. Es war ein Geschrei durcheinander: „Der Kirmesbauer!"

Es fuhr ein Bauer in's Holz,
Es fuhr ein Bauer in's Kirmesholz,
Es fuhr ein Bauer in's Holz!

— „Nein! stirbt der Fuchs, so gilt der Balg!" — „Nein! Schenken und Logiren!" — „Nein! Jakob kömmt!" — „Nein! Okele Rinkele, Jeder in sein Winkele!" — „Nein!

Lirum Larum Löffelstiel, Jakob Michel, such' dein Ziel!"
— „Nein! Moquirstuhl!" — „Nein! par ordre du Mufti!"
— „Nein! Munkezen, Munkezen!" — „Nein! stumme Musik!" — „Nein! guten Tag, Herr Nachbar!" — „Nein! ein Schiff ist aus Holland gekommen!" — „Nein! das Advokatenspiel!" — „Nein! Schranken auf, Schranken zu, Maus, Maus, wer bist du?" — „Nein! Brüderchen, wer klopft?" — „Nein! Ihr Diener, Herr Eberhard, Sie haben einen blauen Bart!" — „Nein! schau' dich um, der Plumpsack geht um!" — „Nein, nein! Ja, ja! Ja! Nein!"

So ging es fort; Pamela weinte schon, die Zwickmauser lachte und versetzte mir einige gefaltete Zwicke in den Arm. Endlich drang der Humorist Jakelhuber durch: „Aehnlichkeit und Unterschied!" „Ja, ja, ja! Aehnlichkeit und Unterschied!" Akklamation, allgemeine Freude, Pamela trocknete die Thränen, Zwickmauser stopfte das Lachen, und mein Arm feierte Zwickement suspendu. Also das Spiel begann. Jakelhuber schrie: „Rechts gibt man eine Person, links eine Sache." Richtig. „Ach," hieß es nun unter allen Mädchen, „ich weiß nicht, was ich geben soll; ich weiß nicht, wen ich geben soll!" Es dauerte eine halbe Stunde, bis Alles ringsherum fertig war, und nun kam es an die öffentliche Mittheilung. Frau Brandl begann: „Ich habe geschenkt bekommen Herrn Saphir und Linsen mit Abschrödel; ach Gott, ich weiß nicht, was ich sagen soll, ich weiß keinen Unterschied!".

„Es nutzt nichts, es nutzt nichts, Sie müssen sagen!“ Allgemeine Gährung.

„Nun wegen meiner, Herr Saphir und Linsen mit Abschrödel sind sich darin ähnlich, daß sie sehr gut sind, Unterschied aber weiß ich nicht.“ Da schrie Gustl aus seiner Versenkung herauf: „Mutter, Mutter, ich weiß einen Unterschied: die Linsen kann man essen, und den Herrn Saphir kann man nicht essen!“

„Bravo, bravo!“ Allgemeiner Jubel. Die Frau Brandl ruft: „Sag' ich's nicht, er wird ein Genie!?“

Nun kam die Reihe an Max Kirschlinger, den étudiant en Schneiderismus. „Ich habe geschenkt bekommen Mamsell Zwickmauser und einen Pantoffel; gleich sind sie sich darin, daß sie beide ein nöthiges Möbel sind. Der Unterschied ist, der Unterschied, ja der Unterschied —“

Da schrie Gustl wieder:

„Der Unterschied ist, daß die Zwickmauser ein Stückel Nasen hat, der Pantoffel aber gar keine!“

„Richtig, bravo!“ Allgemeiner Jubel, die Mutter heult Freudenthränen: „Gustl, mein Gustl, mein einzig Genie!“

Nun kam die Reihe an Toni Zwickmauser. „Ich hab' bekommen, hi hi hi! den Sänger Pöck und hi hi hi! einen hi hi hi! einen Zwetschkenröster! Der Unterschied ist, daß Pöck hi hi hi! singen kann und der Zwetschkenröster hi hi hi! kann nicht singen hi hi hi! und gleich, gleich, gleich sind sie, hi hi' hi! gleich weiß ich gar nichts hi hi hi!“

Allgemeine Stockung, Gustl konnte auch nicht aus-helfen. „Ein Pfand! ein Pfand!“ Toni legte das erste Pfand auf den Pfänderaltar nieder, es war ein Krapfen, den sie sich mitgebracht hatte. Jetzt kam Jackelhuber: „Ich habe die Pamela bekommen und einen Rosenstrauß; gleich sind sie darin: sie ist eine Rose und das ist auch ein Rosenstrauß. Der Unterschied ist der, da sind mehrere Rosen, Pamela ist eine einzige Rose!“

„S'is himmlisch!“ schrie Zwickmauser mit einem obligaten Zwick, und ein einstimmiges „Einzig!“ belohnte die zarte Idee; selbst Pamela warf einen Regulaquinqueblick auf den triumphirenden Jean Paul vom Thury, und an mich kam die Reihe:

„Ich habe die Frau von Brandl bekommen und eine Lichtscheere; gleich sind sie sich darin, daß sie Beide putzen, jene die Menschheit, diese die Kerzenheit; unähnlich, unähnlich —“

Da unterbrach mich plötzlich das Genie vom Fuß-schemel: „Die Lichtputzen muß man fleißig ausklopfen, die Mutter aber nur selten!“

„S'is himmlisch!“ mit einer Zwickfermate, unaus-löschlicher Beifall.

So ging das Ding herum, einmal, zweimal, drei-mal, dann wurde ein anderes „Rathespiel“ gespielt. Einer mußte nämlich hinausgehen, die Gesellschaft wählt ein Wort, der Rathende kann Jedem drei Fragen vor-legen: wie, wann und wo lieben Sie es? und aus den Antworten mußte er es errathen. Pepi Gränzmacher,

der Hörer der Gelbgießerei, kam an die Reihe; er ging hinaus, die Gesellschaft wählte das Wort „Spiegel", er kam herein und begann bei Frau Brandl: „Wie lieben Sie es?" — Viereckig. — „Wo lieben Sie es?" — Im Zimmer. — „Wann lieben Sie es?" — Wann ich's brauch! — „Süperb geantwortet!" rief Alles. — Gränzmacher stand lange da wie eine nachdenkende Zitterpappel, endlich rief er: „Ich hab's! a Zahnbürsten!" — „Ein Pfand! ein Pfand!"

Jetzt ging Karl Leimsufter hinaus, der „Spiegel" wurde beibehalten. „Wie lieben Sie es?" fragte er Antonie Zwiebl beim Eintreten. Nach einer langen Pause sagte sie: Wie? achteckig. — „Wo lieben Sie es?" Wo —? über mein Bett. — „Wann lieben Sie es?" — Früh Morgen. — Lange Pause, endlich sagte er mit siegvollem Gelächter: „Ein Handtuch, ein Handtuch!" — Nichts, nichts, ein Pfand!"

Nun mußte Nani Leinzgerber hinaus. Es wurde „Auge" gewählt; sie kam herein, auf mich gerade zu: „Wie lieben Sie es?" — Ohne Butter. — „Wo lieben Sie es?" — Im Schweizerkäse. — „Wann lieben Sie es?" — Alle Augenblick. — „Ah, ich weiß schon: Makkaroni, Makkaroni!" — „Nichts da, ein Pfand, ein Pfand!"

Nun mußte ich hinaus. Ich kam herein und fragte die Frau Brandl: „Wie lieben Sie es?" — „Wie eine fidele Haut. — „Wo lieben Sie es?" — Auf der Hand. — „Wann lieben Sie es?" — Wann es nicht beißt. — „Aha,

das ist Ihr Mops!" — „Ach nichts, nichts, das sind Sie selbst, ein Pfand, ein Pfand!"

So ging es noch lange, bis eine Anzahl Pfänder beisammen waren, und es Zeit war, sie auszulösen.

Pamela hatte mir schon gesagt, daß der „Humorist vom Thury" einen „Pik" — wie sie es nannte — auf mich habe. Ich konnte mich nicht erinnern, wodurch ich Jakelhuber's Zorn erregt haben sollte. Allein Jakelhuber gehörte nun einmal zu meinen Feinden. — Er war eigentlich ein Wachsbleicher. Späterer Trieb bestimmte ihn zu studiren, allein es erging ihm wie dem „ph" in der neuen Rechtschreibung: er wurde nämlich aus der „Fisik", aus der „Filosofie" und aus der „Filologie" hinausgeworfen. — Er fand sich dadurch aus seinem Beruf ganz herausgeworfen und ging in sein Wachs- — thum zurück. Hier fand er seinen Stoff biegsamer und nachgiebiger, allein durch Versehen blieb einmal etwas zu viel an ihm kleben, wie das bei dem Wachs zu sein pflegt, und sein Herr fand sich bewogen, ihn von einem Geschäfte zu entfernen, das unwillkürlich eine Anhänglichkeit an fremde Gegenstände mit sich führt. Darauf verlegte sich Jakelhuber auf freie Künste, wurde Marqueur in einem Kaffeehause, wo einige Literaten täglich eine heiße Tasse Kaffee und jährlich ein aufgewärmtes Bonmot verzehrten. Hier profitirte er an Humor und Witz, und da er sah, daß man fremde Einfälle für die seinigen ausgeben kann, hielt er eines Tages sechs Kaffeelöffel für sechs Einfälle, und eignete sie sich auch zu. Die Gerechtigkeit aber, die zwar

goldne Einfälle, aber keine silbernen Löffel entwenden läßt, bewies Jakelhuber, daß das Sichaneignen fremden Eigenthums blos ein Vorzug im Reiche der Ideen, aber nicht in dem Reiche der Wirklichkeit ist. — Es wurde ihm günstige Gelegenheit geboten, einen zweijährigen, ungestörten Monolog über „Sein“ oder „Mein“ zu halten, und darüber nachzudenken, ob es besser sei, vermittelst einer Feder fremder Gedanken sich zu bemächtigen, oder vermittelst des Fünffingerkrautes eine unglückliche Leidenschaft zu Kaffeelöffeln zu fassen, die schon früher durch gesetzliche Bande an einen beglücktern Gegenstand gefesselt sind.

Nach Beendigung dieses zweijährigen Monologes wurde Jakelhuber herausgerufen, er warf sich wieder auf Transcendental-Wissenschaft, wurde Lackirer, und am Sonntage lebte er dem Humor, las Zeitungen, machte Witze, rupfte Guitarre, lackirte alte Räthsel und Charaden neu auf, und wußte sie richtig in Journalen als Lachstoff anzubringen.

Daß ein Mann, der Witze wichst, Guitarre rupft und alte Bonmots neu lackirt, bald nur der „Humorist vom Thury“ genannt wurde, wird Jeder natürlich finden, der unsere humoristischen Lackirer kennt, und eben so natürlich, daß ein solcher Mann mein Feind sein mußte.

Pamela sagte mir sogleich: „Jakelhuber hat einen „Pik“ auf dich, er wird dich gewiß stets sticheln! Ich aber erwiederte: „Holde Pamela! ein Jakelhuber mehr oder weniger, was wiegt das auf der großen Wagschale? Ich sage mit jenem Franzosen: Ce n'est

qu'un Jakelhuber de plus!" — Und so gingen wir denn ruhig an das Auslösen der Pfänder.

Pepi Gränzmacher hatte den Hut mit den Pfändern in der Hand, und die Auslösung begann. „Was thut das Pfand, was ich hab' in meiner Hand?" — „Schinken schneiden!" schrie Gustl. „S'ks himmlisch!" schrie Zwickmauser. Das Pfand gehörte der Antonie Zwiebl. Sie stellte sich an die Thür und schrie wie besessen:

„Ich schneide, schneide Schinken,
Wen ich lieb hab', werd' ich winken!"

Mein Herz bebte, ein ganzer Frühling voll Winterrettig ging durch mein Herz, eine Ahnung lüpfte mir den Schnurrbart, allein — der Blitz ging vorüber — der Greislerei-Beflissene war der Gewinkte — er floh hin — es schnalzte. — Es war geschehen, ich athmete leichter.

„Was thut dies Pfand, das ich hab' in meiner Hand?" — „Satzaufgeben!" — „Nein, seinen Schatten küssen!" — Endlich drang Gustl mit seiner Drosselarie durch: „Sich auf den Kopf stellen!" — Leimsufter suchte einen Nagel in den Dielen und stellte sich auf den Nagelkopf.

„Bravo! bravo!" Allgemeine Bewunderung.

So ging es fort. „Ein Glas Bier trinken, ohne die Nase ins Glas zu stecken." — „Trauben lesen." — „Statue machen" u. s. w.

Mit mir meinte es das Schicksal grausam! Mein Pfand wurde verdammt: „den Thron der Lieb' zu bilden!" — Ich war sehr begierig, wie ich diesen bilden

sollte, und es wurde mir erklärt, ich müßte mich auf Händen und Füßen niederlassen und ein Paar bestimmen, die sich auf meinen Rücken niedersetzen. — Eine saubere Proposition! Indessen, was war zu thun? Ich ließ mich mit einer Behendigkeit nieder, wie der Elephant in der Menagerie, und bestimmte, daß Jakelhuber und Leinsgerber, die Handschuhnäherin, das Liebespaar machen sollten. Das edle Paar bestieg mich, als ob ich ein Mieth-Kameel gewesen wäre, mit einer Behaglichkeit und Solidität, als ob sie eine Sommerwohnung auf meinem Rücken beziehen wollten. Ich aber, ein Bösewicht von Haus aus, ich beschloß, Rache an dem feindlichen Humoristen zu nehmen, und im Augenblicke, als sie sich so bequem machten, als ob sie auf meinem Rücken auf Wartegeld säßen, streckte ich mich plötzlich ganz flach aus; das edle Paar purzelte natürlich zu Boden, und Jakelhuber zerschlug sich die Nase. So rächt sich ein Deutscher!

Jakelhuber, mit dem humoristischen Zirkumflex auf der Nase, war wüthend, allein ich entschuldigte mich mit meinem Krampf, den ich gewöhnlich bekomme, wenn hinter meinem Rücken geküßt wird.

Ein zweites Mal wurde mir bestimmt, dreimal zu niesen, dreimal zu köckern und dreimal zu krähen. Ich vollbrachte Alles mit einer Sonorität und mit einer Grazie, daß selbst Jakelhuber sagte: „Nun, es ist zwar nicht neu, aber es passirt!“

Nun kamen die Räthsel und Charaden, und da war der Ort, wo Jakelhuber glänzte, und ich in meines

Nichts durchbohrendem Gefühle da stand. Er war uner-schöpflich, zehn Grenadiere hätten ihn nicht zum Schwei-gen gebracht. Er begann:

„Vorne wie ein Lamm,
Mitten wie ein Lamm,
Hinten wie ein' Sichel,
Rathe, lieber Michel!"

Gustl schrie: „Nix sagen, nix sagen, ich muß wissen! Ich weiß schon, kikiriki! kikiriki! ein Hahn! ein Hahn!"

Frau Brandl neigte sich und weinte eine Harz-thräne auf das rothe Haupt des kleines Genies! —

Jakelhuber fuhr fort: „Es hat den Kopf von einem Krebs; die Mitte von der Kuh, den Schwanz von einer Maus, das Ganze liebst du."

„Nun," wandte er sich zu mir, „Sie wissen ja Alles, was ist das?" Ich sann lange nach und gestand meine Unwissenheit. Alle riethen, Brandl rieth: Zwirn-knäul! Zwickmauser rieth: Regenbogen! Kirsch-linger rieth: Griessterz! Da lächelte der Humorist vom Thury triumphirend und sagte: „Soll ich's Ihnen zeigen, was es ist?" — „Ja, ja!" Er fiel über Pa-mela, küßte sie und rief: „Ein Kuß: K von Krebs, U von Kuh, S von Maus!" Gustl klatschte jauchzend in die Hände und rief: „Man kann auch sagen: Kopf von Kirschlinger, Kopf von Kirschlinger!"

„S'is himmlisch, hi hi hi!" lachte die Zwickmauser und applicirte mir einen ungeheuren Zwick in die Seite.

Da ließ ich mein Licht leuchten: „Warum schreit der Esel immer JA?“ — Alles schwieg, Jakelhuber war sehr gespannt; und ich fuhr fort: „Weil er ein Esel ist, sonst würde er schreien: Sie A!“ — Gustl fuhr wie ein Erdzeisel in die Höh' und jauchzte! — Jakelhuber wurde roth wie ein Zinnoberlack, und die Lust, mich an geistreichen Räthseln zu überflügeln, spornte ihn zu Unerhörtem an; er begann:

„Was sind das für Leut', die sich immer rüsten, nie rasten und stets rosten?“

Kein Mensch wußte es; da sagte er mit einem durchbohrenden Blick auf mich: — „Die Humoristen!“ — Pamela weinte an Leib und Seele, Zwickmauser lachte an Händen und Füßen, und Jakelhuber strahlte im Lichte süßer Rache.

Ich ließ mich auch nicht spotten. „Was ist der Unterschied zwischen einem Humoristen und Lackirer?“ Todtenstille? Nur Gustl schnalzte mit der Zunge und stach Steckrübchen mit den Fingern. „Weiß Niemand? — Also: beim Lackirer kommt erst der Wichs, dann der Glanz, bei dem Humoristen umgekehrt!“

Gustl schnalzte und rief: „Spüren's was?“ Jakelhuber verbiß seinen Grimm und ging zu Charaden über:

„Es ist ein einsilbiges Wort,
Im Winter liegt's am Ort,
Im Sommer geht es fort.“

„Was ist das, Herr Saphir?“ Ich sann lange nach und sagte endlich: „Nankinbeinkleider!“ Jakel-

huber lächelte höhnisch und sagte: „Sie haben nicht das geringste Talent zum Errathen, es ist Eis!“ — „Richtig, Eis!“ riefen Alle, „das ist sehr witzig!“ — Das Räthselspiel ging auch zu Ende, und ein neues:

„Was thut das Pfand,
Das ich hab' in meiner Hand?“

erscholl. „Eine Vorlesung halten, eine humoristische Vorlesung! Eine Vorlesung!“ Ich war einer Nervenlähmung nahe! Da kam das Pfand, es gehörte Jakelhuber!!

„S'is himmlisch!“ zwickmauserte meine Nachbarin. Jakelhuber machte einige Umstände, allein er gab dem allgemeinen Drange nach. Ein Tisch wurde gebracht, zwei Leuchter mit Kerzen. Jakelhuber setzte sich in Positur, zog ein Heft aus der Tasche und begann.

Todtenstille herrschte im Zimmer. Pamela hatte sich zu meiner Rechten an mich angeheftet, als ob ich eine Musterzeichnung wäre, und links hatte sich die Zwickmauser in mich eingezwickt. Jakelhuber bereitete sich zu seiner Vorlesung vor, räusperte, hustete, rückte auf dem Sessel und begann endlich mit jener nachlässigen Grazie, wie sie im Thury wild wächst, und mit einer unwiderstehlichen Zeiselbärstimme:

„Variationen über Spieß, Speis und Spaß, in Wichs-, Wuchs- und Wachs-Leinwand.

„Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Indem ich beginne zu beginnen, beginnen Sie mich begönnen,

diese zur Begünstigung gesteigerte Begönstigung zeigt sie mir als könnende Gönner, als gönnende Kenner! Jeder Beginn ist ein Spieß, auf dem man die Aufmerksamkeit der Hörer aufspießt; aber so wie der Spieß nur dann ist ein Spieß, wenn er ist da zur Speis und nicht blos zum Spaß, so ist jeder Beginn, das heißt jeder Anfang eigentlich nur ein „fang an!" vom Hörer, sonst ist nichts an dem Fang!" —.

(Hier unterbrach allgemeiner Beifall den schwitzenden Jakelhuber. Max Kirschlinger sagte zu Nani Leinzgerber: „Ganz in Schander von Saphir!" Und die Brandl sagte leise zu Toni Leimsufter: „Der Saphir ärgert sich, daß ihm der Alles so abgelernt hat!")

„Meine freundlichen Hörer und Hörerinnen! Was ist das Leben? Ein Spieß! Beim Armen kommt das ganze Jahr kein Braten daran; der Reiche aber hat alle Tag einen anderen! Das Leben ist ein Spieß, das Schicksal dreht den Menschen auf ihm am Feuer des Schicksals, und die fetten Thränen fallen in das prasselnde Feuer, bis er vom Schicksal gebräunt auf den Transchirteller des Todtenbretes kommt und vom Spieß des Lebens zur Speis der Würmer wird, die nicht Spaß machen!" —

Pamela weinte bitterlich. Louise Pfannendorfer sagte zu Gränzmacher: „Und das Gemüth! bei dem Witz so viel Gefühl! da muß sich der Saphir verstecken!" Ich hörte das, drückte ihr die Hand und sagte: „Ach Louise, wo kann ich mich verstecken?"

„Von diesem Spieß kommt der Mensch in die Leinwand, in die Todtenleinwand, in die Wachsleinwand, in die Leinwand, in der man nicht mehr wächst, sondern wo nur Wachs über uns brennt, und aller irdische Glanzwichs abgestreift ist!

„Das Wachs, meine freundlichen Hörer, spielt im Leben eine große Rolle, denn kommt nicht Alles d'rauf an, wie man gewachsen ist? Je schöner der Wuchs eines Mädchens, desto eher leuchtet das Wachs zu ihrem Brautfeste, und je weniger Wichs kriegt sie. Je schöner die Weiber gewachsen sind, desto weniger sind ihnen die Männer gewachsen! Darum sind unsere bartlosen Recensenten so frech, weil ihnen keiner gewachsen ist! Ein junges Mädchen, das im Wachsen ist, ist ein Rosenstock und zugleich ein Wachsstock; wenn sie größer werden, wird's eine Wachsfackel, da darf man nicht lange mehr fackeln! Ein Weibsbild ist schön, wenn es ist wie ein Wachsbild! Es bildet sich im Wachsen und wächst in der Bildung, dann macht das Bild einen solchen Eindruck, daß man macht davon aus Wachs einen Abdruck, man poussirt sie und boßirt sie, und sie wird umringt von Wachspoussirer und Wachsboßirer!"

„Scharmant! scharmant!" — „S'is himmlisch!" — „Ganz Saphir!" — „Bravo! bravo!" Ein furioses Händeklatschen ging herum, Alles überschüttete ihn mit Komplimenten, und Gustl schrie: Wichs, Wachs, Wuchs, Weichsel, Wachsel, Wauchsel, u. s. w."

Jakelhuber war glücklich zu Ende, ging in seinem Sieg an mir vorüber und sah mich mitleidig an.

Ich war für den Abend ein geschlagener Mann! Selbst Pamela warf einen Blick mit zärtlichen Schrauben auf Jakelhuber! Das ist die Macht des Geistes! Die Zauberkraft des Witzes! O Pamela!

Das Pfänderspiel dauerte noch immer fort, und Jakelhuber war nun Hahn im Korbe, ich spielte eine erbärmliche Nebenrolle. Ein neues Pfand verurtheilte mich, eine Blumensprache zu erfinden. „Aber so," sagte Jakelhuber, „daß es allgemein verständlich ist, und nicht im schwüligsten Styl." Ich versprach, mich ganz zu seiner Verständigung auszudrücken, und begann folgende

Blumensprache im Thury.

Aloe .... Oe!
Aglei .... Sein Se a dabei?
Aurikel .... Kommen's nur, lieber Nickel!
Baldrian .... Schau' mi an!
Butterklee............. Kan' Idee!!
Curcum .... Das bringt a Viech um!
Diptam .... Fragen's die Frau Mahm.
Distelfackel .... Kennst du den Lackel?
Erdbeer .... Schatzerl, kommen's her!
Granat .... Gehst außi aus'm Krautsalat.
Hagebutten .... d'Hand von der Butten!
Johannisbeeren .... Speanzeln möcht' er gern!
Königkerzen .... Sonst hoben's kane Schmerzen?
Lotwurz .... Se sein a Zwiderwuarz!
Moos .... Schnecken in der Sauce!
Polei .... Hören's auf, i schrei'!

Quitten .... Da muß i bitten!
Rosenblatt .... Sein's stat!
Rosenstengel .... Fahr'n mer, mein Engel!
Sellerie .... Sali, halt' mi!
Steinbirn .... Won's wos g'spür'n!
Türkischer Weizen ..... Thun's Ihnen nit spreizen!
Viola matronalis ..... Geben's Acht, wenn's hal is!
Winde .... Kecker Zahnd, verschwinde!
Weichsel .... Gengen's zum Teuxel!
Ysop .... Judithel, hopp!
Zibeben .... Hören's auf von Fried' geben!

Pamela weinte still an meinem Herzen, so gerührt war sie von diesem Selam; sie sagte mit weicher Stimme: „Moritz, du bist doch gemüthlich!" — Ich aber war ganz persisch gestimmt und sagte daher auf spanisch:

»Que flos no es da amor un concepto feliz!«

Calderon.

(Welche Blume ist nicht ein süßer Einfall der Liebe!)

„Ach," sagte Pamela, „was heißt das auf Deutsch?" Und ich erwiederte: „A jed's Pflanzl hat sein G'stanzl!" — Sie schluchzte, und ihre Thränen rollten in meine Westentasche, wo sie ein Bonbon von Mittag erweichten.

Jakelhuber schien nicht zufrieden, daß ich bei Pamela wieder einen Stein im Bret hatte, und er schlug vor, er wolle improvisiren.

„S'is himmlisch!" schrie die Zwickmauser und zwickte ein Improvisatorium in meinen rechten Arm, und die ganze Gesellschaft wiederholte das ihnen fremde Wort:

„Improvisiniren!“ — „Improsinisiwiren!“ — „Inprprimsermosiwiren!“ — „Insinprovisiniren!“ — „Inpronisisiniren!“ u. s. w.

Die Vorbereitungen zu dem Improvisatorium dauerten ziemlich lange. Die Aufgaben wurden in einem Hute gesammelt. Es befanden sich fast lauter empfindsame, lyrische Themata darunter: Gedicht an den Schoßhund der Frau Brandl. — Das Zeiserl auf dem Stickrahmen. — Liebeserklärung an ein Lungenbratel. — Die Thränen um einen ungetreuen Liebhaber. — Das Herz, wenn es zerbrochen ist. (?) — Die Verzweiflung um den Tod. (?) — Dahinreißung! — Ich gab das Thema auf: „Warum wächst der Mensch von unten hinauf, und nicht von oben herab?“*) — Das Loos entschied, es wurde gezogen:

„Das Herz, wenn es zerbrochen ist.“

Jakelhuber begann zu arbeiten. Er stellte sich wie ein Eisbock inmitten des Zimmers, schürzte sich die Rockärmel auf, dehnte sich, fuhr sich mit den Nägeln rechts und links in die Haare, hustete, räusperte, lüftete sich die Halsbinde, zog sich die Weste zurecht, wiegte den Kopf rechts und links hin und her, wie ein sausender Kakadu, feuchtete sich mit der Zunge die Ober- und Unterlippen an, wie ein zahnendes Kind, streckte endlich beide Hände aus, wie ein Wegzeiger, machte noch einen Huster, holte mehrmal tief Athem und fing an:

*) Vielleicht beantwortet Jemand diese Frage.

„Du —"

hier blieb er etwas stecken, faßte sich bald:

„Nein, nicht du, ich bitte,

„O du, mein Herz, mach' nur kein Gepumper,
Das rechte Aug' und das linke Ohr wird mir auf Ehre
schon tumper,
Wie es thut schlagen,
Kann ich Ihnen wahrhaftig mit Worten gar nicht sagen,
Mein Herz, das ist schon grausam in mir zerbrochen,
Da liegen die Scherben, —
Da liegen die Scherben,
Scherben, liegen die Scherben. —"

(Hier trat die Figura repetitionis ein, da er nicht mehr weiter wußte, und Gustl schrie:

„Die Mutter thut kochen
Strudel mit Gerben!"

— Er schlug sich mit den Fäusten vor die Stirne und schrie: „Wenn mich Herr Saphir anschaut, kann ich nichts!" Pamela drehte mich mit dem Rücken zur Gesellschaft, Jakelhuber ließ nun eine neue Ladung los.)

„Mein Herz, das ist schon grausam in mir zerbrochen,
Da liegen die Scherben,
Sie hat mich beim „Schaf" in der vorigen Wochen
Mit Blicken zerstochen,
Und, o Menschen, Menschen, heuchlerische Krokodilenbrut,
Schon gut!
Den Wolken, den Winden
Will ich's verkünden,
Daß sie's verbreiten,
Wie sie mich kujonirt so vor allen Leuten,

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
O Gott geb', daß ich kein Spektakel stifte
Denn Herz, o mein Herz, o dies Herz
Hat Schmerz
Schon seit vorigen Weihnachten bis zum März!
Es ist zerbrochen, aus meinem Grab ruf ich ihr nach: Weh!
Adie!"

Hier schnappte er zusammen, wie ein Taschenmesser, Pamela stürzte sich mit einer Thränenfluth über ihn, und Frau Brandl fiel über ihn her, wie ein Fläschchen Kölnerwasser. Die ganze Akademie der nätherischen Wissenschaften war mit ihm beschäftigt, sie spritzten ihn mit kaltem Wasser an, sie rieben ihm die Schläfe, sie rissen ihm die Halsbinde auf, sie riefen ihm in's Ohr: „Jakelhuber, lieber Jakelhuber, theuerster Humorist!" — Pamela vergaß sich und rief, ganz von Thränen erweicht: „Theuerster Lackirer und Humorist, ich will dich nimmer kujoniren; vergiß das „Schaf". — Da schlug er die Augen auf und „athmete wieder im rosigen Licht!"

Ich aber saß noch immer mit dem Rücken gegen die Scene gekehrt, und als Pamela mir sagte: „Sehen Sie denn nicht, es hat die Nerven angegriffen!" — erwiederte ich tückisch: „Er kann nichts, wenn ich hinsehe." — Der Bund zwischen mir und Pamela war gebrochen, ich seufzte und sagte zu meinem Herzen: „Es geht ein finsterer Jakelhuber durch dieses Haus!"

Die Zwickmauser merkte das Ding und schloß sich mir mit einer rippenzerschmetternden Zärtlichkeit an.

Ich wäre ihr gerne um den Hals gefallen, allein ich unterließ es wegen Alibi des Halses. Es war gegen zwei Uhr nach Mitternacht. Ich warf einen meiner Lila-Blicke auf Zwickmauser und fragte sie mit bebender Stimme: „Liebst du mich, Zwickmauser meiner Seele?" — Sie erhob ihre langen Arme wie ein Telegraph und gluckte: „Wie kannst noch fragen, Tschapperl!" — „O, dann gib mir einen halben Krapfen, oder ich verhungere!" — Sie hatte nämlich einen halben Krapfen in ihrem Ridiköl; sie nahm ihn heraus, gab mir die Hälfte und die andere Hälfte hielt sie in der Hand. Ich umfing sie wie eine Rettungsmaschine und flüsterte zärtlich: „O meine theuerste Hälfte, ganz muß ich dich haben!" — Allein sie hatte die andere Hälfte in diesem Augenblicke in den Mund gesteckt und

„Er fiel in's Bodenlose."

„Ach", sagte ich, „Zwickmauser, hast du in deinem stillen Kämmerlein keine Semmel, kein Brot, komm, laß uns glücklich sein!"

Alles empfahl sich, Pamela und Jakelhuber waren die Ersten, die zusammen die Gesellschaft verließen. Die Zwickmauser wohnte in der Kothgasse, ich führte sie nach Hause. — Da der Zweck dieses Aufsatzes nicht ist, Reiseabenteuer zu Wasser und zu Lande zu schreiben, so füge ich blos bei, daß mir Toni Zwickmauser aus ihrem Fenster einen Apfel und eine halbe Semmel herunterwarf und mir zurief: „Da hast du einen Apfel, eine halbe Semmel und mein Herz!" — „Ich

danke," rief ich hinauf, „werde Alles mit Dank zurückstellen!"

Am andern Tage schickte mir Pamela drei seidene Taschentücher, die sie von mir zu säumen hatte, zurück, und dazu folgendes Billet:

„Ir Bedragen gesdern wahr unter der Gridig! Der neit auf andern Schenie hat Ihnen die larfe won die Masge abgezohgen. Ich habe Ihnen nie gelihbt! bloß Ihr Widz und Ihr Muntwerg hat mein Herz geteuscht. Wenn Sie mich begegnen, so werde ich thun, als hät ich Ihnen nie gekennt; und hoffe von Ihnen auch das Gegentheil, denn mein Jakelhuber — ich sahge ausdrüglich mein Jakelhuber — verstehd in einem gewissen Bunkt keinen Schpas nicht. Atje, ihre gewesene

Pamela."

Der Gras-Enthusiast in der musikalisch-deklamatorischen Gelsen*)-Akademie.

Herr von Graupenschieber ist ein Gras-Enthusiast, Frau von Graupenschieber ist eine Gras-Enthusiastin, Fräulein Alwine von Graupenschieber ist eine dilettirende Gras-Enthusiastin, die kleinen männlichen Graupenschieberchen sind angehende Gras-Enthusiastchen, der Hauslehrer, Herr Wenzeslaus Lautsch, ist ein Pflichts-Gras-Enthusiast, und sogar das Stubenmädchen Walburga Silberheitel ist eine Gras-Enthusiastin.

Das Allodial-Vergnügen der Graupenschieber'schen Familie bestand darin, sich ins Gras zu setzen, sich im Grase zu wälzen, im Grase zu essen, zu trinken, im Grase Pfänder zu spielen, im Grase zu zwicken und im Grase zu schlafen.

Kurz, wenn weiland Ovid die Graupenschieber'sche Familie gekannt hätte, er hätte sie in seinen Metamorphosen zu Heuschrecken verwandelt; denn gewiß

*) Gelsen, eine Lokalbenennung der Mücken.

ist es, aus jedem einzelnen Graupenschieber-Exemplar hätte die Natur zehn Heuschrecken machen können, und es wäre noch ein halber Graupenschieber und ein halber Laubfrosch übrig geblieben! Sie hatten auch Alle einen Grasgeruch; wenn Herr Graupenschieber ins Zimmer trat, konnte eine gesunde Normal-Nase sogleich wittern, wie draußen das Gras steht, und wenn Frau von Graupenschieber um die Zeit des frischen Heumachens durch die Straßen ging, glaubten alle Pferde, es ginge eine duftende eben gemähte Heu-Wiese vorüber, und wieherten sie gras-enthusiastisch an.

Da meine Leser nun auf einige freundschaftliche Stündchen mit mir und mit Graupenschieber's ins Gras beißen müssen, so will ich eine kleine Charakteristik unserer gemeinschaftlichen Freunde entwerfen.

Herr von Graupenschieber war früher ein Romantiker, sein Geschäft zog ihn an den Busen der Natur; er war Naturforscher durch Schicksal, Botaniker aus Bestimmung, er war — Dürrkräutler!

Wenn ich kein Humorist wäre, ich möcht' ein Dürrkräutler sein!

Die Dürrkräutlerei ist aller Dichtkunst Anfang! Was ist jeder Mensch Anderes, als ein Dürrkräutler? Er sammelt im Schweiße seines Angesichtes Blümchen und würzige Kräuter auf der Lebensflur, um sie zu trocknen, zu dörren, um im Alter sie mit der Erinnerung aufzugießen und sich an ihrem Aroma gesund zu trinken!

Das Herz eines jeden Menschen ist am Ende seiner Tage eine Dürrkräutlerei! Darin liegt die getrocknete Rose der Liebe, die getrocknete Blume der Hoffnung, das abgeblaßte Vergißmeinnicht, das verdorrte Tausendschönchen u. s. w. —

Graupenschieber hatte aber so lange Kräuter gesammelt und gedörrt, bis er aus diesen Dürrkräutern das frische Kräutlein der Münze, das Tausendgulden-Kräutlein, hervorsprießen sah; er wurde reich, sehr reich, er wurde ein Krautjunker! — Er gab sein Geschäft auf und widmete sich — der Musik! Er spielte Violine — und sang; dabei bildete er sich in einer Dürrbüchlerei, in einer Leihbibliothek, zum belesenen Mann.

Graupenschieber sah, daß kein Kräutlein auf dem Felde, keine Saite auf der Violine und kein Büchlein in der Bibliothek allein stehe, so dachte er sich: „Es ist nicht gut, daß der Graupenschieber allein sei, und ich will ihm eine Gehilfin geben!"

Und er sah sich um in den Pflänzlein und Kräutlein des Michelbeurischen Grundes, und ersah sich eines der dürrsten Kräutlein, ein Hopfenstänglein im weiblichen Garten, die hoch aufgeschossene, ehrsame, magere Pfründnerstochter Margaretha Zandl zur Gesponsin, und er fragte sie: „Willst du mit mir theilen die grünen Freuden und die dürren Leiden dieses Lebens?" Und sie hüstelte: „Ja!" Darauf fragte er sie wieder: „Willst du mein eigen sein, wie du leibst und lebst, und willst mir

zuhören, wenn ich Violin spiele?" Und sie seufzte wieder: „Ja!" So ward Graupenschieber vermählt! Aus dieser Ehe ging zuerst Alwine hervor, welcher in mehreren Abtheilungen mehrere Graupenschieberchen nachfolgten. Jetzt, indem wir mit ihnen im Grase eine Zeit lang zusammen zubringen wollen, ist Alwine in jenem Alter, wo jedes weibliche Herz das Gras der Liebe wachsen hört, und Alwine hatte ein feines, ein geübtes Ohr. Sie besaß alle dürrkräutlerische Schwärmerei des Vaters und alle mathematische Magerkeit der Mutter. Sie war so mager, daß ein Bischen kühner Styl behaupten könnte: sie war gar nicht, sie sei eigentlich die personifizirte mathematische Linie. Dabei hatte sie einen grünen Teint und eine entschiedene Vorliebe für grüne Kleider und grüne Bänder. Kurz, man konnte sie füglich den gedörrten Genuß der Hoffnung heißen. Zudem trieb sie auch die Kunst ihres Vaters und spielte Violine! Wenn sie im Grase saß und Violin spielte, und man stand nur ein Bischen ferne, so sah man sie im grünen Grase gar nicht, und man hörte nur eine Violine, die, wie von sich selbst gespielt, die dämonisch'sten Töne von sich gab.

Zu den drei jungen männlichen Graupenschiebers wurde Herr Lautsch als Lehrer angenommen. Es war eine kleine, stämmige Figur, auf dem dicken Haupte einige glatt anliegende, schwarze Härchen, und zwischen zwei Backen wie die Winter-Rettige strengte sich ein rothes und blaues Näschen wie ein Stiefmütterchen an, durchzubrechen. Dieses botanische Näschen kam aber nur dann zum Vorschein,

wenn Lautsch lächelte, dann schoben sich die Backen etwas abseits, und das Näschen in der Klemme athmete freier. Dabei hatte Lautsch die Gewohnheit, mit dem Zeigfinger der linken Hand stets in die linke Backe zu bohren, gleichsam als ob er da einen artesischen Brunnen graben wollte.

Auch Lautsch war musikalisch, er bluh's Klarinette! Lautsch und Alwine schienen sich zu lieben. — Den Schlußstein zu diesem Familiengemälde liefert das Stubenmädchen Walburga Silberheitel.

Ihre Mutter war Sattlersgesell-Freundin und selbstausübende Wollschlagerin. Frühzeitig widmete sie ihre Walli den schönen Künsten, sie gab sie in die Erziehungs-Anstalt zu einer ledigen Zimmermalers-Witwe, wo sie den ersten Anstrich von Bildung erhielt, bis sie durch eine geistige Hinneigung zu einem Thurmwächter eine höhere Richtung bekam. Sie lernte von ihm, der früher als supernumerärer Marketender auf Wartegeld mit nach Frankreich ging, französisch, und so ausgerüstet mit allen Kenntnissen, die zur stubenmädlerischen Carrière nöthig sind, kam sie zu Graupenschieber, um Alwinens Gesellschafterin, die Begleiterin eines Schattens zu werden; sie wich nicht von Alwinens Seite, das war ihre einzige Schatten-Seite! Sie war schön, sehr schön und grausam; grausam? nein, warum sollte sie grausam sein! Im neunzehnten Jahrhundert? Wahnsinn!

Ich aber wurde durch einen eigenen Zufall in die Graupenschieber'sche Familie hinein geschoben.

Als ich in dem Briel wohnte, hatte ich vor meinem kleinen Landhäuschen einen fetten, üppig-grünen Grasplatz, auf welchem bequem einige Beduinen und sechs Kameele ein Beilager feiern konnten.

Eines Nachmittags öffnete ich das Fenster, und siehe da! es hatte sich eine kleine Kolonie Gras-Enthusiasten auf diesem Gras-Platze angesiedelt; es war die Familie Graupenschieber. Sie fielen wie eine Heuschreckenwolke auf diese Smaragdwiese nieder und bedeckten sie. Es war eine gewisse nomadische Naivetät in der ganzen Karawane; das Recht der Natur: „Der Mensch darf überall grasen, wo die Vorsehung Gras wachsen ließ!" sprach so deutlich aus dieser Ansiedlung heraus, daß ich als eigentlicher Grund- und Lehnsherr dieses grünsammtnen Graupenschieber-Sophas mein Recht nicht geltend machte, und die ganze, große, schöne Heuwiese den Ankömmlingen zur freien Weide überließ.

Es war ein Glück, daß die Wiese niet- und nagelfest war, denn wenn sie mobil gewesen wäre, die Graupenschiebers hätten sie mir glatt weg- und aufgerochen! Denn man konnte im buchstäblichen Sinne des Wortes sagen: „Die Graupenschiebers trieben ihre Nasen auf die Weide!" — Sie bohrten Alle ihre Nasen ins Gras, als wollten sie dieselben darin einkühlen.

Der Herr Lautsch, dessen kleines Pensée-Näschen sich kaum über das Niveau der Backen hinauswagte, hatte am meisten Plage, mit dem Versuche, seine Nase auch in die Mutter Erde zu stecken.

Als ich die Familie so auf dem Bauche, mit den Nasenspitzen in der Erde liegen sah, glaubte ich, sie seien Alle Brahminen.

Allein, wie es im Leben oft geschieht, daß, während man seine Nase irgendwo hineinsteckt, sich ein Ungewitter hinter unserm Rücken zusammenzieht, so ging es auch da. Während ungefähr ein Dutzend Graupenschieber-Nasen sich in die Erde bohrten, stieg über dem Dutzend Graupenschieber-Rücken ein schwarzes Ungewitter empor, ein schnell erwachender Sturmwind ließ die herabhängenden Wolken platzen und sich über die Gras-Enthusiasten-Gesellschaft entladen. — Nun hatten sie zwar ihre Nasen im Trocknen, allein der Mensch hat außer der Nase in seiner Avers-Seite auch noch Gegenstände auf der Revers-Seite, die er nicht gerne durchweichen läßt; auf einmal riß sich das Dutzend Nasen aus der Erde und streckte sich gen Himmel und empfand, daß der Regen auch wie auf die Nase gefallen war.

Da sich in der Kolonie einige Kinder und einige Frauenzimmer befanden, so eilte ich, der ganzen Gesellschaft durch meinen Bedienten mein Häuschen zum Schutz anbieten zu lassen.

In zwei Minuten war mein Salon von Graupenschiebers voll.

Alwine Graupenschieber sah aus wie der naßgewordene Geist einer verstorbenen Grasmücke, die zwei kleinen männlichen Graupenschieberchen trugen auf ihren Nankinhöschen einen grünen Abdruck der Wiese

avant la lettre mit, in den weithinschattenden Hauben-bändern der Frau Graupenschieber saßen mehrere Heuschrecken und machten Pläne für die Zukunft, und Walburga Silberheitel suchte aus der alten Garderobe ihrer französischen Sprache eine kleine Boa heraus, und sagte mir mit einem vielsagenden, wollschlagerischen Lächeln: »Ah, que vous êtes du civil, ma bonne!«

Gut, dachte ich mir, daß ich deine Bonne bin, und machte bonnemine!

In fünf Minuten waren die Graupenschieber in meinem Salon so heimisch, als ob er eine Heuflur gewesen wäre. Alwine lag auf dem Sopha hingegossen wie ein nasser Seidenfaden, und die kleinen Grashüpfer nahmen meinen Erd- und Himmel-Globus ganz naiv zum Ballonspiel. Herr Graupenschieber aber machte alle Augenblicke das Fenster auf, steckte die Nase hinaus, schnupperte und rief immer: „Ach, wie gut riecht das Gras!" Der Regen hatte nach und nach aufgehört, und Graupenschieber schickte, wie Noa aus der Arche, erst den Raben Lautsch aus, um zu sehen, ob das Gras schon trocken sei, allein der Rabe Lautsch kam zurück, weil er noch keinen trocknen Boden fand; nach einer halben Stunde sendete Graupenschieber aber die Taube Silberheitel aus, und sie flatterte zurück mit einem Bündel Gras im Munde, ein Zeichen, daß die Sündfluth aufgehört hatte, und das Gras wieder genußbar sei auf Erden.

Da rafften sich die Graupenschieber zusammen und dankten mir für Obdach und Kaffee. Ich mußte mit Hand und Ehrenwort versprechen, einmal mit Graupenschiebers eine Partie ins Gras zu machen, und zwar in Graupenschiebers „Familien-Wagen".

Beim Abschiede umarmte und küßte mich die ganze Gras-Menschenschaft. Als Alwine an mir emporrasselte, kam es mir vor, als hätte man mir einen Wetterableiter-Draht vom Kopf bis in die Erde angelegt; auch Walburga applizirte mir einen Mundsemmel-Kuß und lispelte: »J'espère à votre Visitation, ma bonne!« Auch der Rabe Lautsch küßte mich, und als sein kleines Violettnäschen meine berührte, kam mir meine Nase wie Alexander der Große, und sein Näschen wie Diogenes vor, der nicht aus der Tonne wollte.

In meinem Salon fanden sich nachher einige Dutzend Heuschrecken, Würmer, Käfer und andere Ehrenbürger des grünen Grases. Meine zwei Globen kamen noch so ziemlich gut weg, blos Spanien bekam ein Loch, und die Jungfrau bekam einige Kirschkuchen-Flecken.

Ich aber hatte das ganze Gras-Kontagium eingesogen, und ließ mich zwei Stunden in die Luft hängen.

Nach langem Zögern und vielen Ermahnungen mußte ich mich endlich entschließen, die „Partie ins Gras", meinem gegebenen Worte gemäß, mitzumachen, und ich begab mich zu Graupenschiebers, um meinen Platz in dem Familien-Wagen einzunehmen, und in Weidlingambach ins Gras zu beißen.

Da stand er, der Familienwagen des Herrn von Graupenschieber! Es war ein erhabenes, ein räthselvolles Wesen! Wie soll ich ihn schildern?!

„Ein Gebäude steht da, von uralten Zeiten
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus,
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus!"

Da stand er vor mir, in seinen gigantischen Umrissen mythisch, hyperbolisch und doch demokratisch tölpelhaft!

Der Wagen sah aus wie Hamlets-Wolke, sah aus wie ein Kameel, und doch wiederum wie ein Wallfisch; man konnte ihn für einen Schüttboden halten, und doch auch für eine Fregatte; wenn man ihn beobachtete, nahm er die Miene eines Luftballons an, und wenn man ihm genau in die Augen sah, gab er sich das Ansehen einer Menageriehütte! Chemiker hielten ihn für einen Gasometer, während Hydrauliker meinten, es sei eine Wasserleitung, und Architekten darauf bestanden, daß es eine Ziegelhütte!

Ich stand vor diesem mystischen Kasten, wie der Jüngling vor dem verschleierten Bilde zu Sais. Endlich kam es mir vor, als ob es eine erfinderische Verschmelzung eines deutschen, ehrlichen Galgens mit der französischen, heuchlerischen Guillotine wäre. Um den Wagen herum standen schon alle Graupenschiebers mit einem Nachbarschaft-Supplement. Es war dieses die Frau von Rogenbröfel mit ihrer Tochter Mitzi, und ihr Anbeter Herr von Blauhappel, Magister der Bleistiftmacher-Kunde.

Rogenbrösel Mutter war eine kräftige Gestalt, eine deutsche Eiche, und Mitzi, die Eichel, fiel nicht weit vom Stamme, sie war ebenfalls von reckenhafter Individualität und von deutlichem, kernigem Gepräge. Sie war dick ohne alle Umstände, dick ohne Unterschleif, dick von erster Hand. Hübsch war sie aber, recht hübsch, und das ist Etwas, etwas Viel. Blauhappel aber war nichts, als ein — Gelächter! Er lachte immerfort, er war ein lachender Bleistift. Er sah immerfort aus, als kitzelte ihn ein unsichtbarer Strohhalm im rechten Nasenflügel.

So standen wir um den „Familien-Wagen" herum und bestiegen die vier breiten Treppen, die auf vier verschiedenen Seiten in den innern Schiffsraum dieser Maschine führten. — Der Wagen war für neun Personen. Wir aber waren fünf Männer, zwei Gugelhupf, fünf Frauen, drei gebratene Gänse, ein Schriftsteller und acht Plutzer. Außerdem noch ein großer Korb und ein kleiner Korb, zwei Violinkästen, ein Kutscher, ein Mops und eilf Regen- und Sonnenschirme.

Der „Familien-Wagen" aber stand fest, unerschütterlich und erhaben da, wie die Tugend!

Nach und nach fing Graupenschieber an, die Maschine zu füllen; die Tugend nahm uns Alle auf. Als die Frau Rogenbrösel den Wagen erkletterte, seufzte die Tugend laut auf und dröhnte fürchterlich; nach ihr kam die Silberheitel und rief mir zu: »Ma bonne, vous après me!« Ich aber sah, wie die junge Rogenbrösel, le Gugelhupf à la main, einstieg, dachte: „Hier ist ein

Magnet, der stärker zieht!" und ließ mich neben der Rogenbrösel wie ein Fallschirm nieder; mir nach schlüpfte Sylphide-Alwine, die Graupenschieber-Aerienne, und lehnte sich wie ein Seufzerzapfen an meine linke Seite. Ich saß also zwischen der ersten Idee von einem Frauenzimmer und zwischen der vollkommensten Ausführung desselben. Ich neigte mich immer zum Vollkommenen, die erste Idee war meine letzte Idee.

Mir gegenüber saß „Blauhappel qui rit!" und lächelte den Wagenboden durch. Auf seiner Stirne stand geschrieben:

»Ridendo bleistiftmachere quid vetat?«

Nach einer geraumen Stunde war die Füllung vollendet, und das Familien-Ungethüm setzte sich in Bewegung. Die zwei Pferde, welche gewiß auch Gras-Enthusiasten waren, die sich aber in ihrem Enthusiasmus noch nicht bis zum „Hafer" emporgeschwungen, standen mit angespannter Aufmerksamkeit fest, und als der Phaeton die ermahnende Peitsche erhob, um sie zu erinnern, daß der Mensch im Leben vorwärts streben müsse, sahen sie sich erst nach dem vor der Thüre liegenden Bündel Heu um, und dann nach dem Kutscher, und ihr wehmüthiger Blick schien zu sagen:

„Mußt du in die Weite schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah'!"

Allein der Kutscher hatte keinen Respekt vor Citationen, er hieb noch einmal auf die zwei friedlichen Pilger los, sie machten eine Kraftanstrengung — baf! Die plötzliche

Gewalt machte, daß ein Strang sogleich riß und die Tugend zehn Schritte rückwärts rumpelte!

Die Explosion war so heftig, daß die Nachbarschaft glaubte, es sei ein Erdbeben!

Nach einer halben Stunde war das zarte Familienband zwischen Familien-Roß und Familien-Wagen wieder geknüpft, und nun ging es wirklich vorwärts; aber mit aller Bedächtigkeit, wie es sich für gesetzte Pferde, welche schon ausgetobt haben, geziemt. Indessen wurden im Wagen verschiedene Umgestaltungen vorgenommen; die Rogenbrösel fing ein Bischen zu transpiriren an, und indem sie einen Arm auf meine Schulter legte wie einen Querbalken, legte sie den Gugelhupf mir auf den Schoß. Von der andern Seite deponirte die mathematische Alwine ihren Ridikül, in welchem sich mehrere Vorrathskammern befanden, und ihr großes Wollentuch ditto auf meinen Schoß; der Pintscher des Herrn Lautsch legte sich wie eine Wärmflasche auf meine Beine, und das junge Graupenschieberchen fand Gefallen daran, sich auf den Boden des Wagens zu setzen, und sein dickes Köpfchen auf meinen Knien ausruhen zu lassen. Daß ich bei diesen Umständen nicht erfrieren konnte, wurde mir zu meiner Beruhigung bald klar. Aber der Thermometer sollte noch steigen. Fräulein Silberheitel, die mein Hintermann war, fand sich angezogen, mit uns zu sprechen, und steckte ihren Kopf über meine linke Schulter, auf der andern Seite lehnte Frau von Rogenbrösel ihren linken Arm auf den Arm der jungen Rogenbrösel, der auf meiner Schulter lag, und so mag denn summa

summarum, direkt und indirekt, ein Gewicht von ein Paar Zentnern auf meinen demüthigen Schultern gelegen haben.

Ich schwitzte große Tropfen und legte in der Verzweiflung meine rechte Hand zur Erleichterung auf die Sitzlehne um die Rogenbrösel herum.

„Da entbrennt in Robert's Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll!"

Blauhappel wurde eifersüchtig. Jeder seiner Blicke war ein gespitzter Bleistift! Ich flüsterte der Rogenbrösel ins Ohr:

„O Rogenbrösel, ist Blauhappel eifersüchtig?"

Sie aber gab mir mit dem Arm einen sanften Druck auf die Schulter, — sie war vier Wochen lang nachher geschwollen — und erwiederte: „Manchmal, wenn er nichts zu thun hat; machen Sie sich nichts daraus!"

Ich wußte auch nicht, was ich mir aus Blauhappels Eifersucht hätte machen sollen?

Ich sah also die Rogenbrösel an mit einem Blick, o mit einem Blick, ein einziger solcher Blick vernichtet zehn Blauhappels! Auf einmal ein Ruck! Ein Sturz! Geschrei! Ums Himmelswillen!

Die Tugend lag im Chausseegraben! Und alle Bewohner der Tugend im Familien-Wagen mit!

Es war eine schöne Wirthschaft.

Wie es kam, daß dieser voluminöse „Familien-Wagen" stürzte, blieb ein Räthsel.

Wahrscheinlich erblickten die Pferde rechts in dem Chausseegraben einen kleinen Anflug von Heu, und

„Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme!"

Es bleibt in der Welt so Vieles, was geschehen ist, ein Räthsel; zum Beispiel: wie im Piräus ein Bräuhaus errichtet wurde; wie das civilisirteste Volk der Pariser die civilisirtesten Beutelschneider sein kann; wie die allerliberalsten Redner Deutschlands auf ihrem kleinen Gütchen ihre Unterthanen am ärgsten schinden konnten; wie Strauß und Lanner an jedem Finger ungeheure Demant-Ringe tragen, wie Grillparzer, Tieck und Uhland nie derlei aufzuweisen hatten! — Wenn dieses Alles auf der Welt geschehen kann, warum soll nicht einmal ein „Familien-Wagen" räthselhafter Weise in einen Graben stürzen können? Zum Beweise, daß es geschehen konnte, geschah es!

Die Maschine lag nicht so eigentlich, als sie sich vielmehr halb in den Graben lehnte, halb noch auf der Höhe erhielt, wie die neue Philosophie, die zwischen ihrer überschwenglichen Höhe und unergründlichen Tiefe auf der Nase liegt.

Aber die Inwohnerschaft lag im Graben, ganz und komplet! Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß mir selbst nichts geschehen ist, dehnte sich meine Nächstenliebe gleich so weit aus, mich um alle Andern gar nicht zu bekümmern, sondern dieses Schauspiel zu betrachten, und ich hätte Lust gehabt, wie jener Maler, der sich an den Mastbaum binden ließ, um den Sturm zu malen, mich an die emporragende

Wagendeichsel anbinden zu lassen, um diese vereinigte Graupenschieber- und Rogenbrösel-Gruppe recht zu übersehen.

So mag es in Friedrich's Lager nach dem Ueberfall bei Hochkirchen ausgesehen haben!

Ich kam auf die junge Rogenbrösel zu fallen, das war kein harter Fall; es kam mir vor, als wäre ich auf einen elastischen Divan gefallen; Alwine Graupenschieber fiel mir auf die Nase, allein ich spürte sie kaum, ich balancirte sie auf meiner Nase wie ein Jongleur eine Pfauenfeder. Neben uns lag Blauhappel, wie ein in Ohnmacht liegender Bleistift, aber er lachte, und auf seinem Leibe lagen die zwei jungen Graupenschieber, ein umgestürzter Proviantkorb und der Pintscher. Hinter uns lag, wie ein gestürzter Berg, Frau Rogenbrösel und schnaubte glühenden Odem, so daß ich alle Augenblicke erwartete, der Berg würde anfangen, Feuer zu speien. Sie fiel unglücklicher Weise auf einen Korb mit Bierplutzern, und ihr rechter Arm zerquetschte die ganze Saat der Gugelhupfe!

Herr von Graupenschieber hing mit einem Fuß im Wagen, und mit dem Oberleibe lag er im Graben, allein seine erste Frage war: „Ums Himmelswillen! ist den Plutzern nichts geschehen?"

Da „antwortetest du, ehrwürdiges Lautschchen": „Es sind einige zerbrochen!" Und darauf „wieder fraget der würdige Graupenschieber im buntbeblümten Leinrocke": „Von die großen oder von die kleinen?" Und

züchtiglich entgegnet der fleißige Lehrer der Jugend: „Von die kleinen!"

„Gottlob, nur von die kleinen!" ruft Graupenschieber aus, „und ist meiner Frau nichts geschehen?" — „Nein," rief ein junges Graupenschieberchen aus, „der Mama is nix geschehen, aber die Gugelhupfe sein hin!"

Alles machte Anstalt, sich zu erheben, nur ich nicht! Quo sors nos trahet etc. Was ist alle Philosophie? Mit ruhiger Fassung da liegen bleiben, wo Einen das Schicksal hinwirft! Ich machte gar keine Anstalt aufzustehen, im Gegentheil, ich nahm die Korrektur meines übermorgigen Blattes heraus, um sie allda zu machen, und fragte Blauhappel zu diesem Behufe: „Haben Sie nicht zufällig einen Bleistift bei sich?"

Während dem war die übrige Gesellschaft bemüht, die Frau Rogenbrösel, die, wie Marius auf den Trümmern Karthago's, auf den Plutzer-Ruinen lag, emporzuwinden, welches nach einer angestrengten Mühe von einer ganzen Viertelstunde auch bewerkstelligt wurde. Ich hatte indessen meine Korrektur gemacht und fragte Herrn Blauhappel, wie man sie am besten in die Druckerei befördern könnte, denn ich möchte gerne hier die zweite Korrektur erwarten. Auf einmal fühlte ich mich am Ohre gefaßt, es war Fräulein Silberheitel, die in Ohnmacht lag; als sie aber sah, daß ich mich nicht in fremde Ohnmachten mische, daß ich sie wohl mit ihrer Ohnmacht liegen sah, allein dachte: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht trennen," da fand sie es gerathen, zu erwachen, und

mein Ohr als Rettungsast zu ergreifen, um sich daran emporzurichten, und rief: »Ah, ma bonne, aidez moi en haut!« (Helfen Sie mir in die Höhe!) Ich erwiederte ganz phlegmatisch: »Aide-toi!« oder auf Oesterreichisch: „Du bist sehr öd'!"

Sie suchte sich aus den rinnenden Bierflaschen und Plutzerscherben herauszuarbeiten, da faßt es den Lautsch an:

„Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er sieht erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin,
Da treibt es ihn an, den Preis zu erwerben,
Und stürzt sich hinunter in Bier und in Scherben!"

Lautsch machte es sich sehr bequem; da zwischen ihm und Silberheitel ich mit meiner festen Position lag, so überkletterte er uns geradezu, er stieg die Stufen ordentlich über Rogenbrösel, mich und Alwine hinauf und zog die Silberheitel aus den Bier-Dardanellen empor. — Endlich mußte ich auch aufstehen, es war schon Alles wieder arrangirt! Der „Familien-Wagen" stand wieder in seiner imposanten Größe da, er hatte keinen Schaden genommen, blos bei dem dritten Meridian von seinem zweiten Sitz hatte die Seitenwand eine Beule bekommen, etwa eine deutsche Meile im Umfange.

Ich sprang noch einmal in den Graben zurück, um die kleinen Ueberreste da ängstlich aufzulesen. Ich raffte einige Gugelhupf-Bröckchen noch zusammen, ein Stückchen

verlornes Butterbrot, einen halben Bierplutzer, in welchem sich noch etwas vorfand, auch eine kleine Scheibe Schlackwurst, welche aus Rogenbrösel's Ridikül herausfiel, nahm ich heißhungrig auf und stoppelte alle diese armseligen Bruchstücke geschickt in meine Tasche. „Was machen Sie da?" fragte Herr Graupenschieber.

„Ich redigire!" antwortete ich und suchte weiter nach den fremden Brosamen im Chausseegraben.

Endlich stieg ich wieder ein, die gefallene und wieder aufgerichtete Tugend setzte sich in Bewegung, wir stimmten ein fröhliches Lied an:

„Welche Lust gewährt das Reisen!"

und gelangten nach drei Stunden in der fettesten Wiese in der Umgebung von Weidlingambach an, stiegen aus und steckten sogleich das Lager ab.

Nicht weit von Weidlingambach wurde einer der üppigsten Grasplätze ausersehen, um unsere Soirée récréative auf demselben zuzubringen. In zehn Minuten hatten wir einen momentanen Traktat mit den hier heimischen Gelsen geschlossen, und gegenseitige freie Ausübung unserer Gebräuche proklamirt.

Das Bivouak im Grase war malerisch. Herr Graupenschieber hatte sich mit dem Grase bereits ganz amalgamirt, er wühlte in dem grünen Heuschusse wollüstig herum, während die dürre Alwine mit einer Heuschrecke um die Wette hüpfte. Rogenbrösel Mutter und Tochter lagen wie zwei gut ausgestopfte Divanpolster da, Lautsch und Blauhappel schlüpften aber wie die Eidechsen von

einer Dame zur andern und schnitten, so was man sagt, die Cour.

Ich hatte meine Blicke fest auf den einen großen Korb gerichtet, aus dessen Innern sich eine Armee von Gänsen, Hühnern, Enten und Semmeln entwickelte; Frau Graupenschieber verrichtete Hebammendienst bei diesem Korbe und brachte alle Augenblicke ein neues gebratenes oder gebackenes Pfand der Eßliebe ans Tageslicht.

Und wie sie sucht mit dem Finger,
Auf thut sich der weite Zwinger,
Und es tritt aus dem geflocht'nen Haus
Ein „Schlegel" heraus,
Und die Graupenschieber sucht wieder,
Da öffnet sich traut
Das zweite Thor,
Daraus schaut
Mit braunem Antlitz
Ein „Gansel" hervor.
Wie Lautsch das Gansel erschaut,
Brüllt er laut,
Und streckt aus dem Gras'
Empor seine Nas',
Und recket die Zunge;
Und im Kreise scheu,
Wälzt er sich herbei,
Grimmig schnurrend,
D'rauf streckt er sich murrend
Zum Schlegel nieder!
Und die Graupenschieber sucht wieder.
Da speit das geflochtene Haus
Zwei „bach'ne Händel" auf einmal heraus,

Und Blauhappel mit Kampfbegier
Stürzt auf das Händel-Thier
Und packt es mit grimmigen Tatzen!
Und der Lautsch mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wird's still,
Und herum in dem Kreis,
Von Hunger heiß,
Lagern sich die Graupenschieber'schen Fratzen.

Herr Graupenschieber hatte indessen die Bierkrüge in Schlachtordnung gestellt:

„Wir hatten sechzehn Plutzer aufgebracht,
Jedlerseer Volk!"

Und die Schlacht begann. Im Vordertreffen aß Graupenschieber mit seinem Ehe-Sechzehntel und dem Facsimile einer Tochter. Im Mitteltreffen hieben die Rogenbrösel ein, und Blauhappel deckte das Hintertreffen; ich aber sagte zu Lautsch: „Wir drei, Lautsch, Silberheitel und ich, wir fressen im Gedränge!"

Eine tiefe Stille herrschte ringsum. Die Natur feierte ein bewunderndes Schweigen, nur aus den nahen Bergen tönte ein Echo, das Zusammenknacken der arbeitenden Zähne, zurück; den Gelsen blieb das Maul vor Erstaunen offen, und eine Wolke, die abendwärts zog, donnerte links, als wollte sie den Göttern verkünden, daß die heiligen Thiere mit Begierde ihr Futter picken! — Keine Silbe entfloh unsern Lippen: „Das Schweigen ist der Gott der Essenden!"

Indessen kletterten die zwei kleinen Graupenschieber auf mir herum, und legten auf meinen Schultern

ein Depot von abgenagten Beinen an, während sie meine weiße Pantalon mit Butter, Gras und Bier kolorirten. Dabei legten sie auf der einen Seite im Grase einen Bier-Kanal zwischen Lautsch und Alwine, und auf der andern Seite, zwischen mir und Rogenbrösel, eine Butterbahn an, und rutschten weidlich auf diesen zwei neuen Erfindungen zum Nachtheil der Pferde und zum Vortheil der Ochsen, herum.

Rogenbrösel's Tochter ging von einem Dichter zum andern über, nachdem sie den Schlegel bis ans Ende durchgemacht hatte, warf sie ihre einnehmende Zärtlichkeit wieder auf mich; sie hatte noch einen Gänseflügel in der Hand, es zog mich magisch zu ihr hin, und ich sang:

„O hätt' ich Flügel!" u. s. w.

Sie wurde immer freundlicher, und ich beschloß; ihr ein Liebes-Butterbrot zu schreiben. — Ich strich auf eine ungeheure Brotscheibe die Butter ganz dick auf und schrieb mit meinem Zahnstocher auf dieses neue Papier.

Dabei fiel mir ein, daß es gar nicht übel wäre, wenn ich meinen „Humoristen" auf Butter redigirte und herausgäbe!

Der Leser brauchte nur zu dem Blatte zu riechen, um zu wissen, ob die Artikel frisch sind! Und dann, wären auch die Artikel schlecht, so könnte man doch das Blatt selbst genießen! Wie herrlich wäre ein solches Butter-Blatt! Das neue Jahr eines solchen Blattes

wäre der Mai, wenn die Maibutter beginnt! Dann würde ich ankündigen:

„An die Bewohner von Weidlingambach!"
„Frischer, schmalzblümerlgelber, mandelkernfester Maibutter-Humorist!"

„Der erste Mai wird gefeiert! Er ist ein Fest-Tag, ein Feist-Tag! Alle Wiesen werden neubegrünt, alle Kühe werden durch neuen Naturstoff anziehend gemacht!" Die Deckel fliegen von den Melknäpfen! Die Riegel werden von den Ställen zurückgeschoben! Die Butterfässer erhalten neue, glänzende Mitarbeiter! Es ist ein rührender Anblick!

„Der Humorist, der schon seit 25 Wochen Butter geliefert, liefert Butter wie keine Butter, Butter, wie man sie weder in Hochroth-Erden und im rothen Stadel hat, Butter wie Oel, Butter wie Balsam, Butter wie Ananas! Meine Kühe, die meine Butter liefern, sind keine gewöhnlichen Kühe, es sind eigene Kühe, es sind Kühe von Edukation! Meine Kühe geben das ganze Jahr Maibutter, Maibutter mitten im Winter!

„Meine Kühe sind Abkömmlinge von Pharao's sieben magern Kühen, welche die fetten verschlangen! Meine Kühe geben Butter, die nicht nur Butter, sondern zugleich auch Topfen und zugleich auch Käse ist! Meine Kühe, echt vaterländische Weidlingambacher Kühe, liefern auch Schweizerkäse, Chesterkäse, Parmesan, Emmenthaler, Groyer, Primsen und Quargel! Von solchen Kühen stammt meine Butter, stammt mein Blatt! Also pränumerirt!

Wenn ihr auf siebenzig Jahr Butter-Humoristen voraus pränumerirt, so geb' ich euch im einundsiebenzigsten Jahrgang die Butter ganz umsonst! Wer auf 25 Jahrgänge pränumerirt, bekommt alle Butter, die ich noch von 6 Monaten übrig habe. Sie riecht zwar gewaltig übel, allein einem geschenkten Gaul u. s. w., u. s. w."

Indem ich so darüber nachdachte, hatte Rogenbrösel schon meinen ersten Butterbrot-Liebesbrief im buchstäblichen Sinne ganz verschlungen! Ich schnitt ein zweites Stück Brot zu einem Billet-doux, strich fingerdick die Butter darauf und schrieb wieder.

Ich schrieb also auf das Butterbrot:

„Rogenbrösel meines Herzens!"

„Klopstock sagt in Schiller's „Rinaldo Rinaldini": „Geht den Frauen zart entgegen!" — Kann man zarter entgegenkommen, als mit einem Briefchen auf Butter? Lieb Herz! sei weich wie sie, ich bin die Brotwissenschaft, sei du die Butter auf meiner Lebensbahn! u. s. w."

Der kleine Graupenschieber war der Postillon d'amour, allein, was geschieht? Auf dem Wege leckte er den Liebesbrief ab und brachte der Rogenbrösel leeres Brot!

Während wir uns so unterhielten, machte Herr Graupenschieber Anstalt, die musikalische Akademie zu eröffnen. — Er stimmte seine Geige und Lautsch seine Klarinette, auch Alwine packte ihre Violine aus.

Es stand mir ein Hochgenuß bevor. Indessen hatten sich alle Gelsen der Umgegend versammelt, und wir waren

in einer summenden und surrenden Gelsen-Wolke eingeschlossen. Frau Rogenbrösel hatte auf dem Gesicht und auf den Schultern von den Gelsenstichen eine ganze Kette von rothen Rosen-Hügeln, und Blauhappel war beschäftigt, diese Gelsenbeulen mit Bier zu waschen. Die junge Rogenbrösel forderte mich auf, sie völlig mit grünen Blättern und Zweigen zu behängen, so wie die Kutscher es mit den Pferden zu thun pflegen. Ich pflasterte sie auch mit aller Aufmerksamkeit der Liebe mit grünen Blättern, die ich erst alle mit den Bierneigen anfeuchtete. Mamsell Silberheitel war die einzige, welche in offenen Kampf mit den Gelsen trat. Sie fuhr, eine zweite Johanna d'Arc, in die Feinde hinein, sie fing Einzelne auf, sie jagte sie in Schaaren, sie war unermüdlich. Die jungen Graupenschiebers aber machten sich das Privatvergnügen, die fettesten und ansehnlichsten Gelsen lebendig zu fangen, sie ganz zart bei den Flügel-Enden anzufassen, und sie ihrem Hofmeister, Herrn Lautsch, von rückwärts in den offenstehenden Rücken hineinspazieren zu lassen.

Ich aber versammelte die Gelsen um mich, und redete sie folgendermaßen an:

„Verehrteste Gelsen! edle Mücken!
Schätzenswertheste Insekten!
Insonders weitverbreitetes Geschmeiß!"

„Was summt ihr mich an? Was brummt ihr mich an? Was stecht ihr? Was beißt ihr? Was macht ihr für ein Gesurre? Hat Einer von euch eine elende Komödie geschrieben, die ich in ihrer ganzen Erbärmlichkeit enthüllte?

Hat Einer von euch schlecht Komödie gespielt, und ich habe es frei gesagt? Hat Einer von euch einen miserablen Almanach herausgegeben, und ich habe gesagt, er ist miserabel? Hat Einer von euch sonst ein schlechtes Buch geschrieben, und ich hab' es lächerlich gemacht? Ist Einer unter euch?

»If any, speak, for him have I offended!«
So sprecht! »I pause for a reply.“

„Also Gelsen, Countrymen and Lovers! hear me for my cause; and be silent that you may hear!

„Also, edle Gelsen, schämt euch, daß ihr euch zusammengelset, wie eine Rotte, und surrt und summt, ihr macht euch lächerlich! Hochgeschätzte Gelsen, kämpft mit gleichen Waffen, ergreifet die Feder, und schreibt gegen mich, so handelt ein Edelmann! Es trete Eine heraus von euch, ihr Gelsen, ihr kleinlichen, verläumderischen Summer, ihr Wirthshaus- und Kaffeehaus-Insekten, summt nicht so erbärmlich, sondern schreibt. Ist keine Gelse unter euch, die schreiben kann?

„If there be any in this assembly, to him I speak!“

„O Gelsen, Gelsen, wann werdet ihr anfangen, vernünftige. ordentliche Menschen zu werden?! O, man kann als Gelse auch seinen Platz ausfüllen, aber man muß als Gelse keinen Schnabel wie ein Adler machen!

„Also noch einmal, wertheste Mücken, schnurrt und surrt nicht, sondern schreibt, ehrlich, redlich, mit gleichen Waffen, thut nicht vornehm, denn ihr mögt euch aufblasen

wie ihr wollt, man weiß doch, ihr seid Mücken, Gelsen; eure Kunst besteht in meuchlerischen Stichen, in heimtückischem Gesurre und Geschnurre." — Und die Gelsen surrten und schwirrten wie zuvor, und wimmelten durcheinander.

Da trat eine Gelse heraus aus dem großen Haufen, und forderte mich zu einem literarischen Zweikampf auf. Ich ging ihn ein, mit der Voraussetzung, daß wir rein auf literarischem und artistischem Fechtboden bleiben.

Die Gelsen zogen einen Kreis um uns, und der literarische Probestreit begann:

Ich: Ich finde, daß Ihr deutscher Styl sehr schwülstig ist, und Ihre Bilder oft ins Lächerliche gehen, zum Beispiel u. s. w.

Die Gelse: O, Sie haben einen fuchsrothen Schnurrbart! (Alle Gelsen jubeln: „Ha! die hat ihn gut abgefertigt!")

Ich: Eine Kunstansicht muß gehörig motivirt sein, nicht flach und mit lauter Phrasen überhängt in die Welt hineingeschwatzt werden.

Die Gelse: Sie haben eine häßliche und widerliche Nase! (Alle Gelsen klatschten in die Hände: „Bravo! bravo! bravo! Mit der kommt er nicht auf!")

Ich: Der Witz ist eine schöne Waffe, aber diese Waffe muß immer blank und rein sein, nie unsittlich, nie unfläthig, denn ein gesitteter Mensch nimmt selbst eine Perle nicht aus dem Kehricht auf!

Die Gelse: Sie werden einmal eine Ohrfeige bekommen! (Alle Gelsen wiehern vor Gelächter: „Himmlisch! himmlisch! die trumpft ihn ab!")

Ich: In den großen Ocean der Literatur strömen viele kleine Bächlein, sie alle machen das Weltmeer; darum trachte auch das kleinste Bächlein, auf seinen kleinen Wogen irgend einen Widerstrahl der Kunst- und Schönheits-Sonne in dieses Weltmeer hinein zu tragen, und nicht blos mit seinen Fluthen die Schneid- und Säge-Mühlen der Klatsch-Literatur zu treiben und zu ernähren u. s. w.

Die Gelse: Sie haben eine Physiognomie wie ein Aff'! Eine abscheuliche Visage! (Alle Gelsen sind entzückt, rufen: „Vivat! So muß eine Gelse reden! Vivat, Gelse!")

Ich trat bescheiden zurück und bekannte mich überwunden!

„Mit Gelsen kämpfen Götter selbst vergebens!"

Die Gelsen alle freuten sich auch über den brillanten Witz, über den edlen Eifer, über die feine Grazie und über die echt ritterlich-literarische Würdigkeit der siegreichen Gelse, und führten sie im Triumph davon.

Während ich diese kleine Episode mit den Gelsen hatte, ging die musikalische Akademie vor sich.

Und sie geigten und er blies! Graupenschieber und Alwine geigten und Lautsch blies! Was sie gegeigt, und was er geblasen, das mögen die Weidlingambacher Gelsen wissen!

Alwine sagte zwar, es wäre ein „Drio sammt Boberi" (Potpourri), ich glaube aber, es waren Variationen über das Thema:

„Mich zwickt's in den Gedärmen."

für zwei Violinen und eine Klarinette komponirt.

Graupenschieber besaß eine Bogenführung zum Krampfkriegen! Er fuhr von einem Ende desselben bis ans andere Ende über die E-Saite, wie ein Schlittschuh, und brachte einen Ton heraus, einen Ton —

„O, könnt' ich ihn zu Gericht stellen, diesen Ton!"

Lieber Leser, hast du schon einmal eine lyrische Katze belauscht, wenn sie in einer romantischen Hundstags-Nacht aus einer idyllischen Dachlücke die schmelzendsten Eingeweide-Töne durch die erschrockenen Lüfte hinmiaut?

Liebe Leserin, hast du schon einmal eine wahnsinnige Messerspitze über die aufgeritzte Brust eines irdenen Tellers mit dem zerreißendsten Fistelklang hinkratzen gehört? —

Alle diese Töne sind weiche, elegische, milde Mandelöltöne gegen die Muttersprache der Graupenschieber'schen Geigen! Und als nun gar Lautsch in diese Töne hineinblies, wie der Wind aus einer geplatzten Hausenblase, als diese Klarinettentöne sich mit diesen Geigentönen vermischten, wie Hundegeheul mit Eulengekreisch, da, da, da wünschte ich, ein Caligula in anderer Manier, der ganzen Menschheit nur ein Ohr, ein einziges Ohr, um das Alles mit anzuhören!

Aber gleich nach der Wonne, diese Künstler gehört zu haben, kommt sogleich das Entzücken, sie gesehen zu haben.

Graupenschieber père kämpfte, während er spielte, zugleich mit einer Gelse, die sich auf seine Nase setzte; er fuhr immer mit dem Bogen nach der Nase, um diese Ansiedlerin auf dem Berge zu vertreiben, und sie setzte sich immer wieder hin. Graupenschieber spielte also nicht nur Violine, sondern man konnte auch sagen: „Er spielte Nase!“ — Neben ihm saß Graupenschieber fille und frottirte die Violine. Alwine war so mager, daß man fast nur die Violine sah, und in einiger Entfernung glaubte man, die Violine spiele sich von selbst. Sie hatte eine besondere Passion, in der Applikatur zu spielen, und ihre Finger fuhren wie die soliden Zahnstocher auf den Saiten herum. — An Alwinens Mundwinkeln hing noch ein nachgelassenes Fragment von einem Butterbrot, um welches sich ein ganzer Schwarm von Verleger-Gelsen versammelte. Sie suchte diese zudringlichen Gäste durch Zucken mit den Lippen und mit dem Munde zu verjagen und schnitt solche Gesichter und Grimassen, daß eine Gelse sich wirklich davonmachte, um sich, wie sie sagte, nicht zu versehen. — Am komischsten sah Lautsch aus, wenn er blies. Sein Näschen, das ohnehin nur wie ein I-Tüpfelchen über seinem Munde stand, zog sich, wenn er die Backen zum Blasen voll nahm, ganz bescheiden bis in die innerste Schlucht dieser Backen zurück, und wurde nur wieder, wenn er den Wind aus

den Backen ausließ, auf einen Augenblick, wie ein auftauchendes Wasserveilchen, sichtbar. — Die ganze Gesellschaft lag im Grase und streckte lauschend, wie die Laubfrösche, die Köpfe in die Höhe. Madame Graupenschieber konnte die Virtuosität ihres Mannes nicht genug bewundern, und sie sagte zu der Frau Rogenbrösel: „Mein Mann hat gar keinen Meister gehabt, er hat das Alles aus sich selber gelernt, Alles aus dem Grammaire!" — „Ja!" erwiederte Frau Rogenbrösel, „der Künstler muß Einem von Mutterleib aus kommen, ich sag' immer: nur natural, nur natural!" — „Und," fuhr Madame Graupenschieber fort, „meine Alwine ist g'rad auch so kein' Idee von Talent, blos Schenie, Schenie!"

Rogenbrösel Tochter war indessen auf meiner Schulter selig entschlummert, sie mußte träumen, sanft und wonnig träumen, denn sie schnarchte fürchterlich! Ich glaubte, es spielte in ihrer Kehle ein Lautsch die Klarinette!

O Leser, „hast du die Liebe nie schnarchen gehört, nie hast du die Liebe gehört!"

Sie schnarchte an meinem Herzen, als hätte sie mein Herz zur lebenslänglichen Kammerschnarcherin ernannt.

Während mich Rogenbrösel auf der einen Seite mit den geheimsten Gedanken ihrer Seele anschnarchte, wand sich Fräulein Silberheitel durch das Gras zu mir heran, wie eine Eidechse, um mir ihre Gefühle mitzunäseln: »Ah, ma bonne, comme Lautsch souffle la

clarinette!« — »Ah, oui,« erwiederte ich, und sah dabei auf die schnarchende Rogenbrösel, »quelle souffleuse!«

Indessen war in Blauhappel's Brust die Eifersucht entbrannt, er schob sich zu mir heran und fragte: „Wissen Sie, daß Mamsell Rogenbrösel meine Zukünftige ist?“ Dabei streckte er mir die Hand wie fünf gespitzte Bleistifte entgegen.

„Wie?“ sagte ich, „diese Gegenwärtige ist Ihre Zukünftige?“

„Ja,“ sagte er, „und wenn sie schlummern will, so kann sie an meinem Herzen schlummern!“

„Wie?“ fuhr ich auf, „an Ihrem Herzen soll sie schlummern, und an meinem Herzen soll sie schnarchen? — Wo der Mensch schlummert, da soll er auch schnarchen; folglich, wo der Mensch schnarcht, da soll er auch schlummern!“

Die Silberheitel näselte mir ins Ohr: »Oh, ma bonne, Mr. Blauhappel est très jalousie à la Rogenbrösel!«

Ich rüttelte die Rogenbrösel auf, wie einen Federsack; als sich nach und nach ihr Schnarchen in ein leises Murmeln und endlich ganz verlor, und sie die Aeuglein aufschlug, sagte ich ihr: „Fräulein Rogenbrösel, es ist nicht jeder Sterblichen gegönnt, an dem Herzen eines großen Dichters, ich meine: an dem großen Herzen eines Dichters zu schnarchen.“

„Du hast geschnarcht, dein Lohn ist abgetragen!“ und damit lehnte ich sie an Blauhappel's Schultern,

der unter dieser Last zusammenbrach, und ins Gras hinsank.

Die Nacht brach indessen ein; der Familien-Wagen nahte sich durch das Dunkel wie eine ungeheure, ahnungsreiche Zukunft; wir Alle rafften uns und die leeren Körbe auf, und zogen paarweise in die Arche ein. Ich aber machte mich in der Dämmerung wieder an Fräulein Rogenbrösel an, und bat sie, sich zu mir in den Hintergrund des Wagens zu setzen; denn, dachte ich: „Wer weiß, was in des Wagens Hintergrunde schlummert!" Auf der andern Seite applizirte sich die Silberheitel zu mir; der Wagen setzte sich in Bewegung, und wir traten den großen Rückzug an! Noch vor Nußdorf ergab sich Fräulein Rogenbrösel der süßen Gewohnheit des Schnarchens hin, so daß Graupenschieber sagte: „In Nußdorf donnert es schon!" und ich sagte, wie Pitt im Unterhause: „Gut, Ihr ruft den Donner auf mein Haupt herab, so soll es für mich donnern!" Fräulein Silberheitel lehnte sich an meine Seite schmachtend an, wie ein umgesunkenes Lineal, und lispelte, in Schwärmerei aufgelöst, indem sie mir die Hand drückte und in den Mond hineinsah: »J'aime la chandelle de la luna, vous pas?« — Mir fiel Dory ein:

»A la clair de la lune
Je tombai dans un trou,
Qu'il est doux pour sa brune
De casser le cou!«

Endlich gelangten wir bei dem Hotel Graupenschieber's an; ich machte ein französisches Compliment und hörte nur noch, wie Graupenschieber der Rogenbrösel noch eine zweite Partie in das Gras bei Purkersdorf vorschlug. Guten Appetit!

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten.

Don Carlos mit Butter,

oder:

Die Lese-Société.

Introduktion.

Lieber Joseph, seid'ne Strümpfe!
Weißt, wohin ich geh'?
Mich erwartet schon um sieben
Eine kleine Société.

Arbeit gibt's von allen Seiten,
Arbeit, wo ich hin nur seh',
Und die größte Arbeit wartet
In der kleinen Société.

Schnupfen hab' ich, Gliederreißen,
Und es thut der Zahn mir weh,
Alles das wird wohl kuriren
Heute noch die Société.

Dunkel ist es, kalt und windig,
Und es fällt ein großer Schnee,
Doch ich segle durch die Lüfte
In die kleine Société.

Esse erst ein Dutzend Würstel,
Denn mir ahnt ein grüner Thee,
Und ein blaß platonisch Bretzel
In der kleinen Société.

Lege auch noch etwas Watte
In die Schuh', auf meine Zeh';
Denn mir schwanen große Füße
In der kleinen Société.

Und ich blase meinen Odem
In die Handschuh von Glacé,
Und wir treten aufgeblasen
In die kleine Société.

Herr von Zitterl hat ein schönes Haus in der Vorstadt, in diesem Hause eine Stube voll Töchter über der Erde, und einen Keller voll Wein unter der Erde; die Töchter sind alle auf Romane und der Wein aller auf Bouteillen gezogen. Frau von Zitterl hat ihre Töchter zu Arbeitsfurcht und Leseliebe erzogen, und von Zitterl hat jährlich seinen Töchtern ein Jahr abgezogen und seinem Wein zugelegt. Anno zwei und zwanzig war seine älteste Tochter 28 Jahre alt, und sein ältester Wein ein halbes Jahr. Anno sechs und dreißig war die älteste Tochter

vierzehn Jahre, und sein Sechsunddreißiger Wein auch vierzehn Jahre alt!

Amalgunda Zitterl war die Erste, die älteste Jüngste, und Theone Zitterl war die jüngste Jüngste.

Alle Zitterl's haben von ihren Aeltern die große Wahrheit gehört: „Wer Geld oder ein Haus besitzt, der kriegt schon einen Mann, ohne alle andere Zuthaten." Allein große Wahrheiten haben schon große Männer stecken lassen, warum nicht auch einmal ein halb Dutzend Zitterl's?

Die Zitterl's haben durch Putzliebe, Schnippigkeit, Leerheit an Herz und Geist, durch große Ansprüche alle Bewerber verscheucht. Der Herbst, der fatale, der unleidliche Herbst, der Lebensherbst nämlich, kam heran, die Haus-Pique-niques-Schwalben flogen davon, die Ball-Leimruthen hielten weder einen Goldfasan noch einen Gimpel mehr fest, und die Zitterl's lernten noch eine harte Wahrheit kennen, die sie zwar nicht stecken, aber sitzen ließ, die Wahrheit: „Wer viel klaubt, bleibt selbst unaufgeklaubt!"

Herr von Zitterl spannte seinen Zins immer höher, und die Zitterl's ihre Ansprüche immer tiefer; allein ein Quartier muß der Mensch haben, aber eine Zitterl nicht, und so fand sich richtig um Michaeli und Georgi immer ein Miethsherr, aber nie ein Ehe-herr ein!

Die Liebe macht erfinderisch, ja wohl; die Noth macht auch erfinderisch, ja wohl; aber eine Mutter, die ihre Töchter verheirathen will, ist am erfinderisch'sten! Gebt einer Mutter, die vier heirathsfähige Töchter hat,

vier zu erringende Schwiegersöhne am Nordpol, und die Nordpol-Expedition wird gelingen, sie muß gelingen!

Frau von Zitterl hat einen neuen Versuch gemacht, Gesellschaft ins Haus zu bekommen, eine: Lese-Société!

Es wurde nämlich alle Wochen ein Stück gelesen, und in Rollen vertheilt. Jeder und Jede las eine Rolle. Man las Shakespeare, Goethe, Schiller, nur Klassisches; in den Zwischenakten wurde Butterbrot gegessen und Wein getrunken, und hie und da eine Aktion nachgeholt.

Frau von Zitterl hatte mich auf einem Hausballe kennen gelernt, und in einer meiner liebenswürdigen Minuten versprach ich ihr mit Hand und Mund, in der nächsten Lese-Société eine Rolle zu lesen.

So oft, das heißt, so selten ich noch liebenswürdig war, ich hab' es noch immer bereut!

Zwei Tage darauf kam ein Billet von der Frau von Zitterl, mit der Bitte, mir eine Rolle in dem nächst zu lesenden Stücke: „Don Carlos" zu wählen. Ich schwankte lange zwischen der Infantin Clara Eugenia und der Prinzessin Eboli, endlich übermannte mich die Bescheidenheit, wie das bei allen theatralischen Künstlern der Fall ist, und ich wählte den Posa.

Es war ein schweigsamer Januar-Abend, die Sterne blinzelten so begehrlich herab, die Luft war lau wie das Publikum bei einem klassischen Stück, die Nacht sah gar nicht darnach aus, als ob ein ungeheurer Gräuel in ihr geschehen sollte, und doch, und doch, — o gütiger Himmel! dennoch las Amalgunda Zitterl die Eboli!

Ein allgemeines „Ah!" empfing mich, als ob mich Stuwer eben losgelassen hätte. Ein Stein oder Ziegel Butter stand inmitten des Tisches, und der Stein kam mir vor, als wär' er mir vom Herzen gefallen. Mehrere Messer und Brot-Räder lagen auch bereit, zwei große Flaschen des jüngsten alten Weines, kurz Alles war da, was zu „Don Carlos" unumgänglich nöthig ist.

Auch verschiedene „Don Carlosse", blaue, grüne, broschirte, steife, schmutzige und reine, lagen um die Butterschüssel herum. Das Schlachtfeld lag im dumpfen Schweigen. Die Würger mit blutdürstigen Seelen saßen mit funkelnden Augen da. Frau von Zitterl stellte mir die Helden des Stückes vor. Herr Schlehdorn war Don Carlos. Er war ganz dazu geschaffen. Von Geburt ein Bordenwirker, durch Schicksal aber Tapezierer, schien er dazu geboren, der Schöpfer eines goldenen Reichs zu werden, und späterhin sogar einen Thron auszuschlagen; Schlehdorn war genial gekleidet, Kragen und Halstuch locker herabschlotternd, so daß ich glaubte, das wären „die flandrischen Provinzen, die an seinem Halse weinen!"

Ein Herr von Eierweiß war Philipp.

Er war von Erziehung Wachskerzenfabrikant und konnte wie Philipp ausrufen: „In meinem Reiche geht die Sonne nie unter!"

Ein Herr Gallonenzwicker war der Herzog von Alba. Er war Handlungsbeflissener und brachte daher wie Alba ein großes vermessenes Wesen mit, und wenn er seine Waare ausschnitt, so war er, wie Don Carlos von

Alba sagt: „Ein Schnitter sonder Gleichen!" Von den weiblichen Hauptrollen nenne ich noch: Mamsell Sternschnitz als Elisabeth.

In Steiermark geboren und zur Gouvernante erzogen, war sie dreizehn Jahre lang Gesellschafterin einer tauben Herrschaft, welcher sie vorlesen mußte. Sie hatte eine Stimme, daß, wenn sie in Wien las, die steierischen Berge furchtbar wiederhallten. Ein Organ, ganz wie zur Elisabeth geschaffen!

Theone gab die Mondekar, und ich freute mich schon voraus, daß sie bald Zeit bekommen wird, zehn Jahre fern von Madrid darüber nachzudenken.

Herr von Zitterl war Regisseur und strich alle andern Personen fort. Man weiß, wie Regisseurs mit Stücken umzugehen pflegen:

„Wehe, wenn sie losgelassen,
Streichend ohne Gran Verstand,
Durch die vollen Zeilengassen
Streichen mit verweg'ner Hand;
Denn die Regisseure hassen,
Was der Dichter wohl verstand!"

Die Olivarez, den Lerma, den Taxis strich Herr Zitterl so fort, als ob sie auch Butter gewesen wären, ja er legte die verwegene Hand an die Herzoge von Feria und Medina Sidonia! Ja, einem Hausherrn ist Niemand heilig als seine Einwohner, und die Herzoge von Feria und Medina Sidonia wohnten nicht bei Zitterl! Herr von Zitterl kündigte mir an, daß gleich angefangen, und in den

Zwischenakten Butterbrot gegessen wird. Ich hätte mich gerne blos auf die Zwischenakte abonnirt; da kommt man oft besser weg, insonders wenn keine Ouverturen und Symphonien gespielt werden.

Die Frau von Zitterl war ganz glücklich, daß ich eine Rolle lesen werde; ich glaubte, sie habe für die Eboli ein Auge auf mich und dachte mir: „In diesem Falle bleibt Posa Maltheser-Ritter!"

Die Sitzung begann. Noch kannte ich das volle Maß der Freuden, die auf mich warteten, nicht. Eboli-Zitterl wollte mit mir aus einem Buche lesen, und Elisabeth von Valois hatte einen solchen Husten, daß sie, gerade als ich im Garten von Aranjuez zu ihr sagte:

„Die neue Regung
Erstickt die leise Stimme der Natur."

in einen solchen Rassel-Husten ausbrach, daß Herzog Alba seine Grandezza vergaß und zu ihr sagte: „Sie haben einen rechten Schafhusten!"

Eboli-Zitterl, die holde Brünette, rückte nagelfest an mich heran, leider war sie auch kurzsichtig, und mein blondes und ihr schwarzes Haupt lagen wie eine Mundsemmel und ein Indianerkrapfen auf der schönen Cotta'schen Ausgabe von Schiller in Einem Bande. Ich ergab mich dem Schicksal auf Gnade und Ungnade, und der Don Carlos mit Butter begann.

Der erste Streich fiel auf mein Haupt. Ich als Posa hatte die erste Scene mit dem Tapezierer-Carlos; der gute

Carlos konnte die Buchstaben w, b, p, d, t und g, k nicht unterscheidend aussprechen, alle klangen gleich hart und weich, und er fing an mit einer Stimme wie wenn ein gebratener Apfel zerplatzt:

Carlos.

„Wer kömmt? — Was seh' ich? — O ihr kuden Keister!"

Mir fuhr eine Trepanirnadel durch's Herz, aber ich raffte mich zusammen und las mit einer Stimme wie Futterbarchent: „Mein Carlos!"

Carlos.

„— — — — tu bustest,
Tas Carlos ohne Enkel bar, tu santest
Mir tiefen, und ich frake noch?"

Während dieser Scene machte ich die Bemerkung, daß Don Carlos mit der jüngsten Zitterl liebäugelte; als er sagte: „Ich lipe meine Mutter!" — blickte er sie mit Seidenbordenblicken an; Theone aber schien hungrig zu sein, denn sie hatte einen Reifen Brot mit geschickter Wendung unter ihr Buch herangezogen, wahrscheinlich wollte sie es mitnehmen, wenn sie zehn Jahre entfernt von Madrid leben sollte. Don Carlos aber rief immer wüthender aus:

„Tas seh' ich ja, und tennoch lipp' ich!"

Amalgunde hatte mir während der ganzen Scene ins Ohr gesprochen, sie sagte mir leise: „Merken Sie nichts? meine Schwester und der Schlehdorn?" In der Zerstreuung richtete ich die Worte Posa's an sie:

„Auch meine Stunde schlägt vielleicht!"

Amalgunde erbebte wie ein Mehlauflauf und sah

mich mit einem übertragenen Liebesblick an; ich aber stieß die folgenden Worte Posa's:

„O, mein Gott!"

mit einem Schrei heraus, daß die Gesellschaft zusammenfuhr, und die Marquisin von Mondekar ein Stück Butterbrot, welches sie eben versteckt zum Munde führte, vor Schrecken dem Tauer'schen Schiller auf das weiße Haupt fallen ließ! Nun kam die Scene im Garten zu Aranjuez. Die Königin, Eboli, Mondekar.

Die zwei Zitterl hatten ein gleiches ungleiches Schicksal. Der Zahn der Zeit, der eine Zahn, der allen Frauenzimmern wehe thut, hatte den beiden Schwestern einige Zähne ausgezogen, aber zum Unglück Amalgunden auf der rechten Seite, Theonen auf der linken Seite. Beide suchten die dadurch entstandenen Gedankenstriche in den Zahnreihen durch die Bedeckung mit den Lippen zu verhüllen. Amalgunda verzog den Mund und sprach halbrechts, Theone sprach halblinks; Amalgunda sah aus, als ob sie sich rechts etwas ins Ohr sagen wollte, Theone, als ob sie sich links etwas ins Ohr sagen wollte. Theone lispelte, Amalgunda schnarrte. Mamsell Sternschnitz aber, die Königin, sprach alle Buchstaben wie harte Eier aus, und das R klang wie tz, z. Sie begann:

„Sie will um mich haben, Mondekaz!"

worauf die Eboli bekennt, daß sie:

„Madrrid mit grrroßen
Frreuden wiederrr sehe!"

und die Mondekar sagte:

— „ẞie sollten
ẞo unsern von Aranjueß sich trennen?"

Die drei Damen fegten nun die Scene glücklich durch, bis ich wieder an die Reihe kam, und Carlos zu der Königin brachte. Da ging es los, wie beim babylonischen Thurmbau, kaum wußte ich, ob deutsch gelesen wurde:

Carlos.

Sie haben nie gelipt?

Königin.

— ich liebe nicht mehz!

Carlos.

Beil es Ihr Herz, beil es Ihr Eit berbidet?

Königin.

Verlassen Sie mich, Pzinz!

Carlos.

Beil es Ihr Herz, beil es Ihr Eit berbidet?

Königin.

O Cazlos! —

Nun kam der Wachskerzen-Philipp. Der hatte sich eine eigene Deklamation gebildet: alle „ei" hat er wie „äu", alle „i" wie „ü", und alle „e" wie „ö" ausgesprochen.

— „So alläun, Madame?
Und auch nicht äune Dame zur Begläutung?
Wo blüben Uehre Frauen?"

Auch das ging vorüber, und in der Schlußscene des ersten Aktes mußte ich noch einmal mit Don Carlos lesen. Der Tapezierer reichte mir die Hand:

„Komm, Arm in Arm mit dir,
So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schrangen!"
und in einem Nu flogen die Don Carlosse alle vom Tische, und der ganze spanische Hofstaat stürzte sich auf die Butter los.

Don Carlos fraß eine furchtbare Handschrift! lauter gothische Bissen. Dazu schenkte er sich von dem Zitterl-Wein die Gläser so voll, daß er den Tisch überschwemmte, und ich ausrief:

„Stolz will ich den Spanier, wenn auch der Becher überschäumt!"

Am meisten aß die Marquisin von Mondekar; ich wollte auch etwas in diesem Artikel thun, allein die Frau von Zitterl meinte, in den Zwischenakten kann ich die lesende Gesellschaft kritisiren. „Kritisiren?" sagte ich, „mit Vergnügen! Sehen Sie, Sie, Marquisin, Sie verschlucken zu viel! Sie gehen zu wenig ins Detail, aber Sie füllen Ihren Platz aus! — Sie, Infant von Spanien, Sie nehmen das Maul zu voll, Sie lassen sich von Ihrem Gegenstand zu viel durchströmen! Sehen Sie — (die Prinzessin Eboli bemächtigte sich so eben eines halben Laib Brotes) — Sehen Sie, die Kunst geht zwar nach Brot, aber die Muse soll, wie Schiller sagt, keine Kuh sein, die uns mit Butter versorgt." — „Reden Sie von mir?" fragte die Eboli und strich ein halbes Pfund Butter auf etliche Stücke Brot.

Endlich waren die Flaschen geleert, die Butter halb

aufgezehrt, man wischte sich den Mund und fing weiter zu lesen an.

Die edlen Spanier hatten eine furchtbare Niederlage in unserer vaterländischen Butter angerichtet! In dem ungeheuren Butterberge waren ganze Höhlen und unterirdische Gänge ein- und ausgegraben, und wenn die lesenden Lippen auch nicht von Beredtsamkeit träufelten, so träufelten sie doch von Fettigkeit. Insonders Carlos und Elisabeth, die durch nichts getrennt waren, als durch den Butterberg, schienen wirklich alle Berge ebnen zu wollen, oder vielmehr es schien, als hätten sie sich im Mittelpunkte der Butter ein Rendezvous gegeben, und eilten nun mit allem Eifer leidenschaftlicher Liebe gegenseitig einander zu.

Auf die Kunst scheint Butter keinen günstigen Einfluß auszuüben, denn vom zweiten Akte an trat eine sichtliche Lauheit in dem lesenden Personale ein; fast Jeder hatte noch einen Rest Brot und einen Zahnstocher in der Hand, welches ich erst bemerkte, als Eboli zu Carlos sagte:

„Diese Hand hat noch zwei kostbare Geschenke zu vergeben!"

Der Regisseur Zitterl war höchst nachlässig, und Alles ging nun bunt über Eck.

Nur ein einziges Mal warf er eine Bemerkung auf; bei der Stelle Philipp's:

„Ja, Herzog Alba — Ihr habt recht — das könnte
Zu etwas Schrecklichem mich führen!"

machte er die Bemerkung auch, das: „Ihr habt recht“ müsse für sich und mit leiser Stimme gesprochen werden, denn, so argumentirte er, eine Pause ist ein Gedankenstrich, das heißt, man läßt die Worte blos so herausstreichen, als ob's in Gedanken geschehe. „Nicht wahr, Herr S.?“ fragte er; ich aber erwiederte: „Wo vorne eine Pause ist, da hat sich der Dichter etwas gedacht, da braucht der Leser nichts zu denken; wo hinten eine Pause ist, da soll sich der Leser etwas denken, und der Dichter denkt nichts; wo hinten und vorne eine Pause ist, da denken Leser und Dichter vorne nichts und hinten nichts. Ueberhaupt gebe ich Ihnen folgende Lebensregeln über die Interpunktation an: Wo in einem Satze der Sinn halb ausgeht, da kommt ein Komma (,); wo der Sinn dreiviertel ausgeht, da kommt ein Semikolon (;); wo der Sinn ganz ausgeht, da kommt ein Punkt (.); wo der Sinn gar nicht mehr geht, da kommt die Pause (—); wo der Sinn erst nachkommen soll, da kommt ein Doppelpunkt (:); und wo der Sinn Mitleid erregt, da kommt ein Ausrufungszeichen (!).“ — Nach diesen kleinen Zwischenscenen wurde zu lesen fortgefahren, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß Manche zwei Blätter umschlugen, ohne daß sie es selbst oder die Andern bemerkten. — Es wurden inzwischen mehrere Privatunternehmungen befördert. Die Marquisin von Mondekar rächte sich in ihrer zehnjährigen Verbannung an König Philipp damit, daß sie ihn mit einem Strohhalm, den sie im Munde naß machte, hinter den Ohren kitzelte. In der Scene,

die er mit dem Marquis hatte, trieb sie dieses geistreiche Spiel mit Leidenschaft, so daß Philipp bei den Worten:

„Seht in meinem Spanien euch um!"

nach seinem Ohre griff und ausrief:

„Aber zum Teuxel! hören's auf!"

Während dieses vorging, hatte der Herzog Alba mit Elisabeth ihrerseits auch ein Zwischenspiel begonnen, nämlich mit Kreide einen Buchstaben auf den Tisch zu schreiben, unter der Hand, und der Andere muß ihn errathen, oder er kriegt einen Nasenstüber. Der Herzog hatte schon an zwanzig Nasenstüber von Elisabeth bekommen. Wenn er einen falschen Buchstaben rieth, jauchzte Ihre Majestät laut auf und höhnte ihn. Ich war grad' im schönsten Zug, im Kerker bei Carlos, und deklamirte:

„Doch jetzt,
Jetzt fällt ein Sonnenstrahl in meine Seele!"

da rief die Königin aus:

„Ja, Schneckenbaztel!"

Alba hatte nämlich wieder den Buchstaben nicht errathen.

So ging das Ding fort; mich tödtete Gottlob gleich darauf der Schuß durch's Gitter. Der König kommt, Alba, alle Granden, Carlos bleibt gelassen, streckt die Hand mechanisch nach der Butterbrotschüssel aus und sagt pathetisch:

„Da liegen meine Reiche!"

Ich benützte meinen Tod und freute mich nun meines Lebens.

Die Schlußscene kam heran. Königin, Carlos.

Königin. „Stehen Sie auf, Cazl!"

Carlos. „Ich lipte, jetzt pin ich erbacht!
Und jetzt zum letzten Lepebohl!"
(Er küßt sie.)

Königin. — „O Cazl,
Was machen Sie aus miz?"

So ging die Scene fort, bis Carlos ausrief:
„Gute Nacht denn, Butter!"

Der König sprach:
„Ich habe
Das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!"

Das ließen sie sich gesagt sein; sie thaten das Ihre; sie fielen über die Trümmer Karthago's, über die letzten Butter-Mohikane her, und führten sie vom Leben zum Tode über.

Die Zitterl's sprangen auf, und Alle riefen:
„Das war einmal ein reiner Seelengenuß!"

So ganz rein war der Seelengenuß nicht, denn auf den Buttermessern lag etwas grüne Erinnerung an eine Spinat-Vergangenheit.

Alle fielen sich in die Arme; auch die Eboli mir, wie ein alter Klassiker. „Nun," sagte Herr Zitterl, „wollen wir gleich beschließen, was wir nächstens lesen wollen!" „Wallenstein!" — „Nein, Nadan der Beiße!" — „Nein, Zomeo und Julie!" — „Nein, Hamlet Prrrrinz von Dänemarrrk!" — Endlich blieb es bei „Zriny", und mir wurde der Soliman zugedacht.

Als ich mich der verehrten spanischen Gesellschaft empfehlen wollte, wurde ich durch die Nachricht freudig überrascht, daß ich die Elisabeth nach Erdberg zu begleiten habe.

Ich packte sie wüthend unter den Arm, schleppte sie durch Koth und Morast, durch Kreuz- und Quergassen nach Hause.

Ich wollte sie gern dem Herzog von Alba übergeben, allein der wohnte an der Hundsthurmer-Linie! Ich wünschte ihm glückliche Reise!

— „Sie nehmen gutes Wetter mit;
Wir haben jetzt April, — Mai, — Junius, —
Julius, spätestens im Anfang Augustus
Können Sie dort sein!"

Ich segelte mit meiner Elisabeth durch die Weißgärber. An der Brücke war ein solcher Morast, daß Elisabeth einen Schuh stecken ließ und ihn eine halbe Stunde lang suchte; ich deklamirte aus Schiller's „Resignation", indem ich gegen Himmel sah und auf die Elisabeth zeigte:

„Hier steh' ich an deiner Schauerbrücke,
Furchtbare Ewigkeit, empfange deinen
Vollmachtsbrief zum Glücke, ich bring' ihn
Unerbrochen dir zurücke!"

Die Königin stand im Moraste mit einem Strumpfe, und einem kothigen Schuh in der Hand, sie zeigte mir den ruinirten Schuh:

— „Marquis,
Ist keine Rettung möglich?"

Da stand sie; Elisabeth unter den Weißgärbern; sie stand da wie eine Ente und zog immer einen Fuß in die Höhe. Ich aber stürzte auf sie zu, wie sie da stand im Schneelichte, wie ein zerbrochener Wegweiser, ich stürzte vor sie hin, rief aus:

„Königin!
Das Leben ist doch schön!"

und überließ diese Margarethe von a h n S c h u h (Anjou) der Brücke, welche die Zeit von der Ewigkeit trennt. Mein Bedienter erwartete mich, ich legte mich nieder, nachdem ich ihm sagte: „Wenn mich morgen Jemand mit der türkischen Krone sucht, so bin ich nicht zu Hause."

Am andern Morgen ging ich an das Grab der Elisabeth an der Weißgärber-Brücke; allein sie war nicht mehr da — blos ein einziger, umfangsreicher Fußtritt im Schnee schien zu sagen:

„So vergeht alles Große!"

Das Concert durch die Fensterspalte.

Jeder Tag ist wie ein Spargelstück, man kann nur die oberste Spitze, den Morgen, genießen, das andere holzige Ende wirft man fort: man geht in Gesellschaft oder ins Theater. Je kürzer der Tag und der Spargel werden, desto holziger wird ihr Ende. Ach! was ist ein Hamster für ein glücklicher Mensch! Er schläft den ganzen Winter! Der Mensch aber ist ein sonderbares Geschöpf! Er schläft nie weniger, als wenn er recht schläfrig ist! Im Winter ist er den ganzen Abend schläfrig und kann die ganze Nacht nicht schlafen.

Man sagt, die Liebe ist erfinderisch. Das mag sein, allein die Langeweile ist noch erfinderischer; die Liebe erfindet, die Langeweile schaffet; in einem langweiligen Augenblicke schuf der Mensch Kartenbilder, Kartenfiguren; und diese Wesen machen oft das Paradies der Menschen aus. Wenn ich so da sitze und Coeur-Dame oder Treff-König in der Hand habe, so glaube ich immer, sie sehen mich höhnisch an und denken sich: „Du glaubst mit uns zu spielen, und wir spielen doch eigentlich mit dir!" und doch wiederum, welche Wohlthat liegt in der Erfindung

der Karten! Was die Erfindung der Rumforder Suppen für den leeren Magen ist, was die Erfindung des Courmachens für das leere Herz ist, das ist die Erfindung der Karten für den leeren Geist! Das Kartenspiel ist eigentlich nichts, als das wundersame Mittel, durch welches Menschen, die nichts denken, dennoch wissen, was sie gegenseitig denken.

Und dann, welche Rettungsmaschine, welcher Blitzableiter ist das Kartenspiel nicht, wenn man lauter Dukaten und Tausender denkt, und gar keine kleine Münze, keine kleine Scheidemünze zum Gespräch hat; wenn man gerade keine Pfennig- und Heller-Gedanken hat, um sie in der Gesellschaft auszugeben, und dennoch geht die Conversation mit dem Klingelbeutel herum und will, daß man sein Diskurs-Scherflein beitrage; dann, in solchen Augenblicken, wo der innere Geist die große Nothglocke zieht, dann kommt das Kartenspiel wie ein Retter in der Noth, wie das letzte Mittel, und man greift nach den Karten, um seine Gedanken zu schonen und sie nicht verwechseln und ausgeben zu müssen! Dann am Ende rechne ich gewöhnlich zusammen: „Verloren in Whist oder Boston drei Gulden dreißig Kreuzer, gewonnen an ersparten Reden und geschonten Gedanken neun Gulden achtundvierzig Kreuzer!" Da ist am Ende noch ein großer Gewinn dabei. Wenn ich in Gesellschaft gehe, so stecke ich einige Gulden, vier Whist-Marken, drei Anekdoten, zwei Original-Gedanken und einen halben Seufzer zu mir. Damit kann man in jeder Gesellschaft auskommen, war der liebenswürdigste Gesellschafter und bringt

am Ende seine Gedanken unverzehrt zurück! Der halbe Seufzer aber läßt sich überall ausgeben, und kann man ihn auch nicht in der Gesellschaft anbringen, so drückt man ihn beim Hinausleuchten dem Stubenmädchen in die Hand.

Die guten Gedanken lieben keine Gesellschaft, die kleiner ist, als die Zahl der Grazien, und keine, die größer ist, als die Zahl der Musen. Die Karten und Anekdoten aber sind für die kleinste, wie für die größte Gesellschaft; und hat man keine neuen, so spielt man mit überspielten Karten, und erzählt überspielte Anekdoten.

So wie aber in der Kunst, in jeder Kunst, der Dilettantismus das Gräßlichste ist, so ist es auch im Kartenspiel; die Karten-Dilettanten, das sind die Würgengel der menschlichen Geselligkeit! Ein Mensch, der gar keine Karten spielt, ist blos ein Gedankenstrich, eine Pause in der Gesellschaft; man kann sich etwas bei ihm denken; ein Mensch, der gut Karten spielt, ist wie ein geschickter Barbier, er rasirt nur die Zeit mit einer Schnelligkeit, mit einer Glätte weg, daß ich es kaum weiß und kaum empfinde; ein Mensch aber, der auf den Karten dilettirt, der ist wie ein schlechter Barbier, der nur mit einem stumpfen Krautmesser, mit steifer Hand jämmerlich die Zeit abzwickt. Wer sich mit einem schlechten Kartenspieler an den Spieltisch setzt, der nehme nur ja sogleich einen Mantel aus Wachstaffet um seine Geduld! So ein Karten-Dilettant ist wie eine schlechte Sängerin, die eine Arie verdirbt und maltraitirt! Wenn sich nun noch obendrein so ein Karten-Dilettant noch lange dazu besinnt, und dann immer richtig einen Fehler spielt, dann mache man sogleich

sein Testament und hinterlasse seinen Kindern, nie mit Dilettanten Karten zu spielen. Kartenspiel ist ein Gift, ein Gift, welches die Zeit tödtet; gut, will man sie tödten, so tödte man schnell, man gebe aus Menschlichkeit ein schnell tödtendes Gift; schlecht spielen aber ist ein langsam tödtendes Gift, es operirt nur schleichend; die Zeit wird gequält, und gemartert, und langsam zu Tode gekneipt! Es ist entsetzlich! Wer schlecht Karten spielt, der rädert die Zeit von unten hinauf, und die Zeit zappelt immer, nicht todt und nicht lebendig, unter seinen Marterhänden.

Noch eine Hauptregel beim Spielen ist: man spiele nie mit einer Person, die liebt, wenn der Gegenstand ihrer Liebe in demselben Zimmer oder im Nebenzimmer ist; die vergibt immer die Farben, und wenn man Treff spielt, gibt sie doch stets Herz zu. Da aber in der Regel von drei Frauenzimmern immer eine liebt und zwei verliebt sind, und die vierte eben auf dem Sprunge ist, sich zu verlieben, so sehe man, wenn man mit Frauenzimmern spielt, daß ihr Gegenstand auch mitspiele: dann spielen sie doch aufmerksamer. — So muß sich der Mensch stets ein eigenes Erfahrungsbüchlein schreiben, über die Art und Weise, wie er seine Abende todtspielen, todtsprechen oder todtlieben will. Ich habe zuweilen noch eine vierte Manier, nämlich die, meine Abende todtzujagen. Ich gehe dann den ganzen Abend auf den Straßen herum, in die entferntesten Vorstädte, in die kleinsten Gäßchen. Solche Reisen sind nicht übel, und man lernt immer etwas, oder es begegnet Einem etwas, was belehrt, amusirt, und was nützlich ist,

Ich schlenderte also Abends, um mir die Stadt aus den Gliedern herauszugehen, in die *** Vorstadt und strich in den Straßen herum. Da ertönte aus dem Fenster eines Erdgeschosses Musik und Gesang; ich sah mich um und erblickte ein Mädchen, welches durch eine Spalte des Fensterladens in das Zimmer hineinsah, aus dem die Töne herausklangen. Musik, Gesang und ein Mädchen, was braucht ein vazirender Dichter mehr, um angezogen zu werden? Ich nahete mich dem Mädchen, welches halb gebückt da stand und in das Zimmer hineinsah, um über sie auch in das Zimmer hineinzusehen. Das Mädchen hörte mich kommen, doch ohne um- oder aufzuschauen fragte sie blos: „Lorenz, bist du's?" Die Stimme klang so sanft, und es lag so viel Hautgout der Liebe in ihr, daß ich beschloß, Lorenz zu heißen; und warum soll der Mensch aus reiner Nächstenliebe nicht auch einmal Lorenz heißen können? Ich fühlte mich in diesem Augenblicke durch und durch Lorenz, und ließ ein halbes „Ja" hören. „O!" fuhr die ungesehene Stimme fort, „da drin ist Concert und Dekelmatorium." Ich konnte unmöglich lange meinen Posten behaupten, und über dem Kopfe des Mädchens auch durch den Laden sehen, ohne mich an ihr festzuhalten. Der Mensch muß im Leben seinen Anhaltspunkt haben. Durch die Spalte konnte ich den größten Theil des kleinen Zimmers sehen, in welchem ein Dutzend Dilettanten, Dilettantinnen und Dilettantchens ein deklamatorisches Concert verarbeiteten. Ein kleines Mädchen saß bei einem Clavier und spielte etwas; was es war, das mögen die Götter wissen, ich und Lorenz, wir konnten es

nicht errathen. Das gute kleine Ding von zehn bis zwölf Jahren hatte drei große Schleifen auf dem Kopfe, wie zum Dohlenfang; sie schüttelte den Kopf wie eine chinesische Pagode, und die drei Schleifen bammelten wie die Sturmglocken hin und her. Auf dem Sopha gegenüber saßen ihre drei Mütter, denn sie waren alle in demselben Grade entzückt und wiegten die drei Köpfe hin und her und vorwärts, wie drei nervenkranke Papageien. Ein junger Mensch mit einem getreidesackfarbenen Frack und einem rothen Halstuch stand mit einem Glas Bier in der Ecke und war ganz selig, er nippte immer ein Bischen Bier und verdrehte dann die Aeuglein wie ein Stieglitz, wenn er trinkt. Das Mädchen arbeitete immer darauf los und war endlich fertig; ein allgemeines Klatschen und Bravo erscholl. Das Mädchen ging, wie ein Fangball, von Hand zu Hand, bis es endlich den drei Sopha-Papageien in die Hände fiel, welche wie die Raben mit ihren Schnäbeln es zusammenpickten. Ein Mann, den ich an seinem behaglichen Gesichte sogleich als den Concert-Arrangirer erkannte, nahete sich mit einem Stück Brot und einem Abschnitt Schinken und reichte es dem Mädchen, welches es auch sogleich mit einem eben solchen Eifer verarbeitete, als ob es ein Clavierstück gewesen wäre. Eine der drei Damen sagte endlich: „Na, Sie glauben gor nit, was der kleine Wurm für ein Genie in sich hat. Stundenlang kann sie Takt halten, ohne auszuruhen!" — „Ja," sagte der dicke Schinken-Ganymed, „und den Generalbaß spielt sie nur von einmal Hören. — Und die vierhändigen Sachen spielt der kleine Teufel ganz allein, sie braucht keinen

Menschen dazu." — Während dieses Gespräches kam von dem Ende des Zimmers eine Figur hervor, die sich in die Mitte des Zimmers hinstellte wie ein Maibaum. „Ah!" rief eine Dame vom Sopha, „der Herr Göth wird deklamiren!" Der Herr Göth fing an sich die Hände zu richten, wie ein Telegraph, knöpfte sich den untersten Westenknopf auf, blies von sich und fing an: „Der Erlkönig, eine Pallade von Göde!"

„Ach, von Göde! das is scharmant! das is ein lieber Kerl, der Göde!" — „Ach, von Göde! der is meine Leib-Lektüre! Er ist immer so romantisch, und dabei doch so pädagogisch!" — Indessen hatte der Telegraph sich fertig gemacht und fing an wie ein Faßzieher:

„Wer reidet so spät durch Nacht und Wind?"

Bei dem: „Wer reitet" fing er zu reiten an und spornte sich selbst mit dem linken Fuße, und den „Wind" blies er von sich, daß er bald die drei alten Frauen fortgeblasen hätte. Bei der Stelle:

„Es scheinen die alten Weiden so grau!"

spreizte er die Hand gerade nach dem Sopha aus, wo die drei Frauen wirklich wie drei alte, graue Weiden dasaßen. Endlich, nachdem sich der Deklamator einige Male selbst beim Kragen nahm, endete er und fiel nach dem Schlusse: „In seinen Armen das Kind war todt!" wie ein morscher Meilenzeiger auf einen Sessel hin. Der Enthusiasmus war unbeschreiblich! Die drei grauen Weiden zitterten vor Entzücken! „Ach ja, wenn man den Göde so hören kann, dann weiß man erst, was der Göde für ein Göde ist

und was der Göde eigentlich will!" Der Hausherr kam wieder mit seinem Dank und obligatem Schinken. Der Deklamator aber lag in den letzten Zügen und röchelte nur schwach all diesen Dank ein. „Nun," sagte die mittlere Sopha-Dame, „werden Milli und Pepi ein Duett aus der „Bestialin" singen!" — Milli und Pepi erschienen. Milli hatte ein hochrothes Kleid an, grüne Schuhe, einen gelben Shawl und blaue Bänder in den Haaren, sie sah aus wie ein pensionirter Tuschkasten. Pepi aber, ein langer, dürrer Dilettant, mit weißen Beinkleidern und Weste, mit einem gränzenlosen schwarzen Frack, kam daher wie eine Meerschwalbe mit weißem Bauch. Sie fingen das Duett aus der „Vestalin" an. Julie-Tuschkasten und Licinius-Meerschwalbe setzten Töne zusammen, von denen der kleinste Ton homöopathisch einen Spontini-Anbeter hätte kuriren können. Julie preßte die Tönchen heraus wie aus dem Halse einer engen Bouteille und warf diese Tönchen mit ihrem spitzigen Näschen immer in die Höhe wie ein indianischer Gaukler; dabei zuckte sie am ganzen Leibe, daß sie aussah wie ein zitternder Regenbogen. Licinius hingegen gab Töne von sich wie die Brocken, und biß alle Augenblicke in die Unterlippe, als wollte er diesen Brocken wieder hinunter schlucken. Dabei schmachtete er nach Julien-Tuschkasten und nahm eine regungslose Stellung an, wie ein Apollo aus carrarischem Parmesan. Gottlob, es war bald zu Ende; ein „Hurrah" und „Bravo" und „Göttlich" erscholl ringsum; es war ein Tosen, als ob ein Wochenmarkt in Musik gesetzt worden wäre; Julie und Licinius

sahen sich an wie die Turtelgänse, und der Hausherr näherte sich mit zwei Portionen Schinken, und „dem Verdienste seine Krone!“ Die Bestialin-Sänger bekamen den besten Schinken. Auch dieser Sturm ging vorüber. Ich wollte schon meinen Posten verlassen, da hieß es: „Die Fräulein Ellis wird nun deklamiren!“ Fräulein Ellis trat hervor. Ein Gesicht wie ein rother Fenstersessel, rund und gut ausgepolstert, mit einer kleinen Idee von einer Nase, die zwischen den beiden dicken Wangen in die Enge kam und mit dem kleinen Stümpschen noch um Rettung zu flehen schien. Ein Paar dünne, lebzeltenfarbene Härchen gaben sich alle Mühe, ein glänzendes Kämmchen zu tragen. Sie trat hervor! „Na! ein Gedicht von Saphir.“

Ich erschrak, daß mir alle Manuskripte im Leibe zitterten, und ich mußte in meinem Schrecken das Mädchen neben mir stark in die Seite gezwickt haben, denn sie schrie laut: „Ober Lorenz, was thust denn?“ In diesem Augenblicke hätte ich alle Haarlocken von Fräulein Ellis darum gegeben, ein Lorenz und kein Saphir zu sein, denn Fräulein Ellis stand schon da mit Aeuglein wie die Gans, wenn es wetterleuchtet, und suchte alle fünf Sprachwerkzeuge zusammen, als ob sie eine Oblate mit sechs Rhabarberpillen verschluckt hätte, und begann mit einer Stimme wie ein gebratener Apfel in der eisernen Röhre:

„Man glaubt gewöhnlich so im Leben,
Es käm' blos auf die Größe an.“

Dabei stellte sie sich auf die Fußzehen, um die Größe anzuzeigen, dann modulirte sie die verschiedenen „na! na!" so heraus, daß ich glaubte, ein geladener Wagen knarre über einen Eisberg herab! Ich seufzte: „Ach, Ellis, warum hast du mir das gethan!" Sie war fertig, glühend roth, und der Schweiß rann ihr über das Ponceau-Antlitz, und sie sah komplet einer schöngebräunten gebratenen Gans ähnlich. Alles umringte und umarmte sie und klatschte, und der Hausherr schleppte neue Schinken heran, und eine von den drei Damen, eine graue mit gefleckten Wangen, eine wahre Forelle, rief ganz hingerissen: „Ach, wenn ich den Saphir jetzt da hätte, ich könnte ihn küssen!" Eine süße Ahnung von einem Nervenschlag durchrieselte mein Gebein, ich glaubte, die Forelle habe mich schon bei den Ohren, schon wähnte ich ihre Lippen zu fühlen; ich sprang entsetzt vom Fenster zurück und lief die Straße hinab. Das Mädchen neben mir lief mir nach und schrie: „Aber wie g'schicht dir denn, Lorenz? Wo rennst denn hin, Lorenz?" Ich aber hörte nichts, sondern sah in Gedanken immer die Forelle hinter mir her mit gespreiztem Munde; da packte mich das Mädchen am Rocke, ich sehe mich um, und siehe da, es war keine Forelle, sondern ein allerliebster Backfisch. Ich stand verdutzt da wie ein Stockfisch; so sahen wir uns lange an, endlich fielen dem Backfisch die Schuppen von den Augen, und sie sagte: „I bitt' um Verzeihung, i hob glaubt, Sie sein der Lorenz." Ich aber erwiederte mit unbeschreiblicher Lieblichkeit: „Ach, ich bitte, der

Lorenz ist auf meiner Seit', ich muß um Entschuldigung bitten; aber es ist meine Schuld nicht, daß ich der Lorenz nicht bin. Aber Sie sind so hübsch, daß ich der Lorenz werden möchte, und da man jetzt Alles in der Geschwindigkeit lernen kann, so werde ich gewiß auch Jemanden finden, der mich unterrichten wird in „der Kunst, in drei Stunden ein Lorenz zu werden." — „Mit wem hab' i die Ehre zu sprechen?" fragte sie mit einem Tone, der schon weniger Lorenz-Klang hatte. „O," erwiederte ich, „Namen nennen mich nicht, aber die Blinden in Genua kennen meinen Tritt; ist dies deinem Ehrgeize genug, so schlag' ein, laß mich deinen Lorenz sein für diese kurze Spanne Zeit." Hier rollte ein Fiaker vorüber, und der Leser kann zu meinem Leidwesen nicht mehr hören, was weiter gesprochen wurde. —

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt

des zweiten Bandes.

Humoristische Bilder und Arabesken.

Seite

Bluetten.

Erzählungen in getuschter Manier.

Album geselliger Thorheiten und Lächerlichkeiten.

Humoristisch-satyrischer Bilderkasten.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

